

# A r c h i v

des Vereines

für

34/7

## siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Bierzigster Band.

1. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins-Ausschuß.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis, E. Dikt.

1916.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Verlag des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.**

a) in Kommission bei Franz Michaelis, E. Dück in Hermannstadt.

**Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen.** I. Bd. von Franz Zimmermann und Carl Werner. II. und III. Bd. von Franz Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Lex.-Oktav.

I. Bd. 1191—1342. Mit 4 Tafeln Siegelabbildungen. 1892. 620 Seiten. Jetzt nur K 5.—  
II. Bd. 1342—1390. Mit 7 Tafeln Siegelabbildungen. 1897. 759 Seiten. Jetzt nur K 5.—  
III. Bd. 1391—1415. Mit 5 Tafeln Siegelabbildungen. 1902. 764 Seiten. Preis K 5.—  
Ausnahmspreis: I. bis III. Bd. K 12.—

**Quellen zur Geschichte Siebenbürgens** (auch unter dem Titel: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation), 1. Band, Hermannstadt, 1880. Lex.-8°. XX, 679 Seiten. Mit 9 Tafeln, Wasserzeichen und Zahlzeichen. Statt K 6.—, jetzt K 2.—

**Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Ungarn.** Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von Georg Müller: 1. Georg Müller, Die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande. Hermannstadt 1912. Preis geh. K 3.60.

**Adolf Reisch, Siebenbürger Münzen und Medaillen von 1538 bis zur Gegenwart.** Gr. 8°. VIII, 259 S. mit 86 lithographierten Tafeln. Hermannstadt 1901. Preis geh. K 5.—

**Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. v. Herrmann.** Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert, bearbeitet von Oskar v. Melzl. I. Band. Hermannstadt, 1883. 8°. XLVIII, 476 Seiten. Statt K 7.—, jetzt K 2.—. II. Band. Hermannstadt, 1887. 8°. 664 Seiten. Statt K 9.—, jetzt K 2.—, zusammen K 3.—

**Dr. G. Seidlitz, Fauna Transsilvanica.** (Die Käfer Siebenbürgens.) Preis K 5.—

**Ludwig Reissenberger, Die Kerzer Abtei.** Gr. 8°. 59 S. mit zahlreichen Abbildungen. Hermannstadt 1894. Preis geh. K 1.—

**Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.** Neue Folge. Von dem 15. Band angefangen bis einschließlich zum 27. Band, jeder dieser Bände (soweit vorrätig) einzeln, statt K 4.20, jetzt K 1.50.

Jedes einzelne Heft aus diesen vorgenannten Bänden des Archivs, soweit der Vorrat reicht, statt K 1.40, jetzt K —.60.

b) in Kommission bei W. Kraft in Hermannstadt.

**Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen.** Im Auftrage des Vereins für siebenb. Landeskunde herausgegeben von A. Schullerus: 1. Dr. G. Reisch, Vergleichendes Wörterbuch der Köfner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. Hermannstadt 1905. Preis geh. K 1.40. 2. Dr. A. Scheiner, Die Schenker Herrenmundart. Hermannstadt 1909. Preis geh. K —.60.

**R. Rehrbach, Monumenta Germaniae Paedagogica.** Band VI und XIII. Die siebenbürgisch-sächsischen Schul-Ordnungen mit Einleitung, Anmerkungen und Register von Dr. Friedrich Teutsch. Berlin, A. Hofmann & Comp. Gr. 8°. I. Band 1543—1778. 1888. CXXXVIII und 416 Seiten. Preis geh. 15 Mark. II. Band 1779—1883. 1892. LXXXVIII und 623 Seiten. Preis geh. 20 Mark.

**Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen.** Herausgegeben auf Kosten der Stadt Kronstadt von dem mit der Herausgabe betrauten Ausschusse. I. Band: Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Kronstadt von 1503—1526. Kronstadt, 1886. 5. Zeidner. Lexikonformat. XI und 770 Seiten. Mit 3 Tafeln, Wasserzeichen und Schriftproben. II. Band: Dasselbe 1526—1540. 1889. VIII und 885 Seiten. III. Band: Dasselbe 1541 bis 1550 IX und 1123 Seiten. IV. Band: Chroniken und Tagebücher I, 1143—1867. 647 Seiten. V. Band: Ebenso II, 1392—1851. 832 Seiten. VI. Band: Ebenso III, 1549—1827. 772 Seiten. Preis geh. à K 6.—

---

## Pränumerations-Einladung

auf das

**Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.**

Der Jahrgang erscheint in 12 Nummern (monatlich eine Nummer mindestens  $\frac{1}{2}$  Druckbogen stark) im Verlag von W. Kraft in Hermannstadt und kostet einschließlich der freien Zustellung 3 Kronen, für Deutschland 3 Mark.

Einzelnummern kosten 40 Heller.







# A r c h i v

des Vereines

für

siebenbürgische Landeskunde.

---

Neue Folge.

Vierzigster Band.

---

Herausgegeben

vom

Vereins - A u s s c h u ß.

---

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis, E. Dukt.

1916.



# A r c h i v

des Vereines

für

## siebenbürgische Landeskunde.

Neue Folge.

Vierzigster Band.

1. Heft.

Herausgegeben

vom

Vereins - A u s s c h u ß.

Hermannstadt.

In Kommission bei Franz Michaelis, E. Dikt.

1916.

Biblioteca Județeană ASTRA



\*745P\*

745.



Die Kunst der Buchdruckerei

von J. J. Krafft

III

Leipzig, Verlag von J. J. Krafft

Erste Auflage

1844

1. Aufl.

Verlag von J. J. Krafft

III

Leipzig, Verlag von J. J. Krafft

---

Buchdruckerei W. Krafft, Hermannstadt.



# Friedrich Wilhelm Schuster

1824—1914.

Von

D. Fr. Teutsch.

Die Periode, in der Fr. W. Schuster als Mann wirkte und arbeitete, schaffte und litt, 1846—1914, abgeschlossen durch den großen Weltkrieg, den er nicht mehr erlebte, wird nicht nur für die große Entwicklung, sondern mehr noch für die kleine unsers Volks, den später Rückschauenden vielleicht mehr noch als uns selbst, als ein Ganzes erscheinen. Allerdings wie alle Perioden so, daß ihre Wurzeln in die frühere Zeit zurückgehn und ihre Ausläufer und Nachwirkungen in die kommende Zeit hineinragen. Eine vorurteilslose Beurteilung wird die Bedeutung dieser Zeit, mehr als einer anderen, für uns darin sehen, daß sie bestimmt war, das Erbe einer Vergangenheit, in der unser Volkstum Form und Inhalt gefunden, in Jahren der Zersetzung und Zerstörung in die Zukunft zu retten und bei allen Wandlungen, die sich naturgemäß ergaben, dafür zu sorgen, daß der eigentliche Kern nicht zu Schaden kam.

Das bedingt vor allem ein Kämpfen und Leiden für ideale Güter.

Ein Mann, vorragend vor Vielen, ist in dieser Entwicklung Schuster gewesen.

Friedrich Wilhelm Schuster wurde in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1824 in Mühlbach geboren. Den Namen erhielt er auf Wunsch des Großvaters mütterlicherseits, der aus Deutschland stammte. Von seinen Eltern her vereinigte er in sich zwei Züge, die im Wesen und im Charakter unsres Volks untrennbar verbunden sind, den Erdatem der Heimat, wie ihn in seiner ganzen nährenden und heilenden und haltenden Kraft der sächsische Bauer fühlt und den Zusammenhang mit der großen Welt deutschen Geisteslebens, der unserm Volk immer neue Stärke gibt. Sein Vater war der Sohn eines sächsischen Bauern aus Marpod, die Mutter die Tochter eines aus Kursachsen eingewanderten Leutnants später Oberleutnants Martius.



Der Vater hatte das Hermannstädter Seminar besucht und dann in Mühlbach als Kollaborator Anstellung gefunden, wo er nach einigen Jahren Kantor wurde, ausgezeichnet durch musikalische Vorbildung und eine ungewöhnlich starke Bassstimme. Er lernte in Mühlbach die Tochter des Leutnant Martius kennen, der infolge eines Duells mit einem Vorgesetzten aus der kursächsischen Heimat fortgezogen war und österr. Dienste genommen hatte. Mit dem Stab des Regiments Splengi war er nach Mühlbach gekommen und hatte dort Justine, die jüngste Tochter des Tschismenmachers Joh. Weiß kennen gelernt und sie geheiratet. Die Tschismenmacherstochter ist eine tüchtige Offiziersfrau geworden, die sogar reiten lernte. Obwohl der Oberst ihr jedesmal eines seiner frommsten Tiere lieb, wars doch einmal vorgekommen, daß das Pferd an einem Wochenmarkt scheu wurde, in ein Marktzelt hineinsprengte und sich so in die Stricke und Leinwand verwickelte, daß die Reiterin und nachher das Pferd nur mit großer Vorsicht und Mühe aus den Verschlingungen freigemacht werden konnten und die Reiterin heil aus dem Sattel kam. Auch ihre Mutter, Schusters Urgroßmutter, spielt noch in sein Leben hinein, indem der Knabe bis zu seinem 10. Lebensjahr sie gekannt und viel Liebes von ihr erfahren hat. Die Ehe mit Martius war übrigens keine glückliche. Er war ein leidenschaftlicher Mann, trotzig und eigensinnig, dabei von körperlichem Leiden viel gequält — die Frau sanguinischer Natur und fröhlichen Herzens. Er mit manchen nobeln Passionen behaftet, sie aus dem sächsischen Haus mit dem Erbe ins Leben getreten, daß der Mensch zur Arbeit da sei. Als der Mann nach Oberitalien und dann nach Alt-Gradiska (Slavonien) zu langer Friedensanstellung kam, blieb die Frau, wie es auch sonst geschah, zu Hause und führte, da inzwischen der Vater gestorben war und die Mutter nicht mehr in der Lage war, es zu tun, die Wirtschaft des Elternhauses und besorgte und überwachte die Bearbeitung des nicht kleinen Grundbesitzes der Eltern.

Aus der Ehe stammten zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Die letztere in jungen Jahren ein frischer kerngesunder Wildfang, hatte die unermüdlche Arbeitskraft mit dem sächsischen Blut mitbekommen, vom Temperament des Vaters einen Einschlag. Als der Kollaborator Schuster sie kennen lernte, war sie kaum 16 Jahre alt. Kein Lehrer durfte damals heiraten ohne Erlaubnis des Lokalkonsistoriums. Es kam vor, daß eine schon erfolgte Berufung rückgängig gemacht wurde, wenn man erfuhr, der Berufene sei verheiratet. Der Reihe nach besuchte der Heiratslustige die Konsistorialmitglieder und der Eine und Andre machte seine Zustimmung wohl davon abhängig, ob er nicht lieber es gesehen,



wenn der Kandidat eine andre Braut, die jenem verwandt war, hätte heiraten wollen. Hier wurde kein Hindernis gefunden und das Paar bezog in der damaligen Schule — sie stand auf demselben Platz, wo heute das Gymnasium steht, — die Lehrerwohnung, das war ein Zimmer von 4 Metern Breite und 6 Metern Länge, darin hinter der Türe ein großer Kachelofen, in dem Winters und Sommers gekocht wurde. Neben dem Ofen fand im Winter die Magd ihre Schlafstelle, im Sommer lagerte sie draußen im offenen Gang vor der Türe. Neben dem Fenster stand das Auszugshebett, später die Wiege daneben, nicht weit davon Schreibtisch und Pultkasten des Kollaborators. Nach kaum 6 Jahren wurde der Kollaborator zum Kantor befördert, der mit Rücksicht auf die musikalischen Übungen, die er in seiner Wohnung halten mußte, eine größere Behausung hatte, zwei Zimmer mit Küche, Aufboden und Keller im alten Rathsturmgebäude auf dem Kirchhof. Dem Ehepaar wurden sechs Kinder geboren, lauter Knaben, von denen die drei Erstgeborenen ein höheres Alter erreicht haben. Friedrich Wilhelm war der älteste. Als ein zweites Kind geboren wurde, gab man ihn zur Großmutter, wo er ein Jahr lang blieb.

Inzwischen hatten die Eltern die Kantormwohnung bezogen. Die junge Mutter brachte in die Ehe Lebenslust und Lebensmut, hellen Geist, tüchtige Vertrautheit mit Allem, was Küche und Wirtschaft anging und eine ungewöhnliche Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten, die sie im Ursulinerinnenkloster in Hermannstadt sich erworben hatte. Es kam vor, daß Mühlbächer, da dort für Mädchenerziehung wenig gesorgt war, auch evang. Mädchen ins Kloster gaben. Schusters Mutter erzählte gern, wie die Nonnen freundlich und rücksichtsvoll gegen die Protestantin gewesen seien, sich Mühe gegeben, ihre Zöglinge zu erheitern, mit ihnen getanzt und weltliche Lieder gesungen hätten. Mann und Frau mußten übrigens tüchtig zugreifen, um auszukommen, beide waren haushälterisch und sparsam. Der schaffenseifrige Kantor erweiterte die Wirtschaft. Zwei Ochsen, vom walachischen Knecht besorgt und getrieben, gingen im Zug, eine Kuh und eine Büffel lieferten die Milch. Daß Schweine, Hühner ußf. den Hof belebten, war selbstverständlich, dazu kamen ein bis zwei Pferde, gelegentlich Ziegen und, da der Kantor Jäger war, zwei Jagdhunde. Er war eine phlegmatische Natur, der um nicht in Verdrießlichkeiten zu kommen, ohne irgendwie unehrlich zu sein, bisweilen fünf gerade sein ließ. Die Wirtschaft, durch Meierhof und Garten noch größer, lag fast ganz auf der Frau, denn der Mann war den ganzen Tag in der Schule oder sah auf den Feldern nach oder war, besonders im Herbst, auf der Jagd. Welch ein Bild sächsischer Hausfrauentüchtigkeit



doch auch hier. Sie richtet das Essen für das Haus und die Arbeiter, sie pflegt den Garten, sie näht die Kleider für die Kinder und die Wäsche für das ganze Haus, wozu sie zum guten Teil eigenes Gespinnst verwendet. Dabei die Sorge für das Kind an der Brust, mit dem sie in der Küche hantiert, besorgt auf den Lärm achtend, der von draußen von den spielenden Kindern erschallt oder auf die Unruhe im Zimmer, wo plötzlich eintretende Ruhe oft noch weniger Gutes verheißt. Gibt's was zu schlichten, so hat sie nicht viel Zeit zu untersuchen und zu fragen, nach dem ersten Eindruck teilt sie ihre ungewürzten Gaben aus. Aber in ihr lebt ein ungemein starkes Rechtsbewußtsein und wo sie Unrecht, Parteilichkeit, Selbstsucht, Heuchelei merkt, verdammt sie unbittlich und rücksichtslos. Ist Schlimmes geschehn und fürchten die Kinder den Zorn der Mutter, dann eilen sie fort aus dem Haus, suchen den Vater irgendwo in Feld und Garten und kehren mit ihm heim, wenn der Ärger der Mutter verraucht ist oder andre Sorgen ihn verdrängt haben. Sie läßt's dann bei einer scharfen Rüge bewenden und empfindet Genugthuung darüber, wenn der Mann einstimmt.

Von beiden Eltern aber hatten die Kinder den Eindruck inniger Liebe zu den Kindern und der Sorge um sie. Kam der Vater müde von der Jagd nach Hause, dann legte er sich auf die Bank und ließ die Kinder auf sich herumklettern; es kam vor, daß er darüber einschlief.

Für die Kinder waren diese Jagden des Vaters eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung, nicht zuletzt die Jagdhunde. Das Lokalkonsistorium sah die Hundezucht im Schulgebäude nicht gern und verbot sie wiederholt. Aber auch im Konsistorium saßen Jagdliebhaber und es gelang immer wieder, wenn die Hunde eine Zeit lang verborgen gehalten waren, sie wieder frei zu machen und zurückzubringen. Der Mutter wurde das viele Wildpret oft zuviel.

Den besten und schönsten Spielplatz bot die Umgebung der Kirche dem Kindergeschlecht, dem man das freie Spiel zu gängeln noch nicht erfunden hatte. Die Lehrerskinder besonders fanden sich im sichern Gehege der Kirchhofsmauern täglich zusammen, wo Turm und Kirche, die Schießcharten der alten Mauern, die Schlupfwinkel und Ecken zu Kampf und Spiel, zu Entdeckungen und Erfindungen reizten. Eindrucksvoll war, wenn Marpoder Verwandte oder Bekannte über Mühlbach auf einen Jahrmarkt fuhren oder — ein eigenes Zeichen einstiger siebenbürgischer „Rechtsanschauungen“ (!) — den vom Fürsten dem katholischen Bischof in Karlsburg geschenkten sächsischen „Fiskalzehnten“ dorthin führten. „Dann übernachteten ein Duzend oder mehr noch hoch



mit Farben betürmte Wagen auf dem Kirchhof, eine große Tafel wurde bereitet, der Weinkrug ging unter den Landsleuten um und der Vater (Schusters) erzählte von seinen Jagdabenteuern, die — auch mancher Jäger war vielleicht unter den Zuhörern — gern gehört wurden. Spät verteilte man sich an seine Ruhestätten, teils im Schulgang, teils in Schulzimmern, teils unter den Wagen, zum Schutz derselben und der Zugtiere.“ Auch Besuche bei den Verwandten in Marpod sind dem Knaben in Erinnerung geblieben, mit dem Vater und nach dessen Tod mit irgend einem Kameraden, wo insbesondere ein Oheim Johann Schuster — der Mierten Honnes —, ein ungemein biederer und treuherziger und auffällig gebildeter Mann, Eindruck auf ihn machte.

Noch tieferer Eindruck blieb dem Kinde von der Weihnachtsfeier. Monate vorher träumten sie davon und freuten sich darauf. Die fleißige Mutter besorgte mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit sinnreiches Spielzeug und Werke des Bedarfs, alles fast nur am Abend bis tief in die Nacht, da der Tag keine Zeit dazu ließ und die Kinder das Geheimnis nicht merken sollten. „So entstand allmählich das Häuschen mit Türmen und Fenstern und Tisch und Stühlen und Schränken drinnen und einer kleinen Wiege und dem Püppchen drinnen und der obligate Rauchfanglehrer aus getrockneten Zwetschken, dessen zierliche Leiter an der Wand lehnte, und rings ums Häuschen das Gärtchen mit dem umrahmenden Pflanzen und den Bäumen aus Buchssträuchern mit den vergoldeten Haselnüssen als Früchte daran. Oder ein andermal der „Pocurar“ mit dem Pelzmantel und der Pelzmütze und den Sandalen, auf der Weide auf seinen Stock gelehnt, und um ihn die weidenden Schafe und Ziegen und ihres Weges ziehend die Marginänin zu Pferde (d. i. Grenzer, Grenzbewohner), hinter dem Sattel den Zwergsack mit Zucker statt des Käses befrachtet. Aber so auch die Pelzmütze und der warme Winterrock und noch Anderes aus abgetragenen Kleidern des Vaters wie neu hergerichtet. Nichts war gekauft außer dem Zwirn und das Schaum- und Glittergold und die neuen Tschismen — die waren damals der Kinder Fußbekleidung — und die „Ruchenschiffelchen“, mit denen sie reichlich versehen wurden . . . Je näher Weihnachten kam und die Bescherungsarbeiten Fortgang hatten, um so heiterer und nachsichtiger wurde die Mutter, desto gespannter die Erwartungen der Kinder.“ Am Christabend kam der Nikolaus und brachte vergoldete Äpfel und Nüsse, in der Nacht ungesehen „der Christengel“, und wenn die Kinder aufstanden, brannten die zahlreichen Wachskerzchen im künstlichen Garten oder am Christbaum. In die Frühkirche am Weihnachtstag gingen auch die Kinder, jedes ein



Wachskerzen in der Hand. „Wenn die Glocke ihre Stimme erhob, sah man alsbald aus allen Gassen und Gäßchen Lichterschlangen sich gegen den Kirchhof ferne bewegen. Das waren die verschiedenen Zunftgenossenschaften, die Meister mit dem Zunftmeister, den sie abgeholt, die Gesellen mit dem Altgesellen an der Spitze. Alle trugen mächtige Wachsstöcke, jede Zunft nach altem Herkommen ihre eigenartigen, so z. B. die Schneider vielfach aus gelbem Schnürlwachs eigenhändig zusammengedrehte, die Fleischhauer ganz weiße, lange, sehr dicke Kerzen, die Kürschner bunt bemalte. Nie wurde die Kirche so voll wie am Christmorgen . . . Die herrliche Chorthalle . . . voll von Kindern jeden Alters; selbst auf den Armen von Dienerinnen, die sich als Gunst ausgeben, wurden die Kleinen hereingetragen. Und keinem fehlte seine Wachskerze. Ein Lichtmeer durchschimmerte die Räume bis in den letzten Winkel, Wachseruch durchqualmte sie, der vielen Dichte Rauch durchwellte sie, vermisch mit dem Atemdunst der Menge. Wenn dann die Orgel erbrauste und angestimmt wurde: „Vom Himmel hoch da komm ich her,“ fiel alles mit vollem Brustton ein in den überwältigenden Choral, als wäre Jeder selbst auch zu einer Orgelpfeife geworden. Und Keinem hatte das Lied zu viele Strophen; man sang sich zur Lust, man war gekommen, sich auszusingen. Es war manchmal eine grimmige Kälte um die Feiernden, aber wer fragte viel darnach? Man saß in seinem lammfellgefütterten Frauenpelz neben der gleichverwahrten Nachbarin, oder im Wolfspelz neben dem Nachbarn im Fuchspelz und hatte seine Füße in wollenen Socken und bequemen Schuhen oder hochgeschäfteten Stiefeln. Man fühlte sich so wohl wie zu Hause neben dem Kachelofen und ließ sich nicht im Traum einen Wunsch nach Heizung der Kirche einfallen . . . Nach dem Weihnachtschoral bestieg der Festredner die Kanzel. Seit unvordenklicher Zeit war der Rektor der Schule dazu berufen. Gewiß durfte er sich in der zahlreichen Versammlung auch kritische denkend andächtige Zuhörer vermuten; die meisten werden allerdings mit der reinen, so zu sagen unartikulierten Feststimmung der Kinder von seiner Predigt heimgekehrt sein. Solche Stimmungen sind aus dem Empfinden der heutigen Gesellschaft so gut wie ausgeschaltet.“

In das Schulleben geriet Schuster gleichsam unversehens hinein. Der Vater unterrichtete die unterste Klasse, in der man lesen, schreiben und etwas rechnen lernte. Eines Tages nahm der Vater den ältesten, nun fünf Jahre alten Jungen mit in die Schule. Ruhig und aufmerksam stand der Knabe neben dem Vater oder saß auf der Bank. Als einmal ein aufgerufener Schüler das Wort Morgenstunde nicht lesen konnte,



rief Schuster ärgerlich: Siehst du denn nicht, daß das Morgenstunde ist und verwundert sah der Vater und überzeugte sich dann, daß der Knabe nicht nur lesen, sondern auch das Einmaleins konnte. Er lernte dann auch schreiben und wurde am Schluß des Jahres in die „Rudimentistenklasse“ versetzt. Er bekam sofort den Donat in die Hand und die Colloquia Langii, (das lat. Buch stammte aus dem Jahr 1782), auch etwas Naturgeschichte und Geographie wurde gelernt. „Der Lehrer kannte seine Schüler genau bis ins Herz hinein und wußte auszugleichen, wo bei dem Einen hier, bei dem Andern dort Etwas mangelte.“<sup>1</sup> Unter den damaligen Lehrern blieb Maurisch Schuster in Erinnerung durch Vorlesen des Robinsons, das er den Schülern zur Belohnung bot, wenn sie gut gelernt hatten.

Da fiel in die Kindheit verdüsternd der plötzliche Tod des Vaters, der an der Cholera 1836 starb. Schuster pflegte den Kranken, ihm galten die letzten Mahnungen des schwer Sterbenden, ihm der letzte Händedruck. Einen Bruder raffte die Krankheit mit, die Mutter schwebte zwischen Leben und Tod, die Großtante hatte schon unwohl noch das Brot in den Backofen geschoben, dann legte sie sich nieder und starb. Einen andern Bruder verschonte die Krankheit, obwohl er am Begräbnistag des Vaters sich in das Sterbebett des Vaters schlafen gelegt hatte.

Es kamen schwere Zeiten für die Witwe und die Kinder. Die Wirtschaft mußte eingeschränkt, das Haus verkauft werden, einen kleinen Nebenverdienst fand sie als Arbeitslehrerin an der Schule, den sie bis zu ihrem 72. Lebensjahr behielt. Kränkungen und Zurücksetzungen, es ist ja die alte Not verwitweter und verlassenener Frauen, die erst ein völlig verchristlichtes Geschlecht nicht mehr kennen wird, blieben nicht aus und der älteste Sohn fühlte sie bitter. Gern schweifte er allein oder mit wenigen Kameraden in der schönen Umgebung Mühlbachs herum, er wurde stiller und zog sich zurück. „Durch Anlage und Verhältnisse war ich zu solcher Natureinsamkeit sehr geneigt. Von Anfang an mehr für ein Innerleben angelegt, wurde ich durch vielfache Kränkungen und Demütigungen, die der armen bald verachteten bald bemitleideten Waise<sup>2</sup> oft genug begegneten, noch mehr in mich selbst gedrängt. Innerlich selbstbewußt, stolz, freigeisterrisch, noch mehr als gedeihlich sein mochte, wurde ich nach außen scheu und besangen, mißtrauisch gegen die Masse, durstig

<sup>1</sup> Das Obige, wie die Anführungszeichen beweisen, z. T. wörtlich aus Aufzeichnungen Schusters, die leider nur bis hieher reichen. Den Kindern, für die sie geschrieben, danke ich dafür, daß sie mir das Manuskript zugänglich gemacht haben.

<sup>2</sup> So soll es wohl richtiger heißen statt „beneideten“. Der ursprüngliche Text liegt nicht mehr vor.



nach Freundschaft Einzelner. Ich gewöhnte mir ein herbes Urteil über Fehler, Mißbräuche, unnatürliche gesellschaftliche Formen u. dgl. an und selbst meine Tugenden z. B. unerschütterliche Wahrheitsliebe waren in gewissem Sinn Leidenschaften. Die reiferen Jahre haben die schärferen Ecken abgeschliffen; jene mit Selbstgefühl gepaarte Scheu und Befangenheit habe ich nie ganz überwunden, und sie hat mir viele Bitterkeiten und Mißerfolge bereitet.“ So urteilt viel später der gereifte Mann über jene Zeit und deren Einfluß auf sein Wesen.<sup>1</sup>

Die Knaben halfen gern der Mutter bei ihren häuslichen Arbeiten, sie empfanden ihre Liebe auch wo sie sich unliebsam äußerte und erkannten darin die Angst und Sorge der Witwe, die fürchtete, es könnten die Kinder mißraten. Schon in Mühlbach lernte Schuster „Kabale und Liebe“ kennen, die der Lehrer Gestalter, dessen er auch später dankbar gedachte, ihnen vorlas. Am Schlusse weinten Alle, auch der Lehrer, der rief: Wir haben nur einen Schiller und keinen mehr! Die Mutter selbst hatte einige einfache, kunstlose Lieder gemacht und sang bisweilen zur Guitarre ein schwermütiges Lied aus einem Singspiel. Wenn sie keinen Ausweg aus den Sorgen fand, warf sie sich auf die Knie und rief in heißem Gebet Gott um Hilfe an.

Zum Besuch des Gymnasiums wurde Schuster 1838 nach Hermannstadt gegeben. Die Großmutter, die als Offizierswitwe eine kleine Pension bezog, entschloß sich rasch, für diese Zeit nach Hermannstadt zu übersiedeln. Sie hatte sich ihre heitere und sorglose Lebensart bis ins Alter bewahrt. Wenn das Geld bisweilen ausging, schickte sie ein Schmuckstück ins Versaßamt und sagte frohgemut zum Enkel: Will, heut gehen wir ins Theater! Er schloß innige Freundschaft mit Friedrich Schreiber, dessen sanftes Wesen und literarische Neigungen zu Schusters gleichem Streben und energischem Charakter sich freundlich fügten. In Hermannstadt waren Phleps, Schneider, J. C. Schuller tüchtige und anregende Lehrer. Franz Arz, der eine Privatstunde gab, die die ganze Klasse besuchte, gab ihm das Honorar zurück, als er hörte, er sei der Sohn einer Witwe und Schuster kaufte sich Schillers Werke dafür. Im Freundeskreis lasen sie, außerhalb der Schule, neben Schiller Goethe, Herder, in Übersetzungen Shakespeare, Ossian, das Nibelungenlied. Der damalige Schulbetrieb legte besondern Wert auf Übung auch in deutscher Poesie. Die Monatsarbeiten boten Gelegenheit dazu.<sup>2</sup> Unter den Lehrern waren

<sup>1</sup> Trausch-Schuller: Schriftstellerlexikon IV, 419.

<sup>2</sup> Dr. A. Schullerus: Gedichte in siebenb.-sächs. Mundart von B. Kästner. 2. Aufl., Hermannstadt 1895, S. XV ff.



auch M. Fuß, A. Bergleiter, Michaelis, aber es ist nicht bekannt, daß einer auf Schuster besondern Einfluß geübt. Auch nähere Beziehungen zu Marlin und Kästner sind nicht überliefert, aber sie gehörten doch wohl, wenigstens Marlin, der als Mühlbäcker ganz gewiß mit Schuster in Beziehungen gestanden, zu dem Kreis, der gemeinsam die deutschen Dichter las.

Am Gymnasium wurde auch Fuß unterrichtet. Der junge Jos. A. Zimmermann, der nach Albrichts Tod († 1839) den Gegenstand übernommen, stellte hohe Anforderungen. So verlangte er, die Schüler sollten das Leopoldinische Diplom auswendig lernen. Das lag aber nicht gedruckt vor, es mußte abgeschrieben werden. Schuster bekam kein Exemplar, dann lag ihm auch nicht viel daran, da er entschlossen war, Theologie zu studieren und so fiel er in dem Gegenstand durch. Das gleiche Schicksal erfuhr er, bei sonstigem durchwegs eminentem Zeugnis im Griechischen. So ging er für das letzte Schuljahr 1842—43 nach Schäßburg. Er wohnte beim Prediger Göbbel. In Schäßburg trat ihm neben M. A. Schuster die geniale Persönlichkeit Gooß's entgegen, der auf Jeden, der mit ihm in Berührung kam, ungeheuren Eindruck machte. Bei der Erklärung der Germania machte Gooß die Schüler auf Jak. Grimm aufmerksam und empfahl dessen Bücher für die Universitätszeit. Auch der junge G. D. Teutsch, in seinem ersten Lehrerjahr stehend, war Schusters Lehrer, ohne daß ein besonderer Einfluß nachweisbar wäre. Es war Sitte, daß bei der Schlußprüfung zwei Schüler ein selbstverfaßtes lateinisches und deutsches Gedicht vortrugen. Konrektor Gooß übertrug Schuster das lateinische, das der in Aussicht genommene Schüler nicht genügend gemacht hatte, das deutsche hatte Schuster dem andern Beauftragten gemacht, da dieser es nicht zustande brachte. In Schäßburg bekam Schuster auch das erste Honorar für ein Gedicht, die poetische Klassenarbeit, die er einem Kameraden gemacht und wofür er sich 2 Maß Büffelmilch und 6 Butterkipfel ausbedungen hatte.

Nach abgelegter Prüfung<sup>1</sup> wanderte er zu Fuß über Hermannstadt nach Mühlbach und eingedenk der ewigen Freundschaft, die sie sich mit Schreiber an einem schönen Abend auf dem Friedhof geschworen, besuchte er den Freund, die Pläne der Zukunft erwägend. Sie waren nicht rosig. Die Armut der Mutter hinderte den sofortigen Besuch der Universität, erst 1844 reiste er hin, u. zw. mit der Absicht, nach Berlin zu gehn.

<sup>1</sup> In der Schäßburger Matrikel: Adventus 28 Aug. 1842. Discessus: Examen rig. die 24 et 25 Julii 1843 subivit privatinque valedixit. Mit ihm machten die Maturitätsprüfung: Zul. Mäß, F. Stürzer, D. Pain, F. Fabini, W. Melzer.



In der Pusta wurde meist im Freien übernachtet, die Theiß war ausgetreten, es wimmelte überall von Fischen, die sich mit den Händen fangen ließen und bei der nächsten Rast gebraten und verzehrt wurden. Was für ein feiner Beobachter Schuster dabei war, beweist eine spätere Mitteilung über die Entstehung des Volksliedes: „Als ich die Universität beziehen wollte, fuhr ich mit einem Baumgartner Fuhrmann bis nach Pest. Gewöhnlich saß sein dreizehnjähriger Sohn im Sattel und lenkte die Pferde. An einem schönen Tage — es war schon tief in der ungarischen Ebene, fuhren wir zwischen Wiesen langsam die Straße dahin. Kinder spielten lustig im Sonnenschein am Wege. Das mochte dem Knaben im Sattel eine Sehnsucht nach Spiel und Heimat erweckt haben. Er fing plötzlich an eine jener eintönigen langaushallenden walachischen Melodien zu summen, wurde damit immer lauter, bis allmählich auch die Worte: Ach, wenn ich die Kinder spielen sehe — darein klangen; bald fand er sich, immer singend, einen Reim dazu, und das kleine Lied fing an, sich zu gestalten, als der Vater mit derbem Verweis der Sache ein Ende machte.“<sup>1</sup> In Wien brauchte es 14 Tage, bis er mit Kaufmann, der mit ihm reiste, die Pässe vidieren lassen konnte. Sie erhielten sie erst, als die Waschfrau, bei der sie wohnten, sich ihrer annahm und eines Tages sagte: „Ich wasch für einen Polizeimann, gebens mir die Päß.“ Nach einer Stunde brachte sie die unterfertigten Papiere.

Auf dem Wege nach Berlin hielt er sich einige Tage in Leipzig auf, wo es ihm so gut gefiel, daß er da blieb und die ganze Universitätszeit dort zubachte. Er hörte theologische u. a. Vorlesungen, nicht alle mit Befriedigung, am meisten zogen ihn die philologischen und germanistischen an. Unter den letzten vor allem Haupt, dessen Nibelungenlied und deutsche Grammatik bleibenden Eindruck machten. Grimms Namen hatte er von Schäßburg mitgebracht, jetzt wurde er ihm Leben. Wohl war dem jungen Studenten nicht von Anfang an die ganze Größe des Mannes klar, der die deutsche Sprache und Altertumskunde auf einen neuen wissenschaftlichen Boden stellte, aber der Hauch, der vom Genius ausgeht, nahm ihn ganz gefangen. „Wie ein frommer Priester das anvertraute Heiligum“, so hütete Grimm die Schätze unsrer Vorzeit. Er wollte „das Vaterland erheben, weil seine Sprache, sein Recht, sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren“, und weil er voraussah, „daß die Zukunft an der Gegenwart jede Geringschätzung der Vorzeit rächen werde.“ Er erwies die Wohlgefügtheit der alten deutschen Sprache, das Sinnvolle des alten Rechts, und in der deutschen Mythologie, „daß die

<sup>1</sup> Über das walach. Volkslied im Mühlbacher Gumn.-Progr. 1862, S. 9.



Ahnen des beseligenden Glaubens an Gott und Götter voll waren, nicht dumpf brütend vor Götzen und Klößen niederfielen.“ Es war ein neues Bild urdeutschen Seelenlebens, das tief zum Herzen griff. Es hat Schuster nicht mehr losgelassen.

Von Landsleuten fand er in Leipzig Berwerth († als Pfarrer in Trappold schon 1868) und Stürzer († als em. Pfarrer von Meithausen). Dazu kam Budaker, dann 1845 Haltrich, erst 1846 Fr. Müller. Mit Haltrich verband ihn schon in Leipzig innige Freundschaft. Schuster war der älteste der Drei. Er wußte die von Grimm geweckte Begeisterung für deutsches Leben, die sich bei ihm zugleich von selbst in Begeisterung für die Erforschung des sächsischen Volkstums und des sächsischen Lebens umsetzte, auch auf die Freunde zu übertragen und dort in Leipzig gaben sich Schuster und Haltrich das Wort, in der Heimat die Erforschung des sächsischen Lebens aufzunehmen. Haltrich hat es in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Märchen erzählt — es klingt fast selbst wie ein Märchen aus alter Zeit — wie Schusters große Begeisterung für Alles, was unser sächsisches Volkswesen und Volksleben betraf, geweckt eben durch das Studium von Grimms Schriften, sich ihm und Mäg u. A. mitgeteilt, so daß sie ihre Studien von vorneherein hierauf lenkten, und wie nach den stürmischen Jahren 1848 und 49 nach einem vorher besprochenen Plan, der von Schuster ausgegangen, die Arbeit aufgenommen wurde. Es war das Programm der germanistischen Arbeiten in Siebenbürgen.

In Leipzig hat Schuster fleißig geturnt, auch am Turnunterricht sich lebhaft beteiligt. Er galt als einer der Stärksten. In der Heimat hatte sich einmal, als er mit einer Gesellschaft eine Wagenfahrt machen wollte, der Kutscher, um noch eine Preiserhöhung herauszudrücken, geweigert aufzusitzen; da sprang Schuster vom Wagen, ergriff den Kutscher und setzte ihn nicht eben sanft auf den Wagensitz hinauf und rief: Nun fahr. Der Kutscher war so verblüfft, daß er sofort fuhr. Beim Abschied von Leipzig widmete ihm der Turnverein ein Bierglas, das Dr. Bock („Vom gesunden und kranken Menschen“) ihm mit einer Ansprache überreichte. Besondere Freude hatte er am schönen Gesang des Thomanerchors. Die Freude an Musik hatte er aus dem Elternhaus mitbekommen.

Seine erste Arbeit, da er 1846 heimkehrte und in Mühlsbach Anstellung fand (16. September 1846), war die Einrichtung des Turnens dort. Eine Eingabe an das Lokalkonsistorium erwirkte, daß die alte Kapelle neben der Kirche als Turnsaal eingerichtet wurde. Schuster selbst besorgte, zuerst unentgeltlich, den Unterricht.



Das Turnen, das nur noch in Hermannstadt Pflege fand, war ein kleines Mittel der großen Volkserziehung, die damals im sächsischen Volk mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen worden war. Seit 1830 waren „die stillen Jahre“ auch hier zu Ende. Von Ungarn, dann von dem deutschen Geistesleben war der Anstoß ausgegangen, der hier neues Leben weckte. Auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Politik, des geistigen Lebens, überall gab es frischen Wellenschlag und auch inmitten der Sachsen entstand die Arbeit, die darauf ausging, den Bauern eine neue Bearbeitung des Bodens zu lehren, dem Gewerbsmann Kraft zu geben, überlebte Wirtschaftsart abzustellen und in neuzeitlicher Weise zu arbeiten, das versumpfte öffentliche Leben aus dem Stillstand zu befreien, politische Freiheit zu erlangen, den Druck, dem eine kleinliche Bureaokratie in alle Amtsstuben und in das ganze Leben hineingetragen, abzuschütteln, die Geister frei und dadurch das Volk stark und glücklich zu machen.<sup>1</sup> Hoch gingen die Wogen des politischen Kampfes, der sich zuletzt in den Sprachkampf und in die Frage nach der Union Siebenbürgens mit Ungarn zuspitzte. Kurz bevor Schuster nach Hause kam, hatte der junge Verein für siebenb. Landeskunde seine Generalversammlung in Mühlbach gehalten,<sup>2</sup> dort hatte St. L. Roth flammende Worte von der sächsischen Verfassung, vom Bürgertum, der Humanisierung der Gesetze geredet und geschlossen: „Vor denen, die da draußen sind, fürchten wir uns nicht, seien sie auch Legion. Da habe ich kein Bangen. Aber vor den großen Mägen im eignen Volk fürchte ich mich, die mit dem kleinen Einkommen ihn nicht ausfüllen können. Ich fürchte mich vor dem eignen Begehren, an die Krone der Bürgerwürde noch ein Schnitzel Bändelgold zu kleben. Ich fürchte mich vor den Jaherrn, die wie Weiber weinen, wenn ein Schwert auch nur gezückt wird. Da, da ist Gefahr. Mögen darum die Wächter der Verfassung von den hundert Augen keines schließen, daß jeder Zoll unsres Rechtsgebiets bewahrt bleibe und auf diesem Gebiet unsre Verfassung Geist und Leben, Tat und Wahrheit sei.“ Roths bedeutendste Schriften waren erschienen und hatten gezündet,<sup>3</sup> der siebenbürgische Landtag verhandelte wichtigste Lebensfragen, das Urbarialgesetz, das Sprachengesetz, alle Gegensätze prallten heftig aufeinander.

Es waren Zeiten, wo junge Männer wie Schuster nicht tatenlos bleiben konnten.

<sup>1</sup> Fr. Teutsch: Geschichte der Siebenb. Sachsen. 3. Band, S. 162 ff.

<sup>2</sup> Schuster ist von 1853–1909 Mitglied und von 1860–1909 Ausschußmitglied gewesen.

<sup>3</sup> Fr. Oert: St. L. Roth. Wien 1896.



Da kam die Revolution von 1848. Sie schlug zündend in die Herzen der Jugend ein. Was man von Freiheit und Gleichheit, von Völkerglück und froher Zukunft geträumt hatte, schien ein gütiges Geschick erfüllen zu wollen. Freilich bald kam die Ernüchterung. Das sächsische Volk sah sich gezwungen, den Traditionen der Vergangenheit treu, das Schwert „für den Kaiser“ zu ziehn, den Kampf zugleich für seine nationale Entwicklung, seine Rechtsstellung, seine Zukunft aufzunehmen. Das sächsische „Jungtum“ aber, die Jugend, die am Beginn männlicher Arbeit stand, sah die Zeit gekommen, zur Hebung des Gemeingeistes, zur Kräftigung des Volks, zum Schutz des Vaterlandes zusammenzustehen und auch sichtbar seiner Entschlossenheit Ausdruck zu geben, sich in den Dienst des Ganzen zu stellen. Der Gedanke des Jugendbundes, der Jugendversammlung in Mediaș, zu der Theodor Fabini einlud, war vom damaligen Studierenden Fr. Müller (dem spätern Bischof) ausgegangen. Was sonst nur langsam durch die Erziehung bewirkt werden konnte, das sollte auf einmal durch die Jugendversammlung bewirkt werden, die Jugend sollte mitgerissen werden, „Arme, Taten, Begeisterung“ dem Vaterland zur Verfügung zu stellen.<sup>1</sup>

Auch Schuster wollte nicht fehlen. Er wanderte zu Fuß hin. Als besten Beweis für die hinreißende Macht der Stimmung sah er an, daß selbst gemeine und gewöhnliche Naturen nicht versagten und mitgingen.<sup>2</sup> In Mediaș waren sie bei Kommerz und Becherklang mit überquellenden Herzen lang bei einander geseßen. Wittstock und Schuster hatten den Auftrag erhalten, bis zum Morgen eine Vorlage für die Verhandlung vorzubereiten „über den Zweck, den die Versammlung habe und über ihre zukünftige Gestaltung.“ Beide kamen spät in ihre Wohnung und besprachen die Sache. Da sagte Wittstock, der auch müde war, um eine Zeit: Du wirst es schon machen und legte sich schlafen. Schuster machte sich in der Tat an die Arbeit auf Grund eines Entwurfs, den er von Hause mitgebracht hatte und sein Entwurf wurde mit geringen Änderungen angenommen. Es waren darin die Gedanken ausgeführt, in denen Schuster lebte, der Jugendbund solle sich zum Zweck setzen: die Hebung des Volkstums durch Erziehung eines tüchtigen Charakters und Belebung des Volksbewußtseins. Als Mittel hiezu wurden erklärt das Turnen, der Gesang und Waffenübungen, alles aber unter dem Gesichtspunkt des turnerischen Strebens.<sup>3</sup> St. L. Roth

<sup>1</sup> Fr. Teutsch: Geschichte der Siebenb. Sachsen 3. Band, S. 238.

<sup>2</sup> S. Brief im Anhang.

<sup>3</sup> Der deutsche Jugendbund in Siebenbürgen. Kronstadt 1848. S. 6. Bilder aus der vaterländischen Geschichte 2, S. 345.



wurde zum Vorstand gewählt. Es ist Schuster in heiterer Erinnerung geblieben, wie die Versammlung den Vorstand aus der Kirche nach Hause begleiten wollte, Roth aber schlug, um dem zu entgehen, ein rasches Tempo ein. Der ganze Kirchhof in Mediasch war mit hohen Disteln und Unkraut bewachsen, zwischen dem bloß ein schmaler Fußsteig hindurchführte, so daß die Begleitung im Gänsemarsch und bald im Trab hinter Roth lief, in der Tat ein komisches Bild, bis Roth sich umkehrte: „Lassen wir das, meine Herrn! Es ist auch ein alter Pops“ — und allein nach Hause ging.

Aber mit Versammlungen und Eingaben ließ die Zeit sich nicht bannen. Der Bürgerkrieg brach aus, auch in Mühlbach wurde eine Bürgerwehr errichtet, Schuster zum Leutnant gewählt, seine zwei Brüder traten in die kaiserliche Armee. Der junge Bürgerwehrlieutenant lernte den Krieg aus unmittelbarer Nähe kennen. Er sah die Schrecken, da die flüchtig von Salzburg nach Mühlbach kommende Truppe Bems überfallen wurde und erlebte in Karlsburg die sechsmonatliche Belagerung der Festung, in die er sich mit Oberst Bartels hatte zurückziehen müssen. Er fand dort Muße, die Kinder Bartels zu unterrichten, wodurch er in nähere Beziehungen zu dem gebildeten Hause kam. Seine Unererschrockenheit, die ihn nicht verließ, als er einmal von einer in sein Zimmer plötzlich einschlagenden Bombe aus dem Schlafe erweckt wurde, ließ ihn wiederholte sehr gefährliche Rundschafstsgänge nach Mühlbach unternehmen, von denen er Botschaft über die Vorgänge draußen brachte. Die goldne Verdienstmedaille bewahrte er als Erinnerung an diese Tage.

Nach der Revolution waren es zwei Aufgaben, die sich ihm von selbst ergaben, die Einführung des Organisations-Entwurfes speziell in Mühlbach und die notwendige Umgestaltung der Mühlbacher Schulverhältnisse.

Das junge Lehrgeschlecht jener Tage erkannte, was dieser „Organisations-Entwurf“<sup>1</sup> an sich und für uns bedeutete und griff mit beiden Händen darnach. Die Einrichtung unsrer Schulen auf diesem Boden stellte sie sofort in die neue Zeit herein, gab ihnen neuen Wert, sichere Ziele, festen Halt, neue größte nationale Bedeutung. Es gehört zum unvergänglichen Verdienst jener Lehrer, daß sie ohne Rücksicht auf die erbärmlichen Gehaltsverhältnisse, die auch nach der Organisation nicht wesentlich besser wurden, die Arbeit an und in der Schule aufnahmen und in idealer Hingabe an die große Sache des Volks ihr zur Verfügung stellten, was sie hatten.

<sup>1</sup> Fr. Teutsch: G. D. Teutsch. Geschichte seines Lebens. Hermannstadt 1909, S. 78 ff.



Schuster ist dabei mit leuchtendem Beispiel vorangegangen.

Es gelang verhältnismäßig leicht, die Anstalt in ein „Untergymnasium und eine damit kombinierte Unterrealschule“ zu verwandeln, an der fünf akademische Lehrer vorgeesehen waren. Vor allem aber gelang es Schuster, der 1854 Rektor wurde, den Neubau des Gymnasiums durchzuführen, indem er die Opferwilligkeit der Bewohner weckte, dabei nicht ohne die kaum zu umgehende Erfahrung, wie selten die Opferwilligkeit eine wirklich freudige ist. Aber was er Gutes dabei erfuhr, das freute ihn um so mehr. Es hatten doch 123 Spender mehr als 8000 Gulden zusammengebracht. Es war ein sonniger Tag, als nach allen Aufregungen der Vorberatungen über den Bau und der endlichen Beschlußfassung darüber am 27. April 1864 der Grundstein gelegt wurde und Schuster dabei die Festrede hielt.<sup>1</sup> „Welche Botschaft geben wir unserm Grundstein an die Nachwelt mit und welche Mahnung ergeht in dieser ernstesten Stunde an uns selbst?“ — Die Fragen stellte er und antwortete darauf: Der Stein soll zuerst der Nachwelt Botschaft bringen davon, daß wir unsre Pflicht gegen Vorfahren und Nachkommen erkannt und beherzigt, daß wir sie, soweit unsre Kräfte reichten, erfüllt haben. Und dann eine Mahnung zu Mut und Vertrauen in uns und unsre Kraft sein. Es redet daraus große nationale Wärme, der Stolz auf die Bildung — die Stirnseite des Gebäudes schmückt noch heut die Inschrift: Bildung ist Freiheit — die Hoffnung, daß sie das neutrale Gebiet sei, auf dem einst alle Völker der Erde friedlich und freundlich sich die Hände reichen sollen.

Die Rede hatte großen Eindruck gemacht. Schuster schreibt über den Tag an G. D. Teutsch: „Große Begeisterung, Händedrücke, Küsse, — in wieviel Tagen wird das alles verraucht sein. Ich habe Menschen heftig weinen gesehen, die ich als die größten Egoisten kenne. Und doch, vielleicht ist eine solche Seelenernährung nicht ganz ohne gute Folgen, vielleicht bleibt von der Begeisterung des Moments auch nur ein Hundertstel dauernd, vielleicht wenn sich solche Begeisterungsmomente, die freilich immer durch Taten getragen werden müßten, öfter wiederholen, wird das Geschlecht allmählich ein besseres. Die erste Begeisterung am Tag der Grundsteinlegung benützend habe ich wieder ein paar Exemplare Deiner Sachjengeschichte in die Hände des Volkes gespielt. Das ist mir immer ein Gaudium.“<sup>2</sup> „Die Rede selbst“ — urteilt er — „könnte wohl hie und da

<sup>1</sup> Mühlbacher Gymn.-Progr. 1864, S. 25. Die Rede ist abgedruckt auch im Unterwald (Mühlbach) 1914, Nr. 16 und 17.

<sup>2</sup> Brief Schusters an G. D. Teutsch vom 6. Mai 1864. Die Korrespondenz der Beiden ist zum großen Teil erhalten.



edler sein, namentlich ist die Personifikation des Steines zu stark, die Pleonasma zu häufig. Aber sie war nicht bestimmt, veröffentlicht und gelesen zu werden, sondern auf freien Vortrag an diesem Orte, in dieser Umgebung, vor diesem Publikum, nach diesen Antecedentien berechnet, und der Erfolg, wenigstens der augenblickliche — hat meine Berechnung nicht falsch erscheinen lassen.“<sup>1</sup>

In die neue Schule neuen Geist zu pflanzen, das war das Ziel der Schularbeit, „da sie doch einen unendlich wohlthätigen fördernden Einfluß auf das gesamte deutsche Leben des schönen Unterwaldes, dessen deutsche Bevölkerung eine eigne Seite des mannigfach gefärbten (sächsischen) Nationalgeistes vertritt, auszuüben bestimmt ist.“ Dabei leitete ihn „eine rationelle, nicht starrverknöcherte, sondern fortwährend den Individuen sich anschmiegende, also nicht dressierende, sondern wahrhaft erziehende Methode!“ Ausreichende Lehrmittel seien notwendig, „es kann nur nachtheilig wirken, wenn die Möglichkeit fehlt, einen Reichtum von Anschauungen zu bieten oder die Kunst, die gebotenen Anschauungen zum Bewußtsein zu bringen und darin zu Keimen von Ideen zu machen.“<sup>2</sup>

In die neue Schule hatte er einen Schatz mitgenommen, der ihm half, das Leben in seiner Schönheit zu sehen, die junge Frau, die er gefunden hatte. Er hatte in weiblicher Gesellschaft eigentlich nie verkehrt. Die Liebesgedichte, die er in Leipzig gemacht, galten selbstgeschaffenen Phantasiegestalten. In Mühlbach fand sich ein geistvoller Kreis junger Männer und Mädchen zusammen, in dem sich ein reges geistiges Leben entfaltete. Neben Schuster M. Guist,<sup>3</sup> wenn auch nur kurze Zeit, ebenso Bitt. Kästner,<sup>4</sup> G. Thalmann, E. v. Larcher, von Mädchen die poetisch begabte spätere Josefine Bakon, die schöne Henriette Melas (spätere Frau Bischof Müller), die geistvolle Henriette Marienburg (spätere Kaufmann J. B. Teutsch), die anmutige Amalia v. Guttern. In diesem Kreis lernte Schuster Helmine Boos kennen, die durch ihr Klavierspiel, besonders der Sonaten von Beethoven, sein Herz gewann. Er schickte ihr anonym sämtliche Sonaten in Prachtband, für den armen Schulmeister keine leichte Sache. „Der freundlichen Sonatenspielerin“ aber widmete er tiefe Herzensworte:<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 20. Mai 1864.

<sup>2</sup> Ebenso am 27. Februar 1864.

<sup>3</sup> Trausch-Schuller: Schriftsteller-Lexikon 4, 159.

<sup>4</sup> A. Schullerus in der Vorrede zu dessen Gedichten. Hermannstadt 1895.

<sup>5</sup> Gedichte. 2. Aufl. Hermannstadt 1896, S. 70.



Du liehest oft die Tasten mir erklingen,  
Und riefst des Meisters Harmonien hervor,  
Ein ganzer Himmel schien auf mich zu dringen,  
Wenn sie berauschend schwärmten um mein Ohr,  
Sie trugen mich auf ihren Geistesflügeln  
Zum Abgrund tief, zu Sternen hoch empor,  
Ich saß und sann und schaute voll Entzücken,  
Was ich vernahm, auch hell in deinen Blicken.

Der Widerstand der Mutter, die den großen Altersunterschied betonte, wurde überwunden und 1858 heiratete der 35 jährige Rektor das kaum 18 jährige Mädchen. Er führte die junge Frau, wie es einst sein Vater getan, in die Wohnung, die aus einem Befestigungsturm hergestellt war, der Haushalt in den 2 Zimmern war knapp, die Frau gab anfangs Klavierstunden, dann mußten Kostkinder gehalten werden. Aber dem Haus erwuchs neues Glück in der Kinderchar, die darin einkehrte, zuletzt 2 Söhne und 4 Töchter. Sie fanden Platz in der schönen Wohnung im neuen Gymnasium. Es gab keinen zärtlicheren Vater als ihn, der das wachsende Geistesleben der Kinder, die er anfangs selbst unterrichtete, mit Freude und Stolz verfolgte. Es war streitig, wer einen größeren Genuß hatte, der Vater, der die Nibelungen saga und Homers Ilias den Kindern erzählte oder die Kinder, die ihm zuhörten und im Aug die Träne zerdrückten, wenn Siegfried erschlagen wurde und Hektor fiel.

Schuster bedurfte bei seiner Gemütsanlage, die in seltener Mischung eine weiche Seele mit leidenschaftlicher Abneigung gegen Alles verband, was unwahr und unrecht, was gemacht und geheuchelt war, eines festen Haltes im befriedeten Haus, um bei der glühenden Teilnahme an den Geschicken seines Volkes nicht dem Mißmut zu verfallen, der oft Herr über ihn wurde. Da er nicht Mithandelnder war, also keine Verantwortung für die Geschehnisse trug, beurteilte er die Dinge immer „an sich“, wie sie ihm sich vom Standpunkte des Rechtes, der Wahrhaftigkeit, des Einflusses auf die Volksentwicklung darstellten. So mußte er oft eine andre Meinung haben als die handelnden Freunde. Aber gerade darum war sie ihnen wichtig. Er erschien als ein unerbittlicher Wächter, der den Kompaß beobachtete und wenn die Fahrt von der Richtung abwich, die warnende Stimme erhob.

Die zwei großen Aufgaben der kirchlichen und politischen Neugestaltung standen damals vor unserm Volk.

Es ist bekannt, wie zunächst von oben her durch die Provisorische Vorschrift (1855) uns eine neue Kirchenverfassung aufoktroiert wurde.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Fr. Teutsch: Sachsen Geschichte 3, 375. Derselbe: G. D. Teutsch, S. 143.



Schuster gehörte zu Jenen, die das ungesetzliche Oberkonsistorium, das aus der Zeit vor 1848 übrig geblieben war, am heftigsten bekämpften. „Solange das delegierte (Oberkonsistorium) existiert, ist kein Heil — schrieb er 1858 —.<sup>1</sup> Die Herrn möchten uns gern aus eigner Machtvollkommenheit und nach eigner — Gott weiß es — sehr beschränkter Einsicht selig machen und werden noch den Papst übertreffen, wie sie die österreichische Regierung schon übertroffen haben.“ Nicht weniger scharf urteilte er über die Provisorische Vorschrift. „Ich kann mir nichts Erbärmlischeres mehr, auf Abtötung alles Lebens und aller Teilnahme Berechnetes denken als unsre neue, Gott sei Dank, nur provisorische Kirchenverfassung. Ohne Einsicht in unsre Verhältnisse, in unsern Charakter ist sie geschaffen worden, in hohler Nachahmung Preussischer Zustände. . . Uns Sachsen kann keine Zentralisation, kein chinesisches Regiment etwas nützen, sondern nur Freiheit. Die Zentralisation hätte uns vor 200 Jahren von Nutzen sein können — jetzt nicht mehr. Aber gewisse Herrn hat der Wind, der von oben weht, gar schnell angesteckt; unter der Ägide des Doppelaars finden sie es recht bequem, ihr Volk nun wenigstens noch auf kirchlichem Gebiete glücklich zu machen, nachdem ihnen über Nacht das politische Szepter entwunden. Was die Bureaufraten verloren, suchen nun anderseits die Herrn Psaffen an sich zu reißen; sie sind schon jetzt unausstehlich, da sie doch manche Sorgen haben. Wie wird es später sein, wenn die Raben das Aas teilen sollen?“<sup>2</sup> Nach der Vertrauenskonferenz schrieb er:<sup>3</sup> „Nur völlige Autonomie in Kirche und Schule, wie sie die Ungarn mit vollem Recht in Anspruch nehmen, kann uns zum Heil dienen, uns schützen vor dem ewig lauerten bösen Willen der in den obern Regionen waltenden bösen Geister. Deutschland ist mir hierin durchaus nicht Vorbild.“

Um so erfreulicher war es ihm selbst, daß er 1861 als Mitglied der 1. Landeskirchenversammlung die freilich vielverbesserten Provisorischen Bestimmungen annehmen konnte, die der Kirche die Möglichkeit der freien Entwicklung verschafften, die er als ihr Heil ansah.

Neben der kirchlichen Entwicklung nahm die politische auch ihn

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 23. April 1858. Im Jahr 1860, 30. Oktober: Meine Meinung hinsichtlich des Oberkonsistoriums ist, nicht länger zu zögern, sondern von allen Seiten das jetzige Oberkonsistorium dringend zu bitten, es möge in Anbetracht der obwaltenden, höchst drohenden Zeitverhältnisse, die ein mit vollem Vertrauen begabtes Rational- und Konfessionsorgan notwendig machen, sogleich sich auflösen und ohne allen Verzug alle Geschäfte einstellen.

<sup>2</sup> Ebenso am 1. Dezember 1857.

<sup>3</sup> Ebenso am 18. Oktober 1860.



gefangen. Wessen Herz hätte nicht lauter geschlagen, als endlich nach den schweren Jahren des Absolutismus, die insbesondere schwer die Sachsen getroffen hatten, die Verfassung wieder hergestellt wurde. Erst begann ein konstitutionelles Großösterreich aufzusteigen, dann trat der Dualismus ins Leben. Wie alle sächsischen Patrioten sah Schuster sich vor die Frage gestellt, was jede dieser Entwicklungen seinem Volk bringen werde? Er hat, weil er die Menschen immer am Ideale maß, das er in sich trug und ihm die Erbärmlichkeiten, die allerorts sich finden, wehtuend in die Augen sprangen, oft düster in die Zukunft gesehen. Während des verstärkten Reichsrates schrieb er einmal über Maager: „Er hat in der Konfessionsangelegenheit wenigstens entschieden genug gesprochen. Schade, daß er nicht reicher und besser mit Daten versehen war. Ich halte es für dringend notwendig, daß diejenigen, die es können, ihn eiligst mit Daten und Winken versehen, damit er bei den später wohl erfolgenden Hauptdebatten in dieser Angelegenheit im Stande sei, siegreich aufzutreten gegen so schamlose Entgegnungen, wie sie Rauscher und Thun vorzubringen sich nicht entblödet haben. Dann möchte es auch gut sein, Maager dahin zu bestimmen, daß er lieber seltener aber mit ganzer Vorbereitung spreche.“<sup>1</sup> Er hielt die Gefahren, die die Sachsen bedrohten, für „turmhoch“, denn wie immer die politische Gestaltung würde, sie berge immer neue Hindernisse für uns. „Ich möchte von der Gemeinde angefangen je weiter nach oben den Gewaltkreis beschränken; eine uniforme Einrichtung Österreichs halte ich für eine Sünde und — was das wichtigste ist — ich glaube nicht daran, daß eine österreichische Regierung je eine freie Reichsverfassung und entsprechende Institutionen geben wird, es sei denn gezwungen und mit dem Vorbehalt, sie im nächsten günstigen Moment wieder zurück zu nehmen.“ Er bezweifelte den dauernden Bestand Österreichs. „Ich sehe nur Ein Heil für uns, die Einheit Deutschlands, die bald kommen muß und durch die Auflösung Österreichs nicht aufgehalten werden wird. An ein einiges Deutschland wird sich das Maggharentum anschließen müssen, ja sehr gerne anschließen und ihm soweit Rechnung tragen, daß es uns in unsrer Eigenheit schützt; eine österreichische Regierung halte ich in jedem Augenblick für fähig, uns den Maggharen oder Walachen auf billige Bedingungen zu verkaufen.“<sup>2</sup> Dem Freunde Teutsch, der an die Reichsverfassung glaubte, erwiderte er: „Wenn eine solche Reichsverfassung überhaupt eine Möglichkeit wäre, so lebt doch gewiß kein Mensch in Österreich, der sie zu erfinden im

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 20. September 1860.

<sup>2</sup> Ebenso am 18. Oktober 1860.



Stande wäre. Aber man darf billig zweifeln, ob der österreichische Länderkomplex unter den gegebenen Bevölkerungsverhältnissen je einen einzigen, von zufriedenen Völkern bewohnten Staat bilden könne. Wenigstens behaupte ich, daß die Geschichte eine solche Aufgabe nie, auch nur im entferntesten gelöst hat. Ich lasse mich gern eines Andern belehren, aber meine Seele hat keinen Augenblick Ruhe; mir ist totenbange für unsre Zukunft.“<sup>1</sup>

So haben damals Viele unsrer Besten gezittert und gebangt. Und als das Oktoberdiplom die alten Verfassungen herstellte (1860), da war die Bangigkeit noch nicht gebannt. „Österreich gibt nie mehr Freiheit als es muß und nimmt auch das wenige zurück, sobald es kann. Weder seine papistischen noch seine absolutistischen Pläne wird es jemals aufgeben. Was mit uns geschehen soll, weiß ich nicht, besonders wenn ich unsre vollkommene Armut an jetzt brauchbaren Männern und die völlige Erschlaffung der Nation bedenke. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, die Nation hat in sich selbst gar keine Widerstandskraft, außen keinen Freund.“<sup>2</sup> Darum mahnte er um so mehr zum Zusammenstehn. „Es werden harte Tage kommen — meinte er 1865<sup>3</sup> — und da tut vor allem Not, daß man sich über Lage und Aufgabe aufkläre. Ich glaube nicht, daß wir mit einer Kabinetspolitik weniger Auserwählter diesmal durchkommen können. Ein Nationalwille muß sich manifestieren trotz vielfachem Abfall, an dem es nicht mangeln wird.“ In der neu auftretenden Frage, ob Union oder nicht Union mit Ungarn stand er auf der Seite der Gegner der Union. Als die Sache entschieden war, galt es ihm als Pflicht, sein Volk innerlich zu stärken.

Er tat es auf seine Weise von Anfang an, indem er die Wissenschaft und die Poesie zu Hilfe rief.

Mit Jak. Grimms Namen war er auf die Universität gegangen, erfüllt von dessen Arbeiten heimgekehrt. Sie sollten nun für uns, für die Erforschung unsers Volkes, unsers Dialektes verwertet werden. Was sich die drei Freunde — Schuster, Haltrich, Müller — gemeinsam gelobt, nun sollte es in Taten umgesetzt werden. Ihr Plan war, zunächst Alles zu sammeln, was sich auf das Volksleben bezog, doch so, daß Schuster vor allem die Volkslieder, Rätsel uff. übernahm, Haltrich die Märchen, für die Schuster ihm einen Grundstock, den er aufgezeichnet und gesammelt hatte, überließ, Müller die Sagen. In der That, „es gibt keinen

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 18. Oktober 1860.

<sup>2</sup> Ebenso am 30. Oktober 1860.

<sup>3</sup> Ebenso am 28. August 1865.



gemeinsamen Entschluß jugendlicher Begeisterung, der unsrer Wissenschaft schönere Früchte getragen.“

Schusters Arbeiten konnten unmittelbar an Joh. C. Schuller anschließen.<sup>1</sup> Der „Altmeister unsrer heimischen Wissenschaft“, der nach langen öden Jahren des Stillstandes auch auf dem Gebiet des geistigen Lebens unsre Geschichtsforschung neuerdings auf den festen Boden urkundlicher Forschung gestellt, die Grundlage unsrer Volksgeschichte unverlierbar gewonnen hatte, hatte auch auf dem Gebiet germanistischer Forschung nicht nur bedeutsame Anregungen gegeben, sondern auch selbst an neue Aufgaben Hand angelegt, nachdem diese Studien fast ein halbes Jahrhundert hier brach gelegen.<sup>2</sup> Was er über siebenb.-sächsishe Mythologie, über Volksglauben, Sprache und Sitten, immer geistvoll und weitere Kreise anregend geschrieben, das hatte nicht nur neues Verständnis, sondern neue Liebe zu allem, was mit dem Volksleben zusammenhing, geweckt. Kurz bevor Schuster heimkehrte, hatte Marienburg, der 1843 ganz kurz in Mühlbach Lehrer gewesen war, seine Abhandlung veröffentlicht:<sup>3</sup> Über das Verhältnis der sieb.-sächs. Sprache zu den nieder-sächsischen und niederrheinischen Dialekten. Aber er wie Schuller standen noch auf dem Boden, den inzwischen die deutsche Wissenschaft verlassen hatte und der von Grimm und Lachmann in bezug auf Grammatik, Sprachentwicklung, Altertumskunde neu geschaffen worden war, obwohl gerade Marienburg wie wenige nach ihm eine feine Beobachtungsgabe für die Eigenart unsrer Mundart besaß.

Schuster kam mit dem neuen Rüstzeug. Und was er damit erwarb, war gleich anfangs ein vollgerüttelt Maß.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> G. D. Teutsch: J. C. Schuller im Vereins-Archiv 9. 1. — E. Wolff: Schulrat J. C. Schuller im Hermannstädter Gymn.-Progr. 1912. — Dr. A. Schullerus in der Vorrede zum: Siebenb.-sächsischen Wörterbuch. Straßburg 1908.

<sup>2</sup> Fr. Teutsch: Sächsegeschichte 3. S. 181 ff. — G. D. Teutsch: Denkrede auf J. Haltrich. Vereins-Archiv 21. S. 213.

<sup>3</sup> G. D. Teutsch: Denkrede auf G. Fr. Marienburg. Vereins-Archiv 19. S. 13 ff.

<sup>4</sup> Nach der Reihe des Erscheinens: Wodan, ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Mühlbacher Gymn.-Progr. 1856. — Ausläufer über ein Volkslied in (J. C. Schullers:) Aus Siebenb. Vorzeit und Gegenwart. 1857. — Aufgaben der germanistischen Studien in Siebenbürgen. Mühlbacher Gymn.-Progr. 1858. — Über das walachische Volkslied. Ebenda 1862. — Kritik des Märchens vom Rosenmädchen. Vereins-Archiv 5, 409. (1862.) — Über den in einigen Ortschaften des Sachsenlandes üblichen Rößeltanz. Mühlbacher Gymn.-Progr. 1863. — Zwei Schulreden. Ebenda 1864. Dort auch die Rede bei der Grundsteinlegung des Gymnasiums. — Über alte Begräbnisstätten bei Mühlbach. Ebenda 1867. — Zur Kritik des Märchens vom Königssohn und der Teufelstochter. Ebenda 1869.



Er steckte die Aufgaben der germanistischen Studien in Siebenbürgen weit und voll froher Hoffnung auf die Erreichung des Ziels: „Noch einige Jahre und die Germanisten werden in Siebenbürgen eine Macht sein, die sich den Naturforschern und eigentlichen Historikern ebenbürtig zur Seite stellen darf.“ Die Studien gliederte er nach drei Richtungen. Das erste Gebiet umfaßte die speziellen sächsisch-germanistischen Aufgaben, die Erforschung der Sprache, dabei vor allem Herstellung einer Grammatik und des Idiotikons, der Volksdichtung, der Mythologie, der sächsischen Sitten in Vergangenheit und Gegenwart. Besonders das letztere „wäre zugleich in hohem Grade eine patriotische That und würde unserm Volk wie kaum eine andre zur Ehre gereichen. Die Sachen in ihrem ernstesten gemessenen Wesen, in ihrem feierlichen Auftreten, in ihrem angeborenen Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit, mit ihren feststehenden Gebräuchen, Reden, Spielen, Kleidern, Speisen bei allen herkömmlichen Festlichkeiten, bei jeder wichtigern Begebenheit im Gemeinde- und Familienleben bieten ein äußerst schönes Bild.“ Dazu kämen die sächsischen Rechtsaltertümer und Untersuchungen über Bauten, Geräte, Waffen, Tracht ußf. „Diese Studien öffnen unsern der Wissenschaft gewidmeten Männern ein neues Feld der Tätigkeit, sie erweitern die Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, sie unterstützen vielfach den eigentlichen Historiker, sie decken die innerste Eigenheit unsers Volkes auf und werden nicht verfehlen, ihm dadurch Anerkennung und Achtung bei Andern zu erringen und das Band, das fortwährend zwischen uns und unsern Brüdern in Deutschland bestanden, noch fester und enger anzuziehen; sie erhalten unserm eignen Volke seine Erinnerungen und seine Dichtungen, die es selbst zum Theil schon aufgegeben hat und vermögen auch dem Gebildeten manchen Genuß und vaterländischen Dichtern Boden und Stoff zu lebendigen Kunstwerken zu bieten.“

Als zweites Gebiet bezeichnete er die Untersuchung der aus Deutschland hieher eingeführten deutschen Manuskripte und der hier entstandenen deutschen Sprachdenkmäler, und als drittes das Nachgehn jener Spuren, die die germanischen Stämme hinterlassen, die einst in Siebenbürgen gehaust, was von selbst zu allgemein sprachlichen und archäologischen Studien hinüberführe.<sup>1</sup>

Schuster wandte sich, mit Ausnahme des Berichts über die alten Begräbnisstätten bei Mühlbach, ausschließlich dem ersten Gebiet zu, mit dem er in jener Abhandlung „unsere lieben Hausgebackenen“ gezeigt, „daß die germanistischen Studien hiezuland nicht eine bloße Spielerei

<sup>1</sup> Mühlbacher Gymn.-Progr. 1858



sind,<sup>1</sup> und alle seine Arbeiten betrafen die beiden großen Fragen nach unsern Volksliedern und den überlieferten Mythentrümmern. Wohl dachte er noch 1863 an eine sächsische Grammatik und trieb eifrig Sprachstudien dazu,<sup>2</sup> aber sie traten dann gegen die andern Ziele zurück. Das Ergebnis der Studien aber faßte er in den beiden großen Arbeiten zusammen: „Siebenb.-sächsische Volksdichtungen“ und „Deutsche Mythen aus siebenb.-sächsischen Quellen.“

Die Volksdichtungen, die 1865 erschienen,<sup>3</sup> da Schuster in der schweren Schulbaufrage drin steckte und die drückenden Geldsorgen, die der Bau der Kirchengemeinde brachte, vor allem zu tragen und zu lösen hatte, sind ein Buch, auf das wir heut noch stolz sein können und es gilt von ihm, was der Verfasser selbst nach dessen Erscheinen urteilte: „Wenn ich nun mein Werk, wie es als Ganzes vor mir liegt, betrachte, so bin ich doch ziemlich befriedigt . . . Das Werk füllt eine Lücke unsrer Literatur in nicht unwürdiger Weise aus, stellt eine Menge, zum nicht geringen Teil ungeahnter Tatsachen ans Licht — wenn auch manche zu spät von mir entdeckt wurde, um noch in das Werk Aufnahme zu finden — und muß, dünkt mich, als eine Errungenschaft begrüßt werden. Einzelnes wird durch spätere Forschungen und Entdeckungen, wie das nicht anders sein kann, berichtigt werden, im Ganzen müssen meine Resultate feststehen.“<sup>4</sup>

Die Sammlung bot Alles, was Schuster in jahrelanger Arbeit an sächsischer Volksdichtung hatte zusammenbringen können. Er selbst war erstaunt, wie viel es war. Spätere Sammlungen haben noch Einzelstücke

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 23. April 1858.

<sup>2</sup> Ebenso am 26. Februar 1863: Ich treibe jetzt nebst gelegentlichen Poeticis vorzugsweise gotisch und habe, nachdem ich mir die Grammatik erst wieder sicher und wohl für immer zu eigen gemacht hatte, bereits die Hälfte der gotischen Sprachreste übersetzt. Bis Ostern bin ich mit Allem fertig und dann geht's ans Alt- und Mittelhochdeutsche und hernach an Nordisch und Angelsächsisch. Ich war noch nie so fleißig wie in diesem Jahr, ich erschreke fast vor meinem Fleiß, kein Schäßburger kann fleißiger sein. Wenn ich meine Sprachstudien bis zu dem Punkt gebracht habe, auf den ich vorerst ziele, was in einem Jahre geschehn kann, geht's an eine sächsische Grammatik.

Schuster an Haltrich am 3. März 1867: Wenn ich die Mythen vom Halse habe, verspreche ich nach 3 monatlicher Erholungszeit unweigerlich an die sächs. Grammatik zu gehen und daran zu arbeiten, bis sie fertig ist.

<sup>3</sup> Der vollständige Titel: Sieb.-sächs. Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Fr. W. Schuster. Mit Unterstützung des Vereins für sieb. Bundeslande. Hermannstadt, Steinhausen 1865.

<sup>4</sup> Schuster an Teutsch am 11. Februar 1865.



in siebenb.-sächsl. Mundart zutage gefördert, typisch Bedeutendes, das den Charakter der Volkspoesie veränderte, ist nicht darunter. So ist in der Tat richtig, daß auch Schusters Resultate im ganzen die richtigen waren. Die Lieder hatte er untersucht und in den Anmerkungen die verschiedenen Beziehungen klargelegt und in den beigegebenen Abhandlungen faßte er das Ergebnis zusammen. In bezug auf die alte Heimat der Sachsen — auch Schuster zog den Dialekt zur Lösung dieser Frage heran — hat spätere Forschung seine Anschauung, daß dieses Gebiet nördlich von Köln und Düsseldorf zu suchen sei, berichtigt, aber seine Ansichten über die Wanderung der Volkslieder, über den Einfluß der hochdeutschen Sprache auf unsere Mundart, über die Zusammengehörigkeit unsrer Dialekte, sind durch spätere Forschung bestätigt worden. Von besonderm Wert sind die Grundzüge der Entwicklungsgeschichte unsrer Volksdichtung, die das Buch bietet.<sup>1</sup> Der Verfasser durfte von sich sagen: „Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich es weder an innigem Einleben in diese Dichtungen binnen 17 Jahren fehlen ließ, noch es versäumt habe, mir den Sinn zu schärfen durch Studium und Vergleichung fast aller zugänglichen Volksliteraturen, besonders aber nach allen Richtungen der Deutschen.“

Als die Sachsen auswanderten, war die erste Blüte der deutschen Poesie, die sie im Minnesang und in Walther von der Vogelweide erreichte, noch nicht eingetreten. Sie brachten „wie Pflug und Schwert, Mythe, Sage, Tiersage und Märchen, aber auch dramatische Kompositionen, Lied und Spruch, Zauberformel und Rätsel und was die Mütter als erste Geistesbrocken den Kindern vorlullen, mit . . . sie gehörten ja zu ihrem Hausrat . . . und weniger fremd und wüst mußte ihnen die neue Heimat erscheinen, wenn sie gleichsam ein gut Stück der alten sogleich in dieselbe herüberpflanzten.“ Freilich erlitt dieses Erbe mit und bald nach der Einwanderung Verluste. „Nicht Alles, was wir in der . . . Heimat besaßen, haben wir mitgebracht, nicht Alles, ja wohl das wenigste von dem Mitgebrachten besitzen wir noch heute; und von dem, was wir besitzen, hat das Wenigste, ja Nichts seine Gestalt unverändert bis heute erhalten . . . aber dieses alten Gutes ist immer noch ein schätzbare Vorrat da.“ Zu dem alten Gut — Tanzreime, Rockenlieder, Kinderdichtungen, Brautlieder, Balladen und dramatische Dichtungen — von denen manche in früheste Zeiten zurückgehen wie: Et säß e klī wält Bigeltchen, kam neues aus Deutschland eingeführt hinzu. Schuster findet zwei auffallende Erscheinungen, daß in unsrer Volksdichtung historische Lieder fast ganz fehlen und die Balladen feltner sind. Er erklärt beides:

<sup>1</sup> Abhandlung II, S. 520. Die folgende Stelle S. 523.



daß wir die Form des hist.-polit. Liedes nicht mitbringen konnten, weil sie bei der Auswanderung noch nicht vorhanden war und daß grade damals die Ballade abzusterben anfing. „In der neuen Heimat erlebte man zwar viel Großes, viel Gewaltiges und Ergreifendes, das unter andern Umständen gewiß das historische Lied erweckt oder Stoff zu Balladen geboten hätte, aber es war nicht geeignet, die nationale Dichtung anzuziehen, da die Sachsen dabei nur leidend oder im Bunde mit andern überwiegenden Kräften beteiligt erscheinen. Das Große war nicht national, wenigstens nicht rein national, und das Nationale konnte nicht groß sein, weil die Nation bei all ihrer Regsamkeit, Kraft und Fähigkeit, selbst in ihrer Blütezeit nur ein Bruchteil des Reiches war, von allen Seiten umgeben und angefeindet von unhomogenen Elementen. Dieser schmerzliche Zug geht durch die ganze Geschichte der Sachsen und hat sich erkennbar für Denkende selbst dem Charakter der Einzelnen eingewachsen . . . Das ist es, was kleinen Volksbruchteilen so leicht Gefahr bringt, sich größern Nachbarstämmen anzuschließen und in ihnen aufzugehn, der Mangel an einem bedeutenden Nationalleben, das fähig wäre, wenigstens von Zeit zu Zeit Begeisterung und Stolz zu wecken und der Kunst Stoff zu geben und das ewiggefühlte Bedürfnis eines solchen nach außen geachteten Nationallebens. Je mehr sich die Standpunkte vervielfältigen, von denen aus die Geschichte der Siebenbürger Sachsen betrachtet wird, desto bewundernswerter erscheint das bis heute gewahrte Deutschtum und die Rettung so manches geistigen Erbes, die unter den ungünstigsten Umständen doch noch gelang; desto erklärlicher wird es andrerseits, wenn wir einen großen Teil ihrer nationalen Volksdichtung von Anfang an in fortwährendem Absterben sehn.“ Doch hat grade die böse Zeit der Türkenkriege „unsre eigentümlichsten und zu den schönsten zählenden Dichtungen“ geschaffen, „jene zarten, überaus rührenden Waisenlieder und Klagen um den Verlust von Vater, Mutter, Heimat, zu denen sich in Deutschland keine Parallelen finden. Nur in einem Lande, worin durch Krieg und Pest fast alljährlich sovieler Witwen und Waisen gemacht wurden, die sich bald von Haus zu Hause bettelnd an den Türen der Fremden ernähren, bald die harte Behandlung einer bösen Stiefmutter ertragen mußten, und nur unter einem Volke, bei dem Haus- und Familienleben eine so tiefe Innigkeit hatten wie bei den Sachsen, konnten diese schönen Lieder des Leides entstehn.“<sup>1</sup> Die

<sup>1</sup> Schuster hat im S.-D. Tageblatt einmal die schönsten Perlen in deutscher Übersetzung mitgeteilt. Die Waisen in den Gedichten, 2. Aufl. S. 120 ist eine selbständige Ballade.



Reformation mit ihren neuen Anregungen und neuen Einflüssen brachte uns das schöne Königslied, wiewohl es auf heidnischer Grundlage ruht; das 17. und 18. Jahrhundert vor allem Umdichtungen von Gaben, die von außen kamen. „So endet die sieb.-sächsische Volksdichtung, indem sie in den Strom der deutschen einmündet.“ Die Anschauung, daß die Volksdichtung überhaupt allenthalben abstirbt, ist wohl seither als unrichtig erkannt worden.

In geistvoller Weise werden die weitem sich ergebenden Fragen erörtert nach den Verfassern, dem Stoffkreis, den Formen, der Verbreitung und Umdichtung, immer voll Kenntniss des Volkslebens und voll Verständnis für lebendige Poesie.

Eine Schlußabhandlung erörtert den Wert der Volksdichtung und im besondern der sächsischen. Sie ist heute noch weitester Verbreitung wert, mit der scharfen Zeichnung des Zwecks seiner Sammlung der sächsischen Volksdichtungen: sie sollte den Entwicklungsgang unsrer Volksdichtung erkennen lassen, den Stand unsrer Mundarten darstellen helfen, „sie sollte auch unsern ‚Gebildeten‘ Gelegenheit bieten, des Volkes Sinn und Weise erkennen und würdigen zu lernen; sie sollte die Geistes- und Gemütsrichtung unsres Volkes beleuchten, seine Freuden und Leiden, sein Hassen und Lieben, sein stilles geistiges Schaffen und Dichten in ihrem unmittelbarsten Ausdruck vorführen; sie sollte dem Sittenforscher und Mythologen ein schätzbares Material liefern, . . . sie sollte mit einem Wort ein gut Stück Kulturgeschichte unsers Volkes darbringen und damit ein Zeugnis ablegen dafür, wie treu der Sache dem aus der Heimat mitgebrachten Geist und der mitgebrachten Sitte auch im fernen Siebenbürgen geblieben, wie er diesen Geist in derselben Weise fortgebildet, als es dort in Deutschland geschah, nach dem er seit Jahrhunderten blickt, das er heute mit ganzem Bewußtsein seine Mutter nennt; sie sollte den Brüdern in diesem unvergeßlichen Deutschland eine Mahnung sein, auch nicht zu vergessen des fernen Sendlings, wenn sie auch auf ihrem Wege nach einer immer näher herantretenden Zukunft voll großer Geschiehe noch von mancher andern Sorge in Anspruch genommen werden“.

„Daneben war es mir allerdings angenehm, dem Volke, noch ehe es ganz zu spät ist, einen Teil seines letzten geistigen Erbes in diesem Fache retten und in dem Geretteten Manches bieten zu können, was Anspruch auch auf ästhetischen Wert hatte, die Volksgenossen erfreuen, dem vaterländischen Dichter zu lebensvollen Schöpfungen Stoff und Anregung geben konnte.“



Schuster geht, wie er selbst dankbar anerkannte, in seiner Auffassung und Wertung des Volksliedes durchaus von Ahlandischen Anschauungen aus, die den Übergang von der romantischen Auffassung zu der historisch-philologischen Behandlung des Volksliedes darstellen.<sup>1</sup> Auch Schuster hütet sich zwar, die Volksdichtung, insbesondere das Volkslied, in der Weise der Romantik dem „schöpferischen Volksgeist“ zuzuschreiben, aber er sieht als echtes Volksgut doch nur das an, was in den Kreisen des Volkes selbst entstanden und darum in der Volkssprache, in der Mundart, erhalten ist. Volkslieder in hochdeutscher Sprache, die doch die Hauptmasse der gegenwärtig auch unter uns in den breitesten Schichten gesungenen Lieder ausmachen, schließt es grundsätzlich aus. „So liest der Antiquar mit Entzücken die traurigen Trümmer der Antiquen auf, während er gleichgiltig an den Schöpfungen späterer Ksterkunst vorübergeht.“ Andererseits aber erkennt Schuster als kennzeichnenden Zug des Volksliedes das neuerdings<sup>2</sup> so vielfach betonte „Herrenrecht“ nicht, das die Volksgemeinschaft sich über das einmal in ihren Liederchatz aufgenommene Lied anmaßt. Prägnanter als er hat kaum Jemand diesen Zug formuliert: „Ein ewiges Schaffen, Berstören und Wiederausbessern ist aller Volksdichtung wie allem Leben eigen.“ Auch einer andern wichtigen Unterscheidung war Schuster auf der Spur. Es ist oben zitiert worden, wie der walachische Knabe auf dem Pferde Lied und Vers formt, in dem er der Empfindung Ausdruck gibt, die ein äußeres Erlebnis in ihm weckte. Von dieser Beobachtung aus war nur ein Schritt noch zu der auch von Schuster vorgeahnten Unterscheidung von urwüchsig, für den Augenblick geschaffener und im wesentlichen nur angeeigneter, dem Volksgeschmack angepaßter Volksdichtung.

Ein solches Buch mußte nicht nur unsrer Wissenschaft Ehre und Ansehn erwerben, es war geeignet, auch das Volksbewußtsein zu beleben und zu kräftigen.<sup>3</sup>

Das gleiche gilt von der andern großen Arbeit Schusters, den Mythentrümmern in diesen Volksdichtungen, die er unter dem Titel:

<sup>1</sup> Vgl. Paul Leuz: Geschichte des Begriffes Volkslied. Berlin 1911.

<sup>2</sup> Vgl. John Meier: Kunstlieder im Volksmunde. Halle 1906.

<sup>3</sup> Vgl. Dr. A. Schullerus: Unse Volksdichtung in Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Hermannstadt 1899. II, S. 424 und Korrespondenzblatt 1907, S. 70. Da Schuster selbstverständlich in dem Buch die Resultate der kleinern frühern Arbeiten verwertete, ist es nicht nötig, auf sie im einzelnen einzugehn. Das gleiche ist der Fall bei der andern großen Arbeit über die Mythen. Der Verein für siebenb. Vandeskunde plant eine neue Ausgabe der Volksdichtungen, vermehrt durch das Ergebnis späterer Sammlungen.



Deutsche Mythen aus sieb.-sächs. Quellen veröffentlichte.<sup>1</sup> Sie hatten ihn immer besonders angezogen, J. C. Schuller hatte mit dem wenigen, das er in dieser Richtung veröffentlicht hatte, größtes Aufsehn und tiefen Eindruck gemacht, J. Grimm die ersten Wege gewiesen. Die erste Programmarbeit Schusters griff in dieses Gebiet.<sup>2</sup>

Als Ziel der Arbeit bezeichnete er Sicherung, Erweiterung, Vermehrung der im Gebiet der germanischen Mythologie bisher gewonnenen Erkenntnisse durch Sammlung und Auswertung der siebenb.-sächsischen Quellen. Dabei ergab sich von selbst auch eine kulturgeschichtliche Aufgabe, „sie beleuchten unsern Zusammenhang, unsere nähere und entferntere Verwandtschaft mit andern deutschen Stämmen, die eigentümliche Phantasie-richtung der siebenb. Sachsen in Mythenbildung und Götterverehrung, kurz sie bieten auch Werksteine zu einer Geschichte und Naturgeschichte der siebenb. Sachsen.“ Als Quellen sah er vor allem die Märchen an, dann die Sagen und die ganze Volksdichtung, die er selbst im großen ersten Werk veröffentlicht hatte, vor allem auch die Heils- und Zauberformeln, die Volksbräuche, den Aberglauben, endlich die Sprache selbst. In eingehender Untersuchung, kritisch und besonnen, immer mit dem weiten Ausblick und den großen Gesichtspunkten, die ihn auszeichneten, durch strenge Selbstzucht niemals in Gefahr, sich rettungslos in dem unermesslichen Urwald zu verlieren, baute er aus all den großen und kleinen Steinen, die er in seinen Quellen fand, den germanischen Götterhimmel neu auf und erstaunt fanden die Zeitgenossen, wie Wodan, Freija und Hel, und wie die großen Götter alle heißen und neben ihnen die Elben und Nornen, die kleinen Geister mit uns leben, im Untergrund der Volksseele arbeiten und in Brauch und Sitte zutage treten. Während die erste Arbeit über Wodan (1856) auch in Deutschland Aufsehen machte und bei den damaligen Bearbeitern dieses Gebietes, Menzel und Wolf, ungeteilte Bewunderung fand, hatte die große Arbeit das Mißgeschick, daß sie zu spät — vor allem durch die Schuld des Landeskundevereins — veröffentlicht wurde. Schon 1859 hatte Benfey in seinen Untersuchungen über den Pantischatantra nachgewiesen, daß die Märchen nicht von vornherein als germanisches Gut anzusprechen seien, — und damit fiel Manches, was die Wissenschaft früher als sicher angesehen.<sup>3</sup> Schuster wies darauf

<sup>1</sup> Archiv des Vereins für siebenb. Landesk. 9, 230. 401. 10, 65. (1870—72.)

<sup>2</sup> Wodan. Mühlbacher Gymn.-Progr. 1856.

<sup>3</sup> Vgl. J. Wolff: Zur Volkskunde der Sieb. Sachsen. Kleinere Schriften von Jos. Haltrich. Herausgegeben von J. Wolff. Wien 1885. Einleitung, Die Tiermärchen. Schullerus im Korrespondenzblatt 1888, S. 21.



hin, daß die überlieferten indischen Märchen jüngeres Gepräge haben als die unsrigen und diese letzteren darum wohl gestatten, mythische Züge darin zu suchen.<sup>1</sup> Aber selbst wenn die Märchen oder ein Teil der Märchen als Quellen ausscheiden müßten, so blieben die andern Quellen unerschüttelt. Schuster selbst hat nie zugegeben, daß die Tiermärchen erst als Ergebnis der gelehrten Dichtung in verhältnismäßig später Zeit in Europa und unter den Deutschen Verbreitung gefunden. Er hoffte darauf, die Wissenschaft werde das noch einmal richtig stellen.<sup>2</sup> Die „Mythen-

<sup>1</sup> Vereins-Archiv 9, S. 316. Anm. 8. Über Schusters Arbeiten auf diesem Gebiet Dr. A. Schullerus in Hundert Jahre sächs. Kämpfe. Hermannstadt 1896, S. 301.

<sup>2</sup> Schuster an Teutsch am 21. Januar 1870: Wie steht es mit meiner mythol. Arbeit bei dem Verein? In derselben ist namentlich die Märchenkritik in mancher Hinsicht über die gewonnenen Resultate in Deutschland hinaus gediehen. Bei allen Mängeln der zum Teil in Hast geschriebenen Arbeit sind doch auch neue Ausichten, wenn nicht völlig eröffnet, doch zur Ahnung gebracht. Nun macht aber die Wissenschaft mit jedem Jahre auch hier einen Riesenschritt vorwärts. Wenn wir unsre Sachen immer Jahre lang auf den Druck warten lassen, so müssen sie zum Teil post festum kommen.

Ebenso am 4. April 1872: Wenn Du meine Mythenarbeit lobst, tust Du mir immer wohl. Sie ist mir ein Lieblingskind, dem ich nicht wie ein Vater, sondern wie eine Mutter gegenüberstehe, die mit Schmerzen geboren hat und ihr Kind um seiner Gebrechen willen nur noch mehr liebt. Das Kind hat übrigens auch wirkliche, nicht geringe Vorzüge, das darf auch die Mutter sagen. Ob sie das in Deutschland beachten werden, ob sie die neuen aussichtsvollen Wege, die zum Teil ihnen Allen hier gezeigt sind, sehen und betreten werden oder in der Beschränktheit ihrer Schulen und Methoden, worin sie fast Alle stecken, vornehm hinwegsehen werden über eine Arbeit, die allerdings in Manchem — enge Sprachkenntnisse des Verfassers, lückenhaftes und nicht immer ursprünglichstes Vergleichsmaterial, — den Anschein des Dilettanten hat? Oder wird vielleicht irgend Einer hingehen und ernten, was ich gesät? Das wäre mir recht, wenns nur eine Ernte gäbe, andre Ansprüche sind mir längst als kindische erschienen.

Ebenso am 9. Mai 1872. (Über die Mythenarbeit): 1. Noch nirgends ist meines Wissens wie hier der Versuch gemacht, allein aus lebendiger Volksüberlieferung (allerdings unter fortwährender Beleuchtung durch altheidnische Quellen), eine nahezu vollständige Mythologie zu rekonstruieren. Mag man auch einen guten Teil der Resultate leugnen, man wird den Versuch im ganzen nicht als mißlungen ansehen dürfen.

2. Die Bedeutung des Märchens als allerdings fortwährend metamorphisierte wahrscheinlich älteste Mythenquelle ist hier an einzelnen Beispielen überraschend zutage getreten. Ganze zusammenhängende und abgeschlossene Mythen sind hier nachgewiesen und in ihrer Symbolik klargelegt und durch ihren Zusammenhang mit den ältesten heidnischen Quellen gestützt.

3. Eine große Bereicherung der altheidnischen Symbolik ist überhaupt gewonnen.

4. Die germanische Mythologie hat einzelne Erweiterungen, vorzüglich aber das Leben des Mythos im Volk viel neues Licht erhalten.



trümmer“ und darin die Entwicklung der innern Zusammenhänge zwischen einem Teile unsrer Märchen und einzelnen germanischen, namentlich nordischen Mythen sind zweifellos ein glücklicher Griff. Odhins (Wuotans) achtsfüßiges Zauberroß, seine Kennzeichnung als einäugiger, mit breitem Hut und Mantel bekleideter Schützer des jungen Helden, die Gewinnung des Göttertranks, der Mythos vom Hengst Swadilfari usw. spiegeln sich so getreu in siebenbürgisch-deutschen Märchen wider, daß die Freude Schusters, in diesen eine zweite Edda gefunden zu haben, begreiflich ist. Doch wäre, um zu gesicherteren Resultaten der Vergleichung zu gelangen, zuerst eine kritische Sichtung der Märchen notwendig gewesen, da zweifellos nur ein Teil unsres siebenbürgisch-deutschen Märchengutes deutschen Ursprungs ist, der wohl größere aber — durch rumänische Vermittlung<sup>1</sup> — dem Märchenschatz der Balkanvölker entstammt. Andererseits aber waren mit der Feststellung dieser Übereinstimmung zwischen nordischen Mythen und siebenbürgisch-deutschen Märchen diese noch nicht als Nachklänge jener, als verblaßte Mythen, erwiesen, da doch in einer Reihe von Fällen auch der andre Weg der Erklärung gefunden werden muß, daß umgekehrt wandernde Märchen in nordische Mythen eingedrungen sind, die Märchen also wesentlich älter sind als die betreffenden Mythen selbst.<sup>2</sup> Erst eine genaue kritische Sonderung wird diese Einzeläden der Untersuchung klarlegen, das bleibende Verdienst Fr. W. Schusters aber ist, daß er auf diese Zusammenhänge den Finger gelegt und so weiterer Forschung die Wege gewiesen hat.

Den bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen war eine andre 1858 vorausgegangen, die Herausgabe seiner „Gedichte“.<sup>3</sup>

5. Die Deutungen des Rösschentanzes, des Märchens vom Rosenmädchen, vom Königssohn und der Teufelstochter, vom goldnen Vogel u. a. m. sind namentlich mein Stolz.

6. Die Quellen selbst sind aber vielfach prachtvoll gewesen. (Ich erinnere nur beispielsweise an die Erscheinung des Donnergottes in der Mettersdorfer Sage.)

7. Nicht fällt durch die Arbeit natürlich mit auf unsre Stammeswurzeln, Kulturgeschichte usw.

8. Fleiß und Liebe wird man mir nicht absprechen, meine Gelehrsamkeit ist leider allzugering, meine literarischen Hilfsmittel nicht reich genug, meine Ruhe allzu unterbrochen gewesen. Die besten Resultate verdanke ich dem tiefen Hineinleben in die poetisch und mythisch schaffende Phantasie des Volks, wozu ich wohl einige Naturbegabung mitbrachte, die sich durch keine Gelehrsamkeit ersetzen läßt.

<sup>1</sup> Vgl. A. Schullerus: Amor und Psyche in Siebenbürgen. In: Philologiai dolgozatok. Budapest 1912.

<sup>2</sup> Vgl. Fr. v. d. Vegen: Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin 1899.

<sup>3</sup> Gedichte von Fr. W. Schuster. Schäßburg, Habersang 1858.



Die ersten Verse hatte Schuster schon vor der Revolution geschrieben. Die große Bewegung der vierziger Jahre, die unser Volk in seinen Tiefen aufrüttelte, hatte die literarische Produktion mächtig gefördert, auch die Poesie angeregt, im Wesen politische Lyrik, die in Goltzs Niederbuch gesammelt vorliegt und wenig Dauerndes geschaffen hat. Zu dem wertvollsten gehören die paar Beiträge von Schuster, von denen „Bei Marienburg“ mit seinem düstern Ernst und dem Hintergrund einer schweren Vergangenheit und sorgenvollen Gegenwart Volksgut geworden ist. Das „Gelübde“<sup>1</sup> mit seinem „Ich will nicht, ich will nicht“ „ein Sachse, ein Sachse, ich hab es mir geschworen“ war ebenso ein Ausdruck der trotzig politischen Anschauungen nicht nur jenes Geschlechts sondern aller Zeiten unsers Volks, wie der entschiedenen Natur des Verfassers, die nie ein entweder — oder kannte. „Das Erwachen“ und „Wache“ mit der frohen Zuversicht einer schönen Zukunft ist wie das Bundeslied in die Sammlung der Gedichte nicht aufgenommen.<sup>2</sup>

Die Schusterischen Gedichte sind, abgesehen von Keßlers Versen und den doch ausschließlich politischen Gedichten Marlin's,<sup>3</sup> die ersten, die ein sächsischer Verfasser seinem Volk bot. Er tat es nicht ohne Jagen „in einer Zeit, die lyrischen Erzeugnissen noch weniger als andern Dichtungsarten geneigt ist“, und obwohl er sich „auch mehr zu dramatischen und epischen Formen, insoweit letztere in der Gegenwart möglich sind, hingezogen fühlte“; „doch kann nur ein übersättigtes Geschlecht der reinen Lyrik ihren Wert und ihre Berechtigung absprechen“. Die Sammlung enthielt Lieder, Elegien, Ländeleien und doch das Ganze aus einem Guß, Stimmungen und Erfahrungen, Erlebnisse einer starken Seele. Wohl verwahrte sich der Dichter dagegen, daß Jemand in den Gedichten „Geschichte“ suche. „Daß die Motive nur der eignen Erfahrung entstammen dürfen, versteht sich von selbst. Aber diese Erfahrung ist sehr mannigfacher Art und der Dichter gibt oder soll zwar Wahrheit geben, aber nicht Wirklichkeit.“ Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Geschmack jener Tage durch Heinesche Sentimentalität und Schillers Pathos gekennzeichnet war,<sup>4</sup> während hier ein

<sup>1</sup> In der 2. Auflage der Gedichte S. 84.

<sup>2</sup> Goltzs Niederbuch S. 199 und 62 und 205. Vgl. über dieses Niederbuch Dr. Borsche im Hermannstädter Seminarprogramm 1912. Fr. Teutsch: Sachsen-geschichte 3, S. 190 ff.

<sup>3</sup> D. Wittstock: J. Marlin, Ein Beitrag zur sächs. Literaturgeschichte der vierziger Jahre. Vereins-Archiv 26, S. 435. Über Keßler: Schullerus im Korrespondenzblatt 1897, S. 76 und 1911, S. 1.

<sup>4</sup> Schullerus in Hundert Jahren sächs. Kämpfe. S. 310.



Mann sprach, dessen Lieblingsklassiker Lessing war und der an Goethe gewachsen war. Ähnlich „hell und klar, ungesucht und einfach,“ aber die Sprache von seltenem Wohlklang, die innere Empfindung zähmend und doch in Leidenschaft getaucht, die Liebe der Grundton des Ganzen. Sie vor allem der Inhalt der Elegien, wo der Vergleich mit den römischen Elegien von selbst sich aufdrängt und die meisterlich gehandhabten Distichen wie die Tiefe der innern Leidenschaft den Vergleich mit jenen vertragen, selbst bisweilen die Glut, die sie auszeichnet. Besonders interessant ist der Vergleich der Elegien mit den Ländeleien, die das gleiche Thema behandeln, dort schwer ernst bisweilen düster, hier spielend, leicht, glückserfüllt, die Stimmungen des Mannes wiedergebend, der mit der Liebe ringt. Auch in den Liedern erinnert Einzelnes an Goethe, so „Auf dem Lande“, wo freilich das Versmaß sofort zum Vergleich drängt:

Schlägst du endlich noch einmal  
Sanfter, volles Herz?  
Bis in dieses tiefe Thal  
Folgte nicht der Schmerz.

und es ist ganz Goetheisch, wenns zum Schlusse heißt:

Denn das Äußre fern und nah  
Schwebt nur ab und zu,  
Doch was in dir selbst geschah,  
Das erlebest du!

Die Gedichte, formvollendet und sprachgewaltig, grade weil sie ungesucht das aussprechen, was Tausende fühlen, halten den Vergleich mit Allen aus, die jene Zeit als hervorragend und bedeutend anerkannt hat. Daß sie in Deutschland völlig unbeachtet blieben, war nicht überraschend. Was kümmerte sich das zerrissene Deutschland grade damals um ausgewanderte Deutsche?

Und doch müssen sie in unsre gesamte geistige Entwicklung hineingestellt, in Zusammenhang mit der deutschen Entwicklung gebracht werden; sie gewinnen dadurch noch eine besondere Bedeutung. In unverantwortlicher Weise, wenn auch bisweilen unter dem Schein des Wohlwollens für deutsches Leben und deutsches Volkstum, knechtete der Absolutismus, dessen Träger dem eigentlichen deutschen Leben so fremd gegenüberstanden wie Menschen aus einer andern Welt, grade den deutschen Geist hierzulande und tat ihm weh, wo er sich zeigte. Man meinte, ihn einschmelzen zu können in einen allgemeinen Völkerbrei, in dem er aufgehen solle. Aber grade dadurch besann er erst recht sich hier bei uns auf sich selbst. Es ist nicht Zufall, daß 1856 Haltrichs „Deutsche Volksmärchen



aus dem Sachsenland in Siebenbürgen" erschienen, 1857 Müller die Siebenb. Sagen, darunter vor allem die sich die Sachsen erzählten, herausgab und daß im selben Jahr mit Schusters Gedichten das letzte Heft der Sachsengeschichte von G. D. Teutsch erschien. Der Polizeistaat mit seinen geistlosen Formen hatte selbst den Namen des Sachsenlandes verboten — hier aber zeigte sich, was dem Sachsenland seinen Charakter gegeben, das deutsche Geistes- und Gefühlsleben, das was uns in Vergangenheit und Gegenwart zu Deutschen machte, gewann in den Seelen eine Vertiefung und feierte eine Auferstehung, die von keinen Häschern verhindert werden konnte. Und grade Schusters Gedichte erwiesen von selbst unser geistiges Leben als einen Teil des allgemeinen deutschen Geisteslebens, das durch keine Polizeimaßregeln abzusperren oder zu töten war.<sup>1</sup>

Die Sammlung war „dem Freunde G. D. Teutsch“ gewidmet, die Volkslieder „den mitstrebenden Freunden Josef Haltrich und Friedrich Müller“ — ein äußeres Zeichen für eine Freundschaft, die das Leben hindurch dauerte.

Diese Freundschaft bedeutete für die vier Getreuen einen vollen Lebensreichtum. Keiner hatte vor dem andern etwas zu verbergen, Jeder sah im Freund den Teilnehmer an seinen Sorgen und Freuden, den berechtigten Kritiker über sein Tun und Arbeiten. Insbesondere Schuster übte diese Kritik, die er selbst über sich von den Andern verlangte. Und sie ist gegenseitig, ohne die geringste Verstimmung eingehend geübt worden. Alle mit einander fanden eine gegenseitige Förderung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten in ihrer Freundschaft. Schuster berichtete in Briefen, die an Haltrich gerichtet waren, aber stets auch für die Andern bestimmt waren,<sup>2</sup> von seinen Arbeiten und so gaben sie und empfingen sie Anregung. Die Schäßburger befriedigten gern die literarischen Bedürfnisse Schusters, da die Mühlbacher Bibliothek noch gering war. Er legte ihnen seine Arbeitspläne vor, sie gaben ihr Gutachten ab, er riet besonders Haltrich bei dessen Arbeiten. Es ist wohl selten eine Freundschaft so unsrer Wissenschaft zugute gekommen wie diese. Auch die Gedichte, ihre Ausgabe, ihre Vermehrung verfolgten sie teilnahmsvoll und kritisch. Sie fanden bei den Freunden größte Anerkennung. Schuster schickte ihnen 1863 eine zweite Sammlung, die für ein zweites Bändchen berechnet war, das aber dann, unter der Ungunst aller Verhältnisse, doch nicht erschien. Die Kritik der Freunde daran war eingehend,<sup>3</sup> von den meisten Einwendungen ließ sich Schuster überzeugen, er gab den Freunden die

<sup>1</sup> Fr. Teutsch: Geschichte der Siebenb. Sachsen 3. Band, S. 355 ff., 360.

<sup>2</sup> Der Briefwechsel, besonders die Briefe Schusters sind vorhanden.

<sup>3</sup> Haltrich an Schuster am 18. April 1863.



weitestgehende Befugniß, zu bessern und zu streichen, nur bisweilen erklärte er: „das bleibt“. Es ist dabei von Wert, einige Ausführungen Schusters festzuhalten. „Ich gebe keinen Stoff — schrieb er 1860<sup>1</sup> — den ich einmal als poetisch erkannt habe (worin ich durch viele Übung eine große Sicherheit erlangt habe) auf, so oft ich auch die Form dazu verfehle, sondern nehme von Zeit zu Zeit bei günstiger Stimmung den alten Stoff wieder vor, bis die rechte Form gefunden ist und das Ganze wirklich ein Ganzes ist. Das ist der Vorteil des *nonum prematur* etc. Mir ist nichts so fürchterlich bei den modernen Dichtern als bald die Fahrlässigkeit der Form, bald bei großer Künstlichkeit die Zusammenhangslosigkeit mit dem Stoff. Das kommt freilich mit von der Unpoesie ihrer Stoffe, bei denen jede Form nur zufällig und als Willkür erscheinen muß . . . Das nächste Jahr muß ein Drama geboren werden, bei welchem ich übrigens auf das Mißlingen gefaßt bin — Lehrgeld zu zahlen will ich mich nie sträuben. Zu einem idyllischen Epos habe ich auch längst einen Plan, lasse ihn aber noch liegen; das Epische verträgt am ersten das abgekühltere Alter. Das sind meine Pläne für die Zukunft. Ob ich den Mut behalten werde zu ihrer Ausführung in einer Zeit ohne Kritik und ohne Geschmack, weiß ich nicht.“ Haltrich hatte ihm Jugendgedichte des Gymnasiasten M. Albert zugesandt. Schuster war erstaunt über das Talent, das er da fand. Er nahm davon Anlaß zu Anweisungen, wie es zu fördern sei. Dabei einige treffliche allgemeine Gedanken: „Die Lyrik verlangt Situationen, Epos und Drama Taten, aus solchem Stoffe müssen sie erwachsen . . . Es ist ein Irrtum, wenn man meint, es stünden der Lyrik auch außer der Liebe . . . nicht Stoffe zu Gebote, die echt poetisch sind. Zwar von der Fülle des Stoffes, die dem Griechen winkte, ist uns Manches verloren gegangen, aber doch auch Vieles geblieben. Gibt es z. B. für das Lied nicht Situationen genug in der Natur, bei unsern mancherlei Freuden- oder Trauerfesten? Ein Geburtslied, ein geselliges Lied jeder Art ist gar nicht so unpoetisch wie es auf den ersten Anblick scheinen mag. Die Elegie findet in unsern Lebensverhältnissen noch Stoff genug; z. B. wäre eine Elegie auf die an der Strell gefallenen sächsischen Jäger, da man den Verlauf der Handlung kennt, gar kein übles Thema, ebenso auf Theodor Fabini, nur müßte sie mit der Würde und Ruhe der Griechen behandelt werden . . . Die Hymne findet in unsrer Welt die wenigsten Stoffe, aber doch hie und da einen recht einladenden wie das Schillerfest usw.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Schuster an Haltrich am 2. Januar 1860.

<sup>2</sup> Im obigen Brief an Haltrich.



Zur Schillerfeier hatte er, auf Trauschensfels Aufforderung, selbst eine Hymne gedichtet<sup>1</sup>. Das Schillerfest, das auch bei uns allenthalben gefeiert wurde, — in Mühlbach wurde die Feier im Rahmen eines Gottesdienstes abgehalten und dann abgesondert die Glocke aufgeführt — gab ihm Anlaß zu gedankenreichen Ausführungen an die Schäßburger Freunde. Besonders Jak. Grimms Schillerrede hatte es ihm angetan.<sup>2</sup> „Unübertrefflich zart ist die Weise, in der er Goethe in den Hintergrund seines Bildes zu stellen wußte, ohne dessen Überlegenheit zu verschweigen, (er, der geschmackvolle Sprachsinner und schon aus diesem Grunde entschiedener Goetheverehrer durfte dies am wenigsten), aber auch ohne einen Augenblick zu vergessen, daß es an diesem Tage galt, Schiller zu feiern. Ohne irgend ein herausforderndes Urtheil ist er doch in seiner (vielleicht zu großen) Milde manch hastendem Irrtum und Vorurtheil entgegen getreten; leise läßt er Schillers Mängel erraten ohne irgendwo negierend aufzutreten; das ganze ist überdies von der Wärme eines wahren Patriotismus durchdrungen, der den burschikosen Deklamationen der Leipziger und Anderer gegenüber ungemein wohlwollend absticht. Mir ist Grimm, wie ich schon andeutete, fast zu milde. Ich hätte Goethes unendliche Überlegenheit nicht nur in Liedern, sondern in noch Vielem entschiedener hervorgehoben; dem blinden und schädlichen Enthusiasmus des geschmacklosen deutschen Publikums gegenüber tut das Not und Schillers eigentliche Größe könnte dabei nicht leiden. Wenn dann Grimm unter Schillers besten Liedern das Siegesfest, die Klage der Ceres, die Cassandra aufführt, so hätte er für die beiden letzten bessere Stücke finden können. Die Klage der Ceres ist nach meiner Ansicht ein Gedicht von nur mittelmäßigem Wert; die Ceres ist eine sehr modern-sentimentale Göttin, fast das, was ein Gefühlscher Damon als Hirt; geht man die einzelnen Verse durch, so findet man Wiederholungen, Pleonasmen, Unklarheiten und letztlich endigt das Gedicht in leichter zimperlicher Allegorie. Cassandra ergreift einen großen Moment aus der Trojasage und ist viel wirksamer. Dies Gedicht hat mich in meiner Jugend entzückt, und eignet sich durch seine starke Rhetorik vorzüglich zu brillantem Vortrag; nur ist eben zu viel Rhetorik, und an Schwulst und Wiederholungen fehlt es auch nicht, was leider bei dem sonst so tiefdenkenden Schiller keine Seltenheit ist. Dergleichen begegnet Goethe nie. Schiller ist, wie überhaupt, so besonders in der Lyrik spät zur Reife gelangt; hätte er länger gelebt, vielleicht wären mehr Gedichte auf uns gekommen, wie

<sup>1</sup> Sie ist in der 2. Auflage der Gedichte gedruckt. S. 125.

<sup>2</sup> Schuster an Haltrich am 5. Februar 1860.



das Lied von der Glocke, Der Spaziergang, oder selbst kleinere Lieder, Das Geheimniß, Der Jüngling am Bache und wenige ähnliche; vielleicht hätten wir auch Hymnen von Schiller erhalten, die ihm, da diese Form am meisten Abstraktion verträgt, wohl gelingen mochten. Auf das Drama war am meisten Gewicht zu legen, wo man Schiller wollte vorschimmern lassen und das hat denn auch Grimm getan. Es ist heute allgemein anerkannt, daß Schillers Pläne dramatischer sind als Goethes; daran mag neben Goethes mehr epischer Natur auch seine weniger strenge Disposition oder die Arbeit Schuld sein. Lessings Pläne sind noch dramatischer als Schillers und doch mag Lessing in eigentlicher Dichterkraft etwa soweit hinter Schiller zurückstehen als dieser hinter Goethe. Worin überdies Goethe im Drama vorragt, das ist die strengere Motivierung, die schärfere, unübertrefflich wahre und doch nicht realistische Charakterzeichnung nicht nur der Weiber (worin ihn kein Dichter der Welt jemals übertreffen kann), sondern auch der Männer. Der weniger heroische Charakter in Goethes Männern hängt damit zusammen, daß er sich gerne selbst objektivierte: Werfingen, Egmont, Werther, Faust, Wilh. Meister, Eduard, sind lauter Goethes; doch hat er auch Götz, Georg, Verse, den Hauptmann in den Wahlverwandtschaften, Hermann und im niederen Genre Gretchens Bruder geschaffen. Weitere Vorzüge Goethes sind die Freiheit von jedem falschen Pathos und jeder Überwucherung in Wiederholungen und Übertreibungen.“

Mancher dieser Gedanken ist seither allgemeines Gut geworden, im Jahre 1860 hätten sie Vielen neue Offenbarungen gebracht. Auch das folgende wird damals kaum von jemandem ausgesprochen worden sein: „Die Poesie verträgt keine reine Abstraktion. Der Philosoph abstrahiert aus allen möglichen Erscheinungen das Gesetz der Welt, aus dem Einen, konkreten Fall läßt es der Dichter erraten. Dieses einfache Grundgesetz liegt so klar auf der Hand, daß ich es durch tausend Beispiele erläutern könnte. In diesem Sinn sagt Goethe, ein gutes Gedicht müsse eigentlich immer ein Gelegenheitsgedicht sein, und Lessing vindiziert der Poesie nur Handlungen, Taten, das sich in der Zeit Entwickelnde, womit keineswegs, wie Gervinus mißversteht, die Lyrik ausgeschlossen, sondern eben nur auf den richtigen Boden verwiesen ist.“

Über sich selbst urteilte er um diese Zeit: „Maßlose Leidenschaftlichkeit des Gefühls und dagegen glücklicherweise eine nicht geringe geistige Ruhe sind die Grundtypen meiner Seele; sie haben mich — insoweit ich es bin — zum Dichter gemacht und für alle Zeiten zum Redner



ex tempore verdorben<sup>1</sup>.“ Er zeichnet sich selbst in einer der Elegien, wo er als „das Beste von allem“ erklärt „ein empfindendes Herz“,

„Fähig zu menschlicher Lust und zu menschlichen Schmerzen, und fähig  
Hier in dem Erdengewühl Liebe zu fühlen und Haß.“

Die Leidenschaftlichkeit des Gefühls tritt besonders auch in seinen Anschauungen über die unmittelbare Gegenwart und die Zeitereignisse oft zutage. An Österreichs Bestand hat er immer gezweifelt und düster geurteilt über das, was er im eigenen Volk sah, dabei dann aber doch tröstliche Gedanken gefunden. „Wenn man alles in Erwägung zieht, womit unsere armen sächsischen Bauern geistig mißhandelt worden sind als da ist: früheres Bürokratenregiment, zöppfische Schulen unter der Leitung von in der Stadt verzogenen Dorfschulmeistern, zöppfisches Kirchenleben mit faulen, erschöpften, denkmüden und tatmüden egoistischen und vornehm dummen Pfarrern an der Spitze oder aber besonders in letzterer (Zeit) mit unverständigen, weil tieferer historischer Bildung ermangelnden, Neuerern, die oft das wenige Gesunde, was noch übrig geblieben war, wegschnitten, um auf den faulen Überrest ihre jämmerliche Paradepflanze des Unsinn zu pflanzen, so kann man sich nur wundern, wie es mit ihrem Verstande und Herzen noch so aussieht, wie es aussieht“<sup>2</sup>. Die Schäßburger Freunde hatten ihm geraten, er solle ein Drama M. Weiß schreiben und seinem Volk darin einen Spiegel vorhalten. Er erwiderte, er glaube nicht, daß damit ihm geholfen werde. „Mein Unmut rührt nicht von den Feigen und Verrätern, mehr noch von solchen, an deren Ehrlichkeit ich um alle Welt nicht zweifeln möchte, wie stark ich auch zuweilen dazu versucht bin. Ich sehe mich mit meiner Ansicht über das, was Not tut, fast einsam stehen und doch bin ich mir der Gründe dieser Ansicht klar bewußt, die nur aus Menschen- und Geschichtsstudien hervorgegangen ist. Unserm Volk ist nicht zu helfen anders als durch große volle Freiheit in seinem Innern, im eigenen Schoße. Der Druck von außen wäre bei weitem leichter zu verwinden. Es ist gemäßigelt worden durch Jahrhunderte, immer am meisten durch seine eigenen Nationsgenossen, bis es zu jeder Aktion aus eigenem Antrieb unfähig geworden ist. Und nun, die sich zu Rettern aufwerfen, wissen immer wieder kein anderes Mittel als es von neuem zu maßregeln.“ Er fügt hinzu, „daß ich mit diesen Bekenntnissen nicht unserm Teutsch zu Leibe will“<sup>3</sup>. „Was macht

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 30. Oktober 1860.

<sup>2</sup> Schuster an Haltrich am 25. März 1854.

<sup>3</sup> Ebenso am 29. Januar 1861.



Deutsch, unser Schild?“ fragt er ein andermal. „Denkt beizeiten an den künftigen Superintendenten und teilt Eure Ansichten den Freunden mit, damit man nicht überflügelt werde“.<sup>1</sup> Als Deutsch 1863 zum Pfarrer nach Agnetheln gewählt wurde, schrieb er: „Das Resultat rechtfertigt das neue Wahlgesetz und warnt vor voreiliger Verzweiflung am Volk“.<sup>2</sup>

Sie kehrte nicht nur bei ihm in jener Zeit schwerster politischer Kämpfe wieder. Es waren nicht Viele unter uns, die 1866 auf den Bestand Österreichs hofften und vor Allen stand die bange Frage, was geschieht dann mit uns? Sie mußte einen Mann wie Schuster in tiefster Seele aufregen, besonders bei seiner Anschauung, daß so vieles unter uns schlecht sei, „das Fämmerlichhohle aller unserer Institutionen, Kirchenverfassung, Schulwesen, Kommunitäten uff., die fürchterliche Arbeitscheu unserer Behörden, die unbegreifliche Beschränktheit und Aufgeblasenheit derselben auch an höchsten Stellen, ihr verächtlicher Respekt vor der Phrase und dem Gemeinplatz usw.“<sup>3</sup> Vorahnend hatte er 1863 geschrieben: „Dort in Deutschland, nicht auf dem Wiener Reichstag muß es sich entscheiden, ob wir hier ein verlorener Posten sind oder nicht. Jedenfalls müssen wir auf Zeiten gefaßt sein, die einen kriegerischen Geist von uns verlangen, als der uns jetzt beseelt.“

Er ist von solchem beseelt geblieben sein Leben lang. Und daß er rücksichtslos den Kampf gegen Alles aufnahm, was ihm nicht gut und recht schien, das war auch für die handelnden Freunde, wie wenn das lebendige Gewissen zur Prüfung zwang.

Im Jahre 1869 wurde Schuster zum Stadtpfarrer in Broos gewählt und übersiedelte dorthin. Am 4. Adventsonntag predigte er „Abschied“ in Mühlbach, persönliche Erinnerungen und allgemeine Gedanken flossen zu einem gewaltigen Klang zusammen, der geistvolle, gemühtiefe Mensch, der Mann, der den Blick hatte für Großes und Kleines redete daraus. Das Einzelleben und das Volk und die Menschheit sprach zu seiner Vaterstadt, der er bisher seine Kraft gewidmet „ein ernstes, entschlossenes, mutiges aber auch mahnendes Wort“, „seid einig und liebet euch unter einander.“ Es sind Worte, die heute noch ergreifen.<sup>4</sup> Mit ihm zog sein Haus, das gewachsen war (in Broos wurden ihm noch zwei Kinder geboren), seine alte Mutter blieb noch zurück, um bald

<sup>1</sup> Schuster an Haltrich am 2. Januar 1860.

<sup>2</sup> Schuster an Deutsch am 24. April 1863.

<sup>3</sup> Schuster an Haltrich am 8. Oktober 1866.

<sup>4</sup> Ebenso am 20. November 1863.

<sup>5</sup> Seid einig. Predigt gehalten am 4. Advent 1869 zum Abschied von der ev. Gemeinde A. B. in Mühlbach von W. Schuster. Als Manuscript gedruckt.



für den Lebensrest in das Haus des Sohnes zu kommen. Er wiederholte wohl, was er bei seiner Heirat bekannt hatte: „Wenn ich jetzt mein Leben überblicke, so scheint es fast, als ob ein vorschauender Geist darin gewaltet und es mit aller Gewalt vielfach gegen meinen Wunsch und Willen zu diesem Ziele gelenkt hätte“ — und damals noch von der Braut: „Ich bin dem Schicksal unendlich dankbar, wenn es nur auch für die Zukunft das gute Mädchen nicht fränken will, das mich mehr liebt als ich's verdiene.“

Er kam in Broos in ein wankendes Gemeinwesen hinein. Das Deutschtum in der alten Sachsenstadt, die von jeher an der Grenze des Sachsenlandes lag, „wo das sächsische Vater unser aufhört“, oder wie einst das Wort sinngemäß verwandelt wurde, „wo man vom sächsischen Vater unser nur noch das Amen hört“, war durch Schicksal und Schuld, die zu einem Wirrsal sich verkettet hatten, seit Jahrhunderten rückwärts gegangen, die politischen Wandlungen hatten das ihrige dazu beigetragen, es weiter zu schwächen. Schuster schuf das wehmütig schöne Bild: Wir sind hier wie das Moos auf dem Felsen, wie der Edelrost auf der alten Bronze. Noch war die Leitung der Stadt in deutschen Händen, aber überall bröckelte es ab und, was das schmerzlichste war, das Geschlecht merkte die Gefahr nicht in ihrer vollen Größe. Es fehlte nicht an tüchtigen Männern und edeln Frauen, die die Grundlagen des Lebens erkannten und für deren Festigung arbeiteten, sie wurden treue Mitarbeiter Schusters: Kirchner († 1878), Lewitzki († als Bezirksrichter 1882), der Bäcker Zeitler, Forstmeister Binder († 1916), Bürgermeister Schuller, vor allem Rektor Piringer, der leider viel zu früh 1890 starb, aber im ganzen war es ein leichtlebigen Geschlecht, dem Tag und dem Schein ergeben, in unbedingtem Gegensatz zu Schuster, der auf all das gar nichts gab und Alles, was Form war, gradezu verachtete. Darum aber war er geschaffen grade für diese Gemeinde.

Es mußte Alles neu geschaffen werden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren verzweifelt, der neue Pfarrer eröffnete selbst eine Subskription für die Kirchengemeinde mit 100 Gulden — und er war nicht in glänzenden Verhältnissen und mußte sie von seinem Bruder zu leihen nehmen — um nur vorläufig das Gleichgewicht des Haushaltes zu erhalten. Es gelang dann, vor allem durch Lewitzki und Leonhardt einen Vorshußverein zu begründen, aus dessen Reinertrag die Schule zuletzt bedeutende Mittel erhielt. Die Schule zu heben war überhaupt ein Hauptziel Schusters, der gern auch supplierte, was sich oft ergab. Es gelang,

<sup>1</sup> Schuster an Haltrich am 27. Mai 1858.



mehrere Stellen mit akademischen Lehrern zu besetzen, was dort besonders nötig war, wo das reformierte Kollegium, auch durch die Unterstützung von der sächsischen Nationsuniversität mächtig gehoben, den geistigen Mittelpunkt der Magyaren bildete und die ungarische Gesellschaft bedeutend stärkte. Es ist kaum glaublich, mit welchen Anschauungen Schuster zu kämpfen hatte. Die Schulversäumnisse — auch von Seite der Lehrer — alltäglich. Als einmal die Rede davon war, Lehrmittel zu schaffen, meinten einige Gemeindeglieder, auch der Handwerker müsse sich sein Werkzeug selbst schaffen, die Lehrer sollten es auch tun. Die Schule wurde erweitert, das Turnen eingeführt, auf die Mädchenerziehung größerer Nachdruck gelegt. Schuster selbst stand in freundlichem Verkehr mit dem Kollegium, mit dem er gern spazieren ging, mit Piringer verband ihn wirkliche Freundschaft. Abhold allen Festessen und Trinksprüchen, die in Broos an der Tagesordnung waren, ragte er und sein Haus durch einfache Lebensführung hervor und durch innern Gehalt. Klassische Musik war darin zu Hause und es fanden sich in Broos tüchtige Kräfte, die mittaten. Bach und Beethoven waren Schusters Klassiker, die er, wie auch auf literarischem Gebiet zur Einseitigkeit geneigt, ausschließlich bevorzugte. Doch hatte er seine Freude, als vor allem durch seinen Sohn Händel aufgeführt wurde. Am Klavierspiel der Frau, der rastlos tätigen, an der musikalischen Begabung der heranwachsenden Töchter erhob er sich. Die innere Teilnahme an den reifer werdenden Kindern, auf die er stolz war, führte diese selbst höher und weiter.

In der Mitte seiner Arbeit, sie verdrängte die wissenschaftliche leider ganz, stand die Arbeit an der Gemeinde. So lästig und unangenehm ihm alles Bureaukratische war und so oft es ihm Anlaß zu beißenden Ausfällen gab, er hat es im Amt nie vernachlässigt. Die Hauptsache war ihm die Predigt. Sie war in seiner Hand gewaltig. Er hat sie selbst einmal gezeichnet: „Das Evangelium, ich meine die reine Jesuslehre erklärt und verklärt in ihrer Geltung und Bedeutung für die heutigen, so vielfach veränderten Verhältnisse und Zeitbedürfnisse, das habe ich in alles Leben hineinleuchten und wieder von dem Leben beleuchten lassen, nichts anders. Alle Zutaten ließ ich liegen, an allem irgend Zweifelhaften bin ich vorübergegangen oder habe es nicht anders denn als Sinnbild oder Exempel verwertet, vor allem mich freigehalten von jedem Gelüste, die Hirngespinnste alter und neuer theologischen Schulen in das Evangelium hineinzudeuteln oder mich von den Majoritätsbeschlüssen turbulenter Sophistenkonzilien in Ketten schlagen zu lassen. Jesus war mein Schulmeister; andre ließ ich nur zu Worte kommen,



wenn sie gleich mir allein seines Vermächtnisses Erben sein wollten. Nicht den Buchstaben festzuhalten, sondern den Sinn der Stelle auszu-legen und den Geist des Meisters zu ergründen und zu fassen, lag mir am Herzen.“<sup>1</sup>

Und wie hat er es verstanden, „des Meisters Geist“ zu ergründen und auszulegen. Wenn er in natürlichem Vortrag, dem wie seinem ganzen Wesen alles Künstliche so weit ablag, von der Kanzel redete, so meinte man, es könne gar nicht anders sein. Er besaß die seltene Kunst, den Inhalt des Textes nach allen Richtungen zu erschöpfen und das gegenwärtige Leben daran zu messen, daß der Hörer davon ergriffen wurde. Bischof Teutsch ließ sich von Zeit zu Zeit seine Predigten zu-schicken. „Gott hat Dich mit großen Gnaden für die Kanzel gesegnet; grade in unsern Tagen, grade in diesen Nöten, von denen unsre Kirche jezt, jezt heimgesucht ist, wäre es doppelter Segen, wenn Du einen Jahrgang zusammenstelltest und drucken ließest: Warum entziehst Du ihr denselben?“ — schrieb Teutsch einmal an ihn,<sup>2</sup> und ein andermal: „Du hast doch einen wunderbaren Tiefblick ebenso in die Menschenseele wie in den wunderbaren Reichtum des Evangeliums.“<sup>3</sup> Zum Druck wollte er sich nicht entschließen: „ich habe einen unüberwindlichen Ekel vor aller Druckerschwärze.“ Zu den gewaltigsten gehörten seine Predigten über Texte des alten Testaments. Er liebte Zykluspredigten, die eine ganze Reihe Predigten umfaßten. Dabei war er imstande, die Predigten im voraus zu machen, einmal fast auf ein ganzes Jahr<sup>4</sup> und doch hatte Niemand die Empfindung, sie seien nicht aus der unmittelbaren Gegenwart erwachsen. Die Ausarbeitung und das Memorieren nahm er peinlich

<sup>1</sup> Filtich in seiner schönen Würdigung Schusters im Neuen Volkskalender. W. Krafft, Hermannstadt 1915, S. 96. Eine feine Charakteristik Schusters auch im Kalender des Siebenb. Volksfreunds für 1915. Hermannstadt, Drotleff. S. 56, von Zul. Drendi, dem Nachfolger im Brooser Pfarramt.

<sup>2</sup> Teutsch an Schuster am 14. März 1892.

<sup>3</sup> Ebenso am 17. März 1892.

<sup>4</sup> Schuster an Teutsch am 30. März 1870: Ich arbeite sehr angestrengt . . . größtenteils an Predigten. Ich will einen Jahreszyklus fertig bringen, um immer für alle Fälle gesichert zu sein. Verlangen es dann einmal die Umstände, so kann ich immer für den bestimmten Fall eine frische machen und die fertige für ein späteres Jahr zurücklegen. Ich bringe in einer Woche zwei bis drei Predigten zustande und es fehlen mir nur noch 12, daß ich sie bis Neujahr beisammen habe.“ Teutsch hatte Einwendungen gegen die Schaffung im Vorrat. Schuster meinte, es bliebe für un-mittelbar Notwendiges, das etwa durch Zeitereignisse und Vorfälle in der Gemeinde bedingt, in der Predigt zu sagen wäre, immer Zeit und Gelegenheit. Ausführliches auch über seine Zykluspredigten in einem Brief an Teutsch vom 27. Dezember 1874.



genau, jede Predigt — der Künstler und Poet half dazu — war ein Kunstwerk, regelmäßig durch ein kleines Gedicht eingeleitet. Sein Sohn nannte sie einmal, zur Freude des Vaters, Sonaten. In der Tat geschlossene Kunstwerke, wo jeder Teil sich in das Ganze fügte, jedes Einzelne seine Beleuchtung vom Ganzen bekommt, seine Beziehung zum Thema hat. Große Anlässe, wie die Millenniumfeier, Honterus- und Lutherfeier, Totenfeier für Bischof Teutsch oder bei dessen 70. Geburtstag oder Anlässe in der Gemeinde (eine Krankheit, Brand) wurden Veranlassungen zu gewaltigen Gelegenheitspredigten, wobei schon die Textwahl den ganzen Geist bezeichnete. Die ihm eigne Verachtung alles konventionellen Wesens, der er im Gespräch oft drastischen Ausdruck gab, trat dabei verklärt und vergeistigt zutage. Bußtöne mußten von ihm besonders zu Herzen dringen. Er war in seiner Art dem Ganzen ein Bußprediger, grade weil er das Schwache und Absterbende, das uns umgibt, besonders scharf sah. Wenn die Predigten oder eine Auswahl daraus seinerzeit veröffentlicht worden wären, sie hätten unser Christentum vertieft, unsre sittlichen Anschauungen geläutert. So blieb die Wirkung auf seine Gemeinde beschränkt. Aber hier zog sie nicht nur die Evangelischen in die Kirche, auch zahlreiche Andersgläubige fühlten sich mächtig angezogen, ihm immer eine Freude.

Von besondrer Art, ergreifend, stärkend, tröstend waren seine Leichenreden. Er hatte anfangs einen Zusammenstoß mit der Gemeinde. Es war dort die üble Sitte eingedrungen, die Toten mit Zigeunermusik zu begraben. Ihm war das so unangenehm, daß er erklärte, auf keine Leiche zu gehn, wo man ihm zumute, hinter den Zigeunern zu gehen. Er setzte es durch, daß die Sitte abkam. Für das einzig Passende bei Begräbnissen hielt er das Gebet. Doch ließ es sich nicht immer durchführen.

Für „Festrede“ außerhalb seiner Gemeinde war er nicht zu haben. Vergebens hat Bischof Teutsch sich bemüht, ihn für eine Gustav-Adolf-Rede zu gewinnen.<sup>1</sup> Es hat dann später Beiden leid getan, Schuster, der in Mühlbach die Predigt doch gern gehalten hätte, daß er nichts dazu getan, Teutsch da er davon erfuhr, daß er ihn nicht doch noch einmal angesprochen, selbst auf die Gefahr abgewiesen zu werden. Schuster hat dann bei einem Bezirksvereinsfest in Mühlbach gepredigt.

Einmal nur ist er aus der Reserve herausgetreten. Der archäol.-hist. Verein in Deva hatte zur Erinnerung an die Schlacht auf dem

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 23. Juli 1882 lehnt die Festrede in Agnetzhelm ab, am 9. Mai 1884 die auch amtlich ergangene Aufforderung zur Festrede in Hermannstadt, am 13. Juni 1891 die in Schäßburg.



Brotfeld (13. Oktober 1479) dort (auf dem jetzigen Bahnhof in A.-Kenyér) ein kleines Denkmal aufgestellt, ein passender Ort, wo einst alle Völker Siebenbürgens das Vaterland gegen die Türken verteidigt hatten. Dort hielt er am 30. Mai 1889, bei der Enthüllung des Denkmals die Festrede, die es verdient, in jedem Dorf alljährlich an den Winterleseabenden einmal vorgelesen zu werden und durch das Schulbuch in die Herzen aller Kinder gepflanzt zu werden. Was predigt das Denkmal, fragt er und antwortet: Die Mahnung an alle Bewohner dieses Landes: Lasset Euch diesen Heimatsboden teuer und heilig sein, damit Ihr wert seid des Erbes, das Ihr auf demselben überkommen habt.

Die Mahnung an alle Bürger dieses Reiches: Seid einig, damit Ihr so auch stark seid und geschirmt wider alle Gefahren der Gegenwart und Zukunft.

Die Mahnung an Alles, was hier Menschenkinder heißt: Gedenket, daß Ihr Gotteskinder sein sollt und achtet in Ehrfurcht den Ewigen und seine ewigen Ordnungen, auf daß Ihr Leben habet und Leben behaltet.<sup>1</sup> Bischof Teutsch schrieb ihm darauf<sup>2</sup>: „Hundert und aber hundert Lesern des Tageblatts wird durch Deine Brotfeldrede rechter Pfingstseggen kommen. In der Rede hat in vollendeter Form der beste Geist der Geschichte und Staatsweisheit im Licht des Christentums, das allein Völker und Staaten erhält, den ergreifendsten, im dritten Teil gradezu erschütternden Ausdruck erhalten. Es ist eine Weissagung dessen, was den gegenwärtigen Verächtern alles Rechts kommen wird, kommen wird mit Schrecken und wird nicht vergessen werden.“

Die Anfangsjahre in Broos waren auch dadurch schwer, daß zwei Epidemien, Cholera und Blattern, beide gesteigert durch die leichtsinnige Sorglosigkeit vieler Familien, die Gemeinde heimsuchten und er, da der Prediger krank oder nicht vorhanden war, allein alle Funktionen zu besorgen hatte. Aber sie brachten ihn mit einem Schlag der Gemeinde näher.

Er nahm sich eingehend auch der Diaspora an, die um Broos eine sehr große war, zu Zeiten bis nach Petroseny reichte. Im nahen Biski, wo er 1883 auch eine Lutherfeier abhielt, hatte er die Bedeutung als eines Zentrums für ev. Leben erkannt und drang darauf, dorthin einen ev. Reiseprediger zu setzen und die Gemeinde zusammenzufassen. Die Sache zerschlug sich leider, da die Reformierten den Platz besetzten. Als wir die neuen schwäbischen Kolonien in Batiz und Benczencz an-

<sup>1</sup> Sieb.-Deutsches Tageblatt Nr. 4712 (1889) und daraus im Sonderabdruck.

<sup>2</sup> Teutsch an Schuster am 8. Juni 1889.



legten, nahm er sich dieser warm an, war aber durch deren absoluten Mangel an Gemeisinn und jeder Opferwilligkeit bald sehr enttäuscht.

Im selben Jahr, da Schuster nach Broos kam, ging Müller in die Pfarre nach Leschkirch, 1873 Haltrich nach Schaas, Deutsch war seit 1867 als Bischof in Hermannstadt. So war der Zusammenhang mit den alten Freunden schwerer geworden. Da aber Alle Mitglieder der Kommission zur Prüfung der Kandidaten waren, trafen sie sich doch jährlich in Hermannstadt, bis Schuster 1877 ausschied, da er meinte, der jüngere Freund Joh Wolff solle an seine Stelle rücken. Sie wohnten alle drei beim Bischof, und es waren geistig angeregte Tage und Stunden, wo sie über Alles, was das Herz bewegte, in ausspinnendem Gespräch die Meinungen austauschten. Schuster liebte bei solchen Gelegenheiten Paradoxien und Widerspruch, und ließ im vertrauten Kreis Geist und Humor und in Ausfällen gegen so Vieles, was ihm verdächtig und widerwärtig war, seinen Sarkasmus spielen. Zuletzt waren sie doch darin einig, daß die geistigen und sittlichen Mächte die Welt regierten, daß der Wissenschaft und Poesie eine erhaltende Kraft auch für unser kleines Volk innewohne, und daß die idealen Kräfte zu pflegen seien, das Gute müsse zuletzt doch in der Welt den Sieg davontragen.

Die Arbeit für die Zukunft unseres vielheimgesuchten Volkes verband sie Alle, deren Herz warm für dieses Volk schlug. Schuster zeichnete wohl mit Bewußtsein auch diesen engen Kreis und wir fügen hinzu — so urteilen wir über ihn — sich selbst, wenn er einmal sagte: „Wir haben ihrer nicht Wenige, auf die wir bauen dürfen, die wir mit stolzer Freude einer dem andern zeigen, wenn sie über die Straße gehen und sagen: der ist auch kein Mietling . . . Da waren sie edelsinnig zu jeder Entsagung und Einschränkung bereit, um die Kräfte des Ganzen zu schonen, zu jedem Opfer, um kranken Teilen aufzuhelfen oder für künftige noch größere Not einen Sparschatz zu sammeln. Ihre Genugtuung war das, daß sie einander so kannten, ihr Mut, daß sie sich Schulter an Schulter fühlten, ihr Stolz, daß sie oder ihre Erben wieder in eine bessere Zeit hineinleben würden, wenn sie sich so des Lebens würdig erhielten!“

Des Lebens würdig sich erhalten — wie hat Schuster da mitgeholfen!

Er erlebte den schwersten Kampf, den unser Volk jemals bestanden hat und der durch die Tatsachen bezeichnet wird: Zertrümmerung des Sachsenlandes (1876), Gesetz über den obligatorischen Unterricht des Magharischen in der Volksschule (1879), das Mittelschulgesetz (1883),



das Ausscheiden der Tsingos aus der Landeskirche (1887), Gesetz über die Kindergärten (1890), die Magyarisierungsvereine und die offen vom Staat und der Gesellschaft betriebene Magyarisierung, die Verfolgung alles nichtmagyarischen nationalen Lebens, die Einengung des sächsischen Lebensraumes auf allen Gebieten.

Ein Mann wie Schuster mußte schwer daran tragen.

Aber er setzte seine ganze Kraft ein, sein Volk zu stärken, denn das erschien als erste Pflicht, u. zw. vor allem in der eignen Gemeinde. Die Schule wollte er zu einer Bürgerschule entwickeln, aus der der Übergang in die Oberrealschule möglich sei, denn es galt das Bürgertum in Broos zu stützen.<sup>1</sup> Doch ist es nicht möglich gewesen, den Gedanken zu verwirklichen. Aber er brachte Ordnung und Pflichtgefühl hinein. Eine neugegründete Bibliothek bot Anregung und Fortbildung. In der Kirche fand er, daß durch die Predigt allein nicht Alles getan sei. „Es muß eine Form gefunden werden für unmittelbarere, grundlegende Belehrungen.“<sup>2</sup> Eigentliche Erklärungen müssen eingeführt werden. Das Volk muß in die Seele des Heilands eingeführt, über seine eigensten Tendenzen und deren Motive aufgeklärt werden. Gelegenheit hiezu bieten allerdings auch homilienartige Predigten über die vielen Himmelreichparabeln, von welchen aber keine unter den Perikopen fehlen sollte. Aus dem Gottesdienst muß der viele, mit den Intentionen des Stifters im direktesten Widerspruch stehende Gebetskram — auch der Mißbrauch des schönen Vater-Unsers — ausgemerzt oder reduziert werden.“

Ganz besonders lag ihm der Konfirmandenunterricht am Herzen, der zweijährig eingerichtet wurde und der außerordentlich eindrucksvoll war. Der Unterrichtende war eben ein ganzer Christ und ein ganzer Mann.

Der Bureaudienst drückte ihn, den er trotzdem dieser ihm so widerwärtig war, peinlich genau nahm. „Schonung für die Kräfte der Pfarrer! Sonst werden sie für Wissenschaft und öffentliches Leben gänzlich tot gemacht zu Gunsten von Nichtigkeiten, die zumal jetzt die Welt nicht heilen. Mehr Vertrauen im allgemeinen, so erbärmlich auch Einzelne sind. Es wird anders doch nicht besser. Neue Hebung des Pfarrerehrens gegenüber den Gemeinden tut höchst, höchst Not. Dieses Ansehen hat nicht durch, aber mit infolge der Kirchenverfassung im allgemeinen sehr gelitten. Mitgewirkt haben Aufklärung und Aufkläracht und die allgemeine Demoralisation.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 7. Juli 1873.

<sup>2</sup> Ebenso am 7. Januar 1870.

<sup>3</sup> Ebenso am 11. Dezember 1871.



Die Grundlage des Volkstums half er im Bezirkskonsistorium und mehr als einmal in der Landeskirchenversammlung stärken. Im ganzen waren ihm alle parlamentarischen Verhandlungen ein Greuel. Aber bezeichnend für das zarte Gewissen des Manns war, daß er nach einem Disziplinarprozeß im Bezirkskonsistorium, wo er für schuldig gestimmt hatte, sofort an Teutsch schrieb, er habe nachträglich doch Bedenken bekommen und bat, den Fall bei der Oberbehörde genauestens zu erwägen, daß ja kein Unrecht geschehe.<sup>1</sup>

Trostlos sah er die Entwicklung der politischen Verhältnisse an. Er ging von der Überzeugung aus, die unser Volk Menschenalter hindurch — nicht mit Unrecht — geteilt hat, daß seine Feinde es auf seinen Untergang abgesehen hätten und daß wir nicht die richtigen Mittel dagegen ergriffen hätten. Seine Grundstimmung blieb sein Leben lang, wie er sie fast erschütternd zeichnete: „trüb und lebensüberdrüssig, wie ich sehe auf die allseits erbärmliche Zeit, auf unsre nationale Kleinlichkeit und Schwachheit, auf unser leeres Spielen mit Formen auf allen Seiten, womit wir die köstlichsten Kräfte vergeuden, wenn ich mich mehr und mehr überzeuge, daß ich beim besten Willen und mit Aufopferung aller Kräfte . . . nicht zu erfüllen imstande bin, was sich unter die Aufschrift Beruf rubrizieren läßt, dieses ist mir das Unerträglichste — und daß darüber mein Berufsleben selbst steril wird, die Überlegung, daß das anders, ganz anders werden muß, wenn wir Alle miteinander und unser Volk noch gesunden sollen und daß es noch nicht anfangen will, anders zu werden.“<sup>2</sup> Er sah unser Elend darin, daß wir nicht aufrecht genug stünden, feig und schwach seien. „Entbehren und Leiden können wir Weichlinge nun einmal nicht.“<sup>3</sup> Machen wir nicht Rechnung mit Faktoren, die unsererseits nicht existieren, betäuben wir uns nicht mit Phrasen? Wir sind ein Volk, in dem die Fäulnis schon tief, tief gegriffen hat. Auf wen sollen wir uns verlassen? Auf unsre Bauern, die kein Verständnis, kein Ehrgefühl, keinen Stolz besitzen, nur knechtische langgewohnte Ergebung gegen jede Obrigkeit, keine Begeisterung als für den Weinfrug? Und was haben wir getan zu ihrer Besserung? Schul-schablonen beschossen und gedruckt, aber das was allein die Wirksamkeit der Schulen erhöhen könnte, gute Lehrer und die notwendige Bedingung dafür, ein gutes Seminarium, durch unsern partikularistischen Egoismus immer hintangehalten und unmöglich gemacht. Und unsre Bürger?

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 18. Juli 1867.

<sup>2</sup> Ebenso am 23. Oktober 1872.

<sup>3</sup> Ebenso am 30. April 1871.



Nehmen wir augenblicklich — aber vielleicht auch nur augenblicklich — die Hermannstädter aus, so herrscht überall in ihren Kreisen die Phrase und sind sie überall in der Gefahr, von dem ersten besten Marktschreier genasführt zu werden. Unsere Pastoren sind apathisch, versumpft, feig, unsere Gymnasiallehrer zwieträftig und meist lange nicht gebildet genug, unsere Dorfschulmeister sind zum Teil schlechte, gewissenlose Leute mit entsetzlich armseligem Wissen.“ Am tiefsten schmerzte ihn, wo er moralische Verkommenheit sah. „Dabei nimmt der Luxus, die Bequemlichkeit, die Genußsucht, die feige Ergebung auf allen Seiten überhand.“ „Für unsere politischen Zustände können wir nichts mehr tun, es ist schon Alles verpfuscht.“<sup>1</sup> „Die Schafe haben sich das Fell bis aufs Schwänzchen abziehen lassen, die einen willig und jubelnd, die andern blökend aber allgeduldig und ergeben. Nun fragt es sich, ob sie das übergebliebene Schwänzchen nach rechts oder links tragen sollen und sie werden sich einigen, es hübsch in der Mitte herabhängen zu lassen, jedenfalls aber nach Möglichkeit zwischen den Füßen zu verstecken.“<sup>2</sup>

Daß ein solcher Mann die politische Schwenkung, die wir in den achtziger Jahren machten, oder besser die Entwicklung unserer Politik, die sich um des Volkes und seiner Zukunft willen notwendig ergab, und die durch den Sachsentag 1890 besiegelt wurde,<sup>3</sup> nicht mitmachen konnte, ist verständlich. „Von dem moralischen Grunde, der allein dem Ringenden die Energie des Pathos geben und erhalten kann, hat man unsere politische Aktion plötzlich und im denkbar ungünstigsten Moment auf den opportunistischen oder vermeintlich opportunen verrückt; damit mußte sie gleichzeitig ihre Bestimmtheit, ihre Verständlichkeit für unser Volk und für weitere Kreise, den stärkenden Idealismus, der sie durchweht hatte, verlieren, sie wurde notwendig allen möglichen Schwankungen ausgesetzt, weil opportun Jedem etwas anders scheinen kann, sie verblüffte das Volk, dem man bisher alle Opportunitätsgefühle auszureden bemüht gewesen und machte es irre an den ‚Führern‘, sie ließ hinfort andre Faktoren Aussicht auf Herrschaft empfangen, anstatt der Charaktere die ‚Redner‘ und Intriganten. Mich hat es . . . tief erschüttert und mit andern Erscheinungen der Welt für eine Zeit lang ganz gebrochen.“<sup>4</sup>

Die Bilder, die er von uns entwarf, sind nie ganz richtig gewesen, sie wurden es noch weniger, als doch allenthalben Hand daran gelegt

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 4. April 1872.

<sup>2</sup> Ebenso am 9. Mai 1872.

<sup>3</sup> Fr. Teutsch in G. D. Teutsch. Geschichte seines Lebens. Hermannstadt 1909, S. 492 ff.

<sup>4</sup> Schuster an Teutsch am 9. Mai 1884.



wurde, die Schäden zu heilen. In Wirklichkeit entsprach sein Handeln nicht diesen fast weltchmerzlichen Anschauungen, die er aus seiner Art zu erklären versuchte: „es ist eine üble Eigenschaft von mir, daß ich an Manchem sogleich nach dem ersten Anschauen Argerniß nehme.“<sup>1</sup> Zuletzt überwand doch sein Grundsatz: mit Mut und Troß auf Alles gefaßt sein,<sup>2</sup> „Nur nicht weich, nur nicht ängstlich, nur nicht zum Scheinfrieden geneigt, . . . es ist nichts zu retten, im Grunde auch nicht einmal das nackte Leben, als wenn Alles gerettet wird.“<sup>3</sup> Zu solcher Überwindung half ihm — Lessing. „Ich will lernen, Bitterkeiten schweigend hinunterzuwürgen (von Lessing). Er hat mir nicht Heiterkeit aber Mannheit gegeben in einer Stimmung, die nun vielleicht überwunden ist. Was ist das für ein Mann! Ich weiß keinen zweiten in der ganzen deutschen Geschichte, den ich ihm vergleichen könnte. Was hat der Mann mit seinem großen Herzen, mit seinem taghellen Verstand nicht Alles hinunterwürgen müssen, mit welcher geduldiger Resignation hat er seine einsame Größe durch eine Welt von Pygmäen hingeschleppt! Ich habe in den letzten Tagen seine Werke wieder einmal fast von A—D durchgelesen. Nicht das grandioöseste Trauerspiel hätte so ergreifend auf mich wirken können. Mir war als läge das ganze Seelenleben dieses Wundermenschen . . . vor mir aufgeschlagen und „die Träne quillt, die Erde hat mich wieder“. Was wären neben solcher Tragik meine Schmerzen, unsre Schmerzen? Es wäre mir noch mehr Balsam gewesen, wenn ich Lessing mit einem Freund hätte lesen können. Vielleicht les ich ihn bald mit meinem Sohn.“<sup>4</sup> Und wenn dann irgend eine tröstliche Erfahrung kam, dann überwand er ganz was ihn drückte. Als Piringer Pfarrer in Rumes wurde schrieb er<sup>5</sup>: „Mit ihm kommt ein Mann von christlicher Weltanschauung auf eine Kanzel. Nach meinen Erfahrungen gibt es solcher Männer betäubend wenige. Und wie nachhaltig könnten sie in dieser unsrer Zeit in unsrem Volk wirken und erhalten. Ich habe mich auch bei Gelegenheit dieser Pfarrerswahl überzeugt, wie fast unzerstörbar die Vernünftigkeit grade in den einfältigen Menschen ist, wie sie fast immer durch Schuld unsrer sogenannten Intelligenz verwirrt und demoralisiert werden. Man kann das Volk wohl überzeugen und für das Wahre und Würdige gewinnen, wenn man sich nur nicht an seine Weltklugheit,

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 13. Januar 1874.

<sup>2</sup> Ebenso am 28. Januar 1879.

<sup>3</sup> Schuster an Haltrich am 1. Juli 1882.

<sup>4</sup> Schuster an Teutsch am 28. Februar 1877.

<sup>5</sup> Ebenso am 15. März 1890.



sondern gradaus und rücksichtslos an sein Gewissen wendet.“ Ein andermal: „Auf unser Volk darf nur moralisch gewirkt werden!“<sup>1</sup>

Wie hat er dieses gerade so meisterlich verstanden!

Er stellte in den Dienst dieser Arbeit auch die Poesie.

Als im schweren Kampf um unser Recht das Sieb.-Deutsche Wochenblatt 1868, seit 1874 Tageblatt, gegründet wurde, das von den Besten des Volks getragen und geschrieben wurde, da konnte Schuster unter den Mitarbeitern nicht fehlen. Was er schrieb, hatte Charakter.<sup>2</sup> Von ihm stammen im Wochenblatt vor allem die politischen Gedichte, die es brachte und die damals keinen Leser ohne Erschütterung ließen. Man mag über die politische Poesie wie immer denken, es ist doch bezeichnend, daß sie stets in aufgeregten Zeiten neu erwacht und mithilft, die politischen Schlachten zu schlagen. Und was das Schwert schärfte, Schuster stand es meisterhaft zu Gebot, Humor und Satyre, Schwung und Sprachbeherrschung, warmes Herz und hohe Gedanken. Die Freunde haben später viel darüber beraten, wie eine neue gesammelte Ausgabe der politischen Gedichte zu machen sei,<sup>3</sup> von der sie sich größte Wirkung versprochen. Sie unterblieb mit Recht, weil es sich sofort herausstellte, daß die politischen Gedichte ohne Erklärungen und Anmerkungen nicht verständlich seien, die bei ihrem Erscheinen in den Zeitereignissen und Eindrücken des Tages lagen, die Jeder kannte und wußte, die spätern Lesern kaum so geboten werden konnten, daß die Gedichte neu wirkten. In allen lag die Hoffnung, daß Unrecht und Gewalttat nicht zum Ziele gelangen können und daß die sittlichen und idealen Mächte den Sieg davontragen müßten:

So tobe denn du Heer von Finsterlingen,  
So sammeln sich die Mucker aller Welt,  
So mögen sie Symbol und Krummstab schwingen,  
Emporzuhalten, was unhaltbar fällt,  
Sie mögen Sternenhahnen meistern wollen,  
Die doch geregelt sind in Ewigkeit,  
Sie mögen heucheln, schmeicheln oder grollen:  
Es kommt, es kommt noch eine andre Zeit.

Wie, wenn die Stürme durch die Lüfte heulen,  
Und Wälder rütteln aus dem Wintertraum,  
Dem Wilde gleich geschwante Wolken eilen  
Und sich zerstreuen in dem Himmelsraum,

<sup>1</sup> Schuster an Joh. Wolff in Mählbach am 24. Juni 1881.

<sup>2</sup> Über seine Mitarbeit am Wochenblatt Trausch-Schüller Schriftstellerlexikon. IV., S. 141.

<sup>3</sup> In den Briefen ist viel davon die Rede.



Wie ihr dann hofft den Frühling zu empfangen,  
Und sprecht: er kommt, er ist nun nicht mehr weit,  
So hofft auch jetzt und harret ohne Bangen:  
Es kommt, es kommt noch eine andre Zeit!<sup>1</sup>

Franz Gebbel, der eigentliche Träger des Wochenblatts hielt große Stücke auf ihn; es war gegenseitig. Als Gebbel starb, urteilte er über ihn<sup>2</sup>: „Gebbel verdient ein Denkmal und würde es, wenn er darum wüßte, vielleicht selbst nicht verschmähen, auch von denen, die ihn meist nicht verstanden . . . Kein Mensch kann ihn mehr verehrt haben als ich und ich habe bei der Nachricht von seinem Tode heiße Tränen geweint.“

Viel zu tun hatten ihm die Vereinstage in Broos gemacht; im Grunde waren ihm solche Sachen unangenehm, Niemand vertrug weniger wie er den „Kausch der Worte“. Er hatte dabei vor allem sich gefreut, die alten Freunde Teutsch und Müller bei sich zu beherbergen, bedauert, daß Haltrich nicht kommen konnte und daß man sich, wie das bei solchem Anlaß leider zu geschehen pflegt, so wenig habe genießen können.<sup>3</sup> Man wollte ihn als Vertreter zum Gustav-Adolf-Verein nach Deutschland schicken — er lehnte ab.

Eine Freude aber hatte er an den Schulvereinsdemonstrationen 1882. Wir standen im schwersten Kampf um unser Volkstum, der auch in Deutschland anfang, Beachtung zu finden. Männer wie Löher und Heinze lenkten die öffentliche Meinung auf diese unerhörte Verfolgung des Deutschtums in Ungarn, in Deutschland war zur Unterstützung der deutschen Schulen im Ausland der deutsche Schulverein gegründet worden, die ungarische bezahlte Presse aber lief Sturm gegen die Sachsen, die als Vaterlandsverräter dargestellt wurden. Im ungarischen Reichstag zur Sprache gebracht, kam es zu einer großartigen Debatte, in der die sächsischen Abgeordneten Gull, Wolff, Jay für die Wahrheit und ihr Volk eintraten, ein Ehrentag für die Sachsen, in dem all die Mißhandlungen und Verfolgungen der letzten Jahre einmal im Zusammenhang

<sup>1</sup> Sieh. Deutsches Wochenblatt vom 21. November 1869. Von den politischen Gedichten aus dem Wochenblatt ist in die 2. Auflage der Gedichte bloß eines aufgenommen Nocturno (S. 143), im Sieh.-D. Wochenblatt 1869, Nr. 18. Schade, daß er den Plan nicht ausgeführt hat, unter den Titel „Nepheios Briefe an Faust“ Zeitbetrachtungen zu schreiben. Schuster an Teutsch am 23. September 1870.

<sup>2</sup> Schuster an Joh. Wolff am 30. Mai 1877. Über Gebbel s. Fr. Teutsch in G. D. Teutsch a. a. D., S. 343. Das Wochenblatt ist ein edles Blatt, urteilte er 1870, und dazu machen es namentlich Gebbels Wochenschauen mit ihrem marmorschnen Styl!

<sup>3</sup> Schuster an Haltrich am 28. August 1880 . . . von Seelen, die nun schon des Grabes zu gedenken Ursache haben.



der Welt dargelegt wurden. Im Anschluß aber an alle Verläumdungen, gegen die nichtigen Anklagen von Vaterlandslosigkeit und Staatsverrat ergriff das sächsische Volk nun selbst auch das Wort. Am 16. April 1882 fing Hermannstadt an und nun ging es in großen, gewaltigen Volksversammlungen wie ein Frühlingssturm durchs Sachsenland, in denen die Sachsen ihr politisches Glaubensbekenntnis, ihre Anhänglichkeit zum Staat, ihre unerschütterliche Treue zu ihrem Volkstum zum Ausdruck brachten.<sup>1</sup>

Am 7. Mai rückten die Brooser auf den Plan. Ihr Schwert hatte Schuster geschliffen. Die von ihm verfaßte und einstimmig angenommene Erklärung lautet tapfer, trotzig und gedankenreich wie ihr Verfasser:

1. Wir protestieren im Namen des gesunden Menschenverstandes im allgemeinen gegen jeden Versuch durch solcherlei Maché (Demonstrationen gegen den deutschen Schulverein) jemals Tatsachen beschönigen, Wahrheiten verhüllen und ehrliche Leute verdächtigen zu wollen.

2. In unsrer Gesinnung fühlen wir uns mit den Volksgenossen in Hermannstadt und Kronstadt und in den umliegenden Wahlkreisen in Übereinstimmung und schließen uns den dort in dieser Angelegenheit gefaßten, ihrem Wortlaut, aber nicht ihrer Bedeutung und Absicht nach verschiedenen, Resolutionen ohne Rückhalt an.

Zur näheren Kennzeichnung unsres Standpunktes erklären wir ferner:

3. Über unsre Vaterlandsliebe und Staatstreue uns zu äußern, halten wir für vollkommen überflüssig. Unsre Vergangenheit und Gegenwart zeugt für uns. Es lebt Niemand in diesem Reiche, der in dieser Beziehung weniger der Belehrung bedürftig wäre als wir. Wir erwarten nun, daß auch Andre, zumal die Lenker des Staats sich erinnern, was uns dieses Vaterland und dieser Staat schuldig ist, und daß uns die Möglichkeit gelassen werde, uns so wie wir sind, in unsrer volkstümlichen Eigenart hier in einem Vaterland und in einem Rechtsstaat zu fühlen. Denn

4. Unbeschadet unsrer Vaterlandsliebe und Staatstreue wollen wir auch mit aller Liebe und Treue festhalten an den hohen Idealgütern, die ein unantastbares Eigentum jedes Menschen sind, an welches keine Macht der Welt zu rühren berechtigt ist. Zu diesen Idealgütern rechnen wir auch die angestammte Nationalität und Sprache, wir an unserm Teil

<sup>1</sup> Fr. Teutsch a. a. O., S. 299 ff. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen und der deutsche Schulverein. Hermannstadt 1882. Die Brooser Erklärung S. 129.



unser Deutschtum und unsre deutsche Sprache mit all den unermesslichen Schätzen, die uns in ihr und mit ihr vererbt sind. Wir beklagen Jeden, der durch eigne oder fremde Schuld um das Bewußtsein und die Wertschätzung dieser Güter gekommen ist, wir beklagen jede Beschränkung, die uns in der Pflege dieser Güter beengen möchte, und uns graut auch nur vor dem Gedanken, daß wir oder unsere Nachkommen jemals diese Güter aufzugeben verächtlich genug sein könnten.

5. In diesem Sinn begrüßen wir freudig und dankbar den deutschen Schulverein, der von edeln hochgebildeten, jeder Berunglimpfung unnahbaren Männern gegründet, sich zur Aufgabe gemacht hat, auch uns in der Pflege unsrer Sprache und in der Erhaltung unsers Deutschtums zu unterstützen und zu ermutigen. Wir sehen in der Teilnahme unsrer fernern, wohl auch durch Reichsgrenzen von uns geschiedenen Stammverwandten nur eine längst gehegte, berechtigte Erwartung erfüllt, und wissen ihnen keinen natürlicheren Dank dafür als das Gelöbniß, daß an uns solche Teilnahme nicht vergeudet sein soll, als wären wir des Deutschtums schon unwürdig geworden.“

Es ist wohl die einzige „Volksversammlung“ gewesen, an der Schuster seine ungetrübte Freude hatte.

Sie klang auch im Liede nach: In hoc signo vinces:<sup>1</sup>

Heil dir, mein Volk, die Schatten sind geschwunden,  
Der Morgen tagt,  
Seit du von Broos bis Draas dich selbst gefunden  
Und herrlich unverzagt,  
Wer du dich fühlst, der ganzen Welt gesagt!  
Du hast in rechter Stunde nicht geschwiegen,  
Du ließest hoch des Deutschtums Banner fliegen,  
Nun hebe stolz dein Haupt und sprich: ich hab's gewagt!  
In diesem hehren Zeichen sollst du siegen!

Du hast des Schweren Schwerstes schon getragen  
In hartem Streit:  
Mit Ruten haben sie dich oft geschlagen  
Seit deiner Jugendzeit,  
So trag' auch jetzt geduldig Weh und Leid!  
Und ob sie dich mit Skorpionen schlugen,  
Ob sie dir Furchen in den Rücken pflügen —  
Hoch über Menschen lebt ein Gott in Ewigkeit,  
In diesem starken Glauben sollst du siegen!

<sup>1</sup> In der 2. Auflage der Gedichte S. 141.



Die Ereignisse hatten ihn doch mächtig angeregt. Wenig später (1884) ließ er sein Drama *Alboin und Rosimund* erscheinen.<sup>1</sup> Er hatte sich schon 1860 mit dem Gedanken getragen. Von Schäßburg schickten die Freunde Literatur zu Vorstudien und Schuster, der schon in der Vorrede zu den Gedichten 1858 erklärt hatte, daß er sich mehr zu dramatischen und epischen Formen hingezogen fühle, arbeitete einzelne Szenen aus. Dann blieb die Arbeit liegen. Es ist bezeichnend für ihn, daß zur Wiederaufnahme des Stücks ihn das Erscheinen von Alberts *Flandrern* (1883) reizte, die er für völlig undramatisch hielt und denen gegenüber er nun zeigen wollte, wie man's machen müsse.

Daß er diesen Stoff gewählt, konnte bei ihm nicht auffallen, er entsprach seinen Studien, die ihn in die altgermanische Welt eingeführt, er fand in seiner Natur Wiederhall, die an Großem sich begeisterte und Helden suchte. In dieser Geschichte aus der Langobardenzeit liegt die Tragik zutage. Rosimund ist Alboins Gattin geworden ohne genaue Kenntnis dessen, daß ihr Mann früher ihren Vater, den Gepidenkönig Ranimund erschlagen. Ihre Amme Rimetrud, die 80 jährige Greisin weiß die Erinnerung an ihr Volk in ihr wachzurufen und peitscht die Rache in ihr auf, die sie am Gatten nehmen müsse, der Vater und Bruder getötet, um den eignen Stamm zu rächen, dessen Führer im Asfeld draußen liegen blieben

Der Wölfe Brut, der wilden Geier Fraß,  
Geborgen nicht im aufgeworfenen Hügel,  
Die Waffen und das Lieblingsroß zur Seite.

Die Worte senken sich ins Herz der Königin und als bei des Königs Waffenfest von dessen kühnen Taten gesungen wird, da ergreift Alboin, berauscht vom Wein und Siegesstolz die Trinkschale, die aus Ranimunds Schädel gemacht ist, erzählt wie er den König erschlagen und trinkt aus der Schale Ranimunds Minne. Mehr noch, er reicht die Schale Rosimund und zwingt sie, selbst daraus zu trinken. Sie tut es ruhig mit den Worten:

So trink ich dies aufs Wohl des edeln Alboin —

<sup>1</sup> Fr. W. Schuster: *Alboin und Rosimund*. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien, C. Gräser 1884. Ich stoße zufällig in dem eben erschienenen 6. Band der Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt S. 201 auf folgende Notiz in der Chronik des Joh. Stamm: 1677 Werden diese Comedien agiert als die erste von Tito Andronico und seinem Sohn Vespasiano, die andre von König Albin und König Ranimund, welchen er in der Schlacht umbracht und seine Tochter Rosimund gefangen nimmt, auch sie hernach zum Ehgemal annimmt, welche aber hernach euren (sächsl. = ihres) Herrn Vaters Tod rächen tät und ihren Herrn König Albin umbringen läßt.



Aber im Herzen sinnt sie auf furchtbare Rache. Sie gewinnt des Königs Schildträger Helmichis, der lang schon begehrlche Blicke auf sie geworfen, indem sie sich als Preis anbietet. Alboin wird ermordet, Helmichis zeigt sich als Schwächling, so daß Rosimund dem Erarchen von Ravenna, zu dem sie geflohen sind, die Hand reichen will. Sich Helmichis zu entledigen, gibt sie ihm Gift, von dem sie, nachdem er getrunken, selber trinkt. So sterben beide, gemeinsamen Frevel durch den Tod sühnend.

Es ist eine gewaltige, tief erschütternde Dichtung, voll Kraft und Leben, es geht von Anfang bis zu Ende in dramatischer Steigerung auf das eine Ziel los, sprachgewaltig, gedankenreich, bisweilen mit wildem Shakespearischem Humor, mit scharfer Charakterzeichnung, auch die Nebenpersonen in den Gang des Ganzen hineingestellt, aus den Charakteren heraus das Schicksal geformt — die Dichtung ist es wert, auf großen Bühnen, (doch brauchte es etliche Kürzungen), den Menschen jenes gigantische Schicksal vorzuführen, „das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“<sup>1</sup> Es mag noch besonders darauf hingewiesen werden, wie genial Schuster im Drama die Reste des alten langobardischen Heldengesangs rekonstruiert, der aus der Darstellung des Paulus Diaconus durchschimmert. Der Sänger Kleff berichtet über die Gepidenschlacht: (2. Aufzug, 5. Auftritt) und darin die Stellen:

Lieb ist der Platz mir, Leid ist der Mann mir,  
Den ich nun lasse sitzen darauf . . . —  
Aufs Aasfeld komm! Da kannst du erkennen,  
Wie kühn mit den Hufen die Mähren keulten,

neben andern im unmittelbaren Anschluß an Paulus Diaconus.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. über das Stück Dr. A. Schullerus in den Bildern aus der vaterländischen Geschichte 2, S. 474. Über die Aufführung in Hermannstadt und Schusters Verhalten dabei, das seine vornehme Art bezeichnete, Fittsch im Neuen Volkskalender für 1915, S. 100. Am 25 Juli 1884 schrieb Haltrich an Schuster: „Wie fließt Alles von Anfang bis zu Ende am geschichtlichen Faden so leicht geschürzt dahin. Wie prächtig ausgeprägt ist der Geist des gewaltigen heidnischen Germanentums, wenn auch durch das Christentum etwas gemildert. Rosimund stellt weit besser als Kleopatra die Ulgewalt weiblicher Schönheit dar. Einzelne Stellen außer denen, wo das Auge hingerissen werden muß, werden von der Bühne ergreifend wirken, wie:

Den Sänger soll man ehren, er erhält  
Uns Ruhm und unvergänglich Angedenken . . .  
Daß sie mit Stolz sich ihres Stammes rühmen . . .  
Ein elend Volk, dem nicht gesungen wird,  
Es tat wohl nichts, das würdig wär des Liebes . . .

<sup>2</sup> Dr. A. Schullerus im Korrespondenzblatt 1900, S. 14.



Daß das Drama in Deutschland keine Beachtung fand, trug nicht dazu bei, die literarische Tätigkeit anzuspornen. Die wissenschaftlichen Arbeiten hatte er, im Drang der Berufsarbeiten, liegen lassen, die noch 1872 geplante sächsische Grammatik nicht in Angriff nehmen können. Dafür zog ihn die Kirche zu zwei großen Arbeiten heran, zu Vorarbeiten für ein neues Gesangbuch und für die Agende.

Die letzte Agende der Landeskirche stammte aus dem Jahr 1748. Schon ein Menschenalter nach deren Herausgabe ergab sich das Bedürfnis nach einer neuen, zu deren Herstellung sofort die Arbeit aufgenommen wurde. Doch zog sie sich in die Länge, bis 1882 die vorliegenden Arbeiten durch das Landeskonsistorium Stadtpfarrer Schuster mit dem Ersuchen übergeben wurden, die Agende fertigzustellen. Sie hat ihn Jahre lang beschäftigt, auch als 1885 die Landeskirchenversammlung für die fertige Agende ihm den Dank aussprach und beschloß, „nach einer letzten Redaktion“ sie zum Gebrauch hinauszugeben.<sup>1</sup> Diese letzte Redaktion hatte Bischof Teutsch in der Hand, der fortwährend Schuster mit heranzog. Im Jahre 1892 konnte der Landeskirchenversammlung mitgeteilt werden, sie sei druckfertig. Schuster urteilte darüber: „Indem ich sie am Schlusse übersehe, finde ich viel unleugbar Schönes darinnen. Hätte ich sie ohne Rücksicht und Beschränkung ganz nur nach meinem Sinn schaffen können und dürfen, sie würde doch nicht wesentlich anders ausgefallen sein. Viel Gutes und Wohlüberlegtes habe ich auch im Entwurf der Agendenkommission gefunden und verwertet.“<sup>2</sup>

Und doch sah er sie nach dem Tod des Bischofs Teutsch ohne Schmerz von der Tagesordnung verschwinden, weil er überhaupt keinen Wert auf Äußerlichkeiten legte und deren Umfang sehr weit zog, und dann, weil er meinte, die Zeit sei zur Schaffung gerade einer Agende für unsre Kirche wenig geeignet.

Die Arbeiten am Gesangbuch erhielten erst später ihren Abschluß.

Vom öffentlichen Leben zog er sich immer mehr zurück, voll Absehn darüber, daß überall Partei und so selten Wahrhaftigkeit zu finden sei. Wissenschaftliche Fragen erörterte er mit den alten Freunden, vor allem mit Haltrich was in Beider Gebiet einschlug, dann mit dem jungen Freund Joh. Wolff, dem weitausgreifenden zusammenfassenden und bald führenden Feuerkopf unsrer germanistischen Arbeiten.<sup>3</sup> Aber auch an

<sup>1</sup> Die Geschichte der Agende in den Verhandlungen der 12. Landeskirchenversammlung 1885, S. 213. Die Verhandlungen S. 206. Fr. Teutsch: B. D. Teutsch, S. 400, 533.

<sup>2</sup> Schuster an Teutsch am 2. Mai 1883.

<sup>3</sup> Fr. Teutsch: Denkrede auf Joh. Wolff. Vereins-Archiv 27, S. 5.



anderem nahm er teil. Wie er 1863 bei Teutsch sich um die Neuauflage der Sächsengeschichte bekümmerte und dabei das gute Wort schrieb: <sup>1</sup> „Wenn wir uns jetzt trafen und darüber sprächen, müßten sich meine Gedanken vorzüglich um das Thema drehen: Der Geschichtschreiber ist einem Teile nach Künstler, am meisten soll es der Geschichtschreiber für das Volk sein, und er darf daher weit eher dem Dichter als dem Redner sich nähern“ — ein feiner Wink für den Verfasser der Sächsengeschichte — so freute er sich 1874 über die zweite Auflage und wünschte Fortsetzung mindestens bis Maria Theresia. „Das ist doch wieder ein Feuerglockenruf für den deutschen Michel und ein großer Zeuge auch unseres wissenschaftlichen Strebens. Ja, es hat in 20 Jahren Einiges zutage gebracht, wenn man auch Allem das stückweise Handanlegen anmerken muß. Nun wirds lange Pausen geben und ich fürchte, unser Nachwuchs wird reine Wissenschaft mehr und mehr geringschätzen.“ <sup>2</sup> Als Haltrich ihm 1881 die dritte Auflage der Märchen widmete, „seinem Freunde, dem Urheber und besten Kenner dieser Sammlung“, hatte er seine große Freude dran und erwiderte, <sup>3</sup> „vielleicht verdiente sie auch derjenige am ersten, der zwar das Werk gar wenig gefördert hat, — lange nicht in dem Maß, wie Du seine Volksdichtungen, — aber mehr als alle Andern seine Freude dran gehabt hat.“

Wenns um jeden älter werdenden Menschen stiller und einsamer wird, so war es bei Schuster noch natürlicher. Er war keine schmiegsame Natur und ging Niemandem nach. Wer etwas von ihm haben wollte, mußte ihn suchen. Um so dankbarer erkannte er an, daß er bei allen Enttäuschungen, die ihm das Leben gebracht, eines gehabt, wessen sich nicht Viele rühmen könnten, drei Freunde — Teutsch, Müller, Haltrich, — die sich stets bewährten, denn „das Beste in dieser Welt sind doch herzliche zuverlässige Freunde.“ Als der Tod zuerst Haltrich (1886) wegrief, trauerte er tief „um unsern ehrlichen gediegenen Haltrich“. Als 1893 Teutsch ihm folgte, hielt er die gewaltige Trauerrede, die den Freund und Bischof aus einer fast fünfzigjährigen Bekanntschaft zeichnete. „Er war uns Leuchte und Brustwehr, er war uns Führer und Vorkämpfer zugleich. Aller Redlichen Augen schauten auf ihn, alle Treuen standen an seiner Seite, alle Schwankenden ermannten sich an seinem Vorbild, alle Falschen wichen aus seinem Wege. Niemals war er vergleichbar dem Rohre, das der Wind hin und her weht, wo er immer stehen und wirken mochte.

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 26. Februar 1863.

<sup>2</sup> Ebenso am 25. April 1873.

<sup>3</sup> Schuster an Haltrich am 17. Dezember 1881.



Niemals begehrte er zu sein unter denen, die da weiche Kleider tragen oder in den Häusern der Gewaltigen herumschleichen. Wer einen Propheten in ihm sehen will, für uns war er es.“

Daß die Freunde in Freud und Leid zusammenstanden, war so selbstverständlich, daß es oft gar keiner Worte bedurfte. Aber wenn sie kamen, kamen sie aus dem Herzen. Als ein dreijähriger Knabe Teutsch 1873 starb, schrieb Schuster an ihn:

Du freundlich Kind, alliebtes Wesen,  
Du kurzer Freude auserlesen,  
Du Weichen, jüngst voll Frühlingsduft,  
So bald geknickt von rauher Luft —  
Fahr wohl zu Deiner frühen Gruft!

und bei dem Tode einer kurzverheirateten Tochter: „Nicht Tröstung versucht, nur erinnert werden will mit diesem Blatt, daß Einer hier lebt, der Deinen ganzen, ganzen Schmerz mitfühlt. Wegnehmen möchte ich ihn nach dem großen Verlust nicht von Euch, auch wenn ich es mit einem Wörtlein könnte; er ist heilig und auch ein Stück Leben; wo er wegstäme, bliebe nur eine Leere. Nicht Weinen, nur Murren ist uns ja verboten.“<sup>1</sup>

Er selbst litt unter schweren Schicksalsschlägen sehr, da er alle seine Kinder schwärmerisch liebte. Eine Lieblings Tochter und ein Sohn auf der Hochschule starben plötzlich, eine andere Tochter wurde schwer krank. Er hat lang nach Fassung gerungen. Auf den Brooser Pfarrhof hatte er auch die Mutter zu sich genommen, dann auch die Schwiegermutter. Die Mutter ist fast neunzigjährig dort in den Armen des Sohnes gestorben.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 21. Juli 1891.

<sup>2</sup> Schuster an Teutsch am 12. Juli 1875, nachdem Bischof Teutsch die Mutter in Mühlbach besucht hatte, wofür Schuster dankt: Du hast es wohl nicht ganz merken können, wie ihr das Balsam gewesen. Seit den Tagen ihrer Kindheit ist ihr vielleicht nicht mehr so wohl geworden. Sie hat mir wider ihre Gepflogenheit zwei Briefe hintereinander geschrieben, und es ist wahrhaft rührend aus denselben zu ersehen, wie sie sich über die erfahrene Aufmerksamkeit noch gar nicht zu fassen weiß. Mich dünkt, ich sehe sie vor mir, wie sie, in tiefem Negligé von deinem Besuch überrascht, ebenso verlegen als glücklich nicht Worte zu finden weiß. Sie ist gewiß für längere Zeit neu belebt von dieser Begegnung. Langjährige Witwe hat sie, wie Witwen zu geschehen pflegt, viel Mißachtung und Unbill erfahren müssen und sich dann noch mehr eingebildet und selbst von mir nicht ausreden lassen. Vor der Welt zurückweichend hat sie sich oft vorgestellt, die Welt stoße sie zurück, auch wenn es nicht geschah. Die freundlich warme Begegnung des Bischofs, den sie nicht nur in seiner Würde, sondern auch in seinem geistigen Glanze, Beredsamkeit (sie gibt in ihren



Von der Welt allmählich zurückgezogen sehnte er sich nach dem Verkehr mit den Freunden, „aber in stillem heiligem Müßiggang müßte man sich begegnen, daß die Seele aufstauen und wieder ihre natürlichen Blüten treiben könnte, die der Schutt des Geschäftslebens erstickt, daß die Vernunft unbeirrt von dem Unsinn des Bestehenden und Geltenden sich besinnen und sich selber wieder finden könnte“<sup>1</sup> — aber sie fanden sich selten. Bisweilen kam Bischof Teutsch, wenn er aus Deutschland von den Gustav-Adolf-Fahrten heimkehrte, auf der Durchreise nach Broos, später Müller, wenn er über wichtige Fragen unbeirrte Meinung hören wollte. Das gab kurze frohe Lichtblicke.

Die Freude an der Poesie war ihm ebenso wenig erloschen wie das Können. Unsr Kalender, die im Durchschnitt vielfach bessere Ware bringen als sonst Kalender, haben manche schöne Perle von ihm gebracht, der Kronstädter Volksfreund, Jahre lang unter der Redaktion von Eugen v. Trauschensfels,<sup>2</sup> die meisten unter dem Pseudonym Friedrich Ernst.<sup>3</sup>

Schon auf der Höhe des Lebens stehend hatte er die Freude, die

Briefen ihrer Bewunderung grade in dieser Richtung Ausdruck usw. gesehen, hat sie in ihrem Bewußtsein gehoben und ihr für alle wirkliche oder vermeintliche Unbill von andern Seiten Genußgewinn gegeben. Wie wohl mir solches tut, kannst du dir denken und will dieser Brief dankbar zum Ausdruck bringen. Reich begabt aber mäßig gebildet und dabei in frühern Jahren zuweilen leidenschaftlich hat meine Mutter in unserer Erziehung nicht immer das Rechte getroffen, aber einen unbeugbaren Sinn für Wahrheit und Redlichkeit hat sie frühe uns erschaun lassen und unsägliche Entsagungen und Opfer hat sie sich zusamt ihrer Mutter auferlegt, um unsre Erziehung zu ermöglichen. Ich und meine Brüder empfinden daher jedes Liebe, das sie erfährt, als ob es uns selbst geschehen wäre, ja noch tiefer. In diesem Sinne nochmals gratias.

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 30. März 1880. Dort auch folgende drastische Schilderung unseres Lebens im Anschluß an Math. 24, 38: Sie aßen, sie tranken, sie freuten und ließen sich freien, sie kauften und verkauften, sie pflanzten und bauten, sie betrogen und ließen sich betrügen, sie liefen aus einer Versammlung in die andre, sie gründeten einen Verein um den andern, sie parlamentierten und kontrasiгнуierten, sie machten Paragraphen und Nummern, sie wechselten eine Mode um die andre, in der Tracht, in der Literatur, in der Kunst usw., bis daß die Sündflut kam und ersäufte sie Alle. Wenn einmal andere bessere Zeiten kämen und ein edleres, vernünftigeres Geschlecht, worauf Du noch zu hoffen scheinst, — sie werden es nicht begreifen können, wie wir unser Leben in solchen Nichtigkeiten vergeuden konnten.

<sup>2</sup> Fr. Teutsch: Denkrebe auf E. v. Trauschensfels. Vereins-Archiv 32, S. 479.

<sup>3</sup> Das hat zu manchen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Pfarrer und Dechant Friedrich Ernst, gestorben 1896 als Pfarrer in Schaaß, hat überhaupt keine Gedichte veröffentlicht und Pfarrer Fr. Ernst in Pruden geb. 1860 ist leicht zu unterscheiden von Schuster.



Gedichte in 2. Auflage 1896 herauszugeben.<sup>1</sup> Es hatte vieles Drängen der Freunde bedurft. Er war kritisch vorgegangen, hatte vieles beiseite gelassen, was der Sammlung wert gewesen wäre. Die „Mitgabe“, die sie einleitet, ist von der Stimmung erfüllt, von der die Zueignung im Faust keusche Kunde gibt, alte Sehnsucht, getäushtes Glück und innerer Lebenserwerb und doch keine Spur von Anlehnung oder Nachahmung:

So sollt ihr wie vom Schlummer auferstehen,  
Der Schrank, der euch bewahrt, ist aufgetan,  
Noch einmal sollt ihr in die Weite gehen  
Auf ungewohnter, fast vergess'ner Bahn;  
Denn Vieles werdet ihr nun anders sehen,  
Wie's auf der ersten Fahrt die Pilger sahn:  
Das Leben ward so rauh, so wüßt die Welt,  
Gefühl verrenkt, die edle Kunst entstellt;  
Wer weiß, ob noch, was einst gefallen hat, gefällt?

Ein halb Jahrhundert ist dahin geschwunden,  
Seit ich die ersten dieser Worte schuf,  
In enge Fesseln ward ich bald gebunden,  
Von schwülem, ob auch würdigem Beruf,  
Der Jahre Last hat dann auch mich gefunden,  
Zertreten auch des Schicksals schwerer Fuß,  
So rührt mich's denn als wie geheimes Leid  
Vor diesen Kindern längst vergang'ner Zeit,  
Und nimmt mich Wunder fast, daß ihr so jung noch seid.

Doch geht nur hin! und mög' es wohl euch glücken  
Zu bieten Menschen menschlichen Genuß!  
Und wo ihr könnt ein reines Herz erquicken,  
Dem bringt auch von dem Alten neuen Gruß!  
Doch lehrt ein Stumpfer mürriß euch den Rücken,  
Den laßt seinem kläglichen Verdruß!  
Sprecht: „nichts für ungut“! — sprecht kein andres Wort,  
Und setzt ungekränkt die Wandrung fort,  
Bis besserer Empfang euch wird an besser'm Ort!

Schuster schreibt einmal, die spätern Gedichte seien äußerlich, der Form nach reifer, nicht innerlich.<sup>2</sup> Es ist in der That auffallend, wie wenig sich die späteren von den früheren unterscheiden. Man sieht, der Mann hat früh gefunden, was nach seiner Meinung zur Poesie gehört und was dem Leben Wert gibt, und der Wechsel der Zeit hat dem nichts

<sup>1</sup> Hermannstadt, W. Krafft. 8°. 276 S.

<sup>2</sup> Vgl. R. Csaki: Einige Bemerkungen zu den beiden Ausgaben von Fr. W. Schusters Gedichten im Korrespondenzblatt 1916, Nr. 4—7.



anhaben können. Ein Verächter der Mode auf allen Gebieten hält er fest, was er für wahr und richtig ansieht. Wie er als „Trozkopf“ sich in seiner Jugend geschildert, so blieb er<sup>1</sup>:

Mich hat zu einer eignen Art  
Die Mutter Natur geboren;  
So hab ich mich treu bis heute bewahrt,  
Zum Troze der Weisen und Toren,  
Und reden sie hin und reden sie her,  
Das ändert und wandelt mich nimmermehr,  
Zhr Neben ist verloren.

Zhr Vieben! und wenn euch denn mißfällt  
Mein Denken und mein Streben,  
So hat die weite, breite Welt  
Für Viele Raum zu leben.  
Da suche sich Jeder sein eigen Ziel,  
Und wer nicht mit mir gehen will,  
Der gehe fein daneben.

Der Stieglitz hat einen roten Schopf,  
Einen blauen hat die Meise;  
So trag ich denn auch meinen Kopf  
Nach meiner eignen Weise.  
Es weiß seine Wege der redliche Mann,  
Und wer ihn will irren, — das geht nicht an;  
Er bleibt in seinem Gleise.

Die Gedichte sind alle voll Wahrheit und voll Situation, daß fast jedes wie eine dramatische Szene anmutet, die Form ist mit Verständnis ihres Wesens und ihrer Wirkungen gehandhabt. Sein an Lessing gebildetes feines Empfinden für die Gesetze der verschiedenen Kunstgattungen, für Strophenbau und Tonfall, für poetischen Ausdruck und Stileinheit tritt in allen zutage. Nicht am wenigsten in den Balladen, von denen „Genießen“ die ganze Tragik manchen Menschenjacks als in sich enthält. „Die Waisen“ ist ein Niederschlag der unserm Volk eigentümlichen Waisenlieder, ergreifend wie diese. Die Lieder „In höherem Ton“ sehn das Vergängliche unter dem Gesichtspunkt des Ewigen und erfüllen Goethes Wort: „bleibt uns das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.“

Noch einmal rief ihn die Kirche zu einem großen öffentlichen Werk. Schon seit Anfang der siebziger Jahre wurde an einer Ergänzung zum Gesangbuch für die evang. Kirche gearbeitet. Schuster hielt „unser bis-

<sup>1</sup> In der 2. Auflage S. 85. Der Vergleich mit der Form der 1. Auflage (dort S. 123) interessant.



heriges Gesangbuch immer noch für eins der bessern, Einiges darin für schön und warm“, darum „um Gottes Willen keine Übereilung.“<sup>1</sup> Bischof Müller nahm die Schaffung eines neuen Gesangbuchs in seine starke Hand und Schuster hat dabei vor allem mitgeholfen, bei der Auswahl und Zusammenstellung, bei der Überarbeitung älterer Lieder, dann durch eigene Beiträge. Die Sache war ihm auch jetzt noch zu schnell gemacht und er war nicht befriedigt davon.<sup>2</sup>

Noch viel weniger von den andern Bestrebungen, die in der Kirche nach einer Gottesdienstordnung und neuen Liturgie gingen, über die er bloß grimmige Worte der Abweisung hatte. Er sah nur Äußerlichkeiten darin und die waren ihm ein Greuel und sein Leben lang bekämpfte er den „Wahn“, „der allen Verfassungen zugrunde liegt, die durch Werkzeuge statt durch Geister menschlichen Fortschritt zu fördern berechnet sind.“<sup>3</sup>

Bei der Enthüllung des Teutschdenkmals am 19. August 1899 war er nicht anwesend, aber das Festgedicht, das er dazu schrieb, auch „ein Lied in höherem Ton“, zeigte wo sein Herz war. Wir aber wandten ihm stillen ein Wort daraus auch auf ihn an:<sup>4</sup>

Wohl auch Andre  
Wird dann in Ehren gedacht,  
Wie er selbst sie geehret  
Und wert gehalten  
Und an sich gezogen  
Und um sich gesammelt,  
Der Freund aller Edeln  
Getreuen und Guten.  
Und rühmend sagt mans  
Heute von diesem,  
Morgen von jenem:  
„Auch der ist ehemals  
In seiner Leibschar gewesen.“

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 9. Mai 1871. Ebenso am 30. April 1871. „Gerade um der mangelnden Wärme seiner Lieder Willen wollten wir ja unser Gesangbuch ergänzen.“ Über die Geschichte unsers Gesangbuchs Fr. Traugott Schuster im Mediascher Gymnasialprogramm 1857 und 1858: Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen.

<sup>2</sup> Über das Gesangbuch: Verhandlungen der 17. Landeskirchenversammlung 1894, S. 26.

<sup>3</sup> Schuster an Teutsch am 10. Februar 1872. Bei der Erinnerung an die Frühkirche am Weihnachtsmorgen in seinen am Anfang erwähnten Lebenserinnerungen: Freilich, wenn man müßig und stumm hätte sitzen müssen, bis dem lieben Herrgott nach vermeintlich wissenschaftlicher Konstruktion zwischen Altar und Orgel ein Ehrensalamander gerieben worden, würde den Meisten die Zeit gar zu lang und die Lust fast geworden sein.

<sup>4</sup> Sieb.-Deutsches Tageblatt 19. August 1899.



Fast 60 Jahre war er im Dienst der Kirche und Schule gestanden, fast 36 Jahre Stadtpfarrer in Broos gewesen. Es war ein Rückblick auf Zeit und Leben, da er, selbst 82jährig, am Schluß seiner pfarrämtlichen Tätigkeit zu seinen Broosern sagte: „Während eines Lebens, das über 80 Jahre hinausreicht, ereignet sich unendlich viel, und auch denen, die nicht am Webstuhl der Zeit sitzen, wenn sie nur Augen haben zu sehen und Ohren zu hören und Urteile zu bedenken, macht es sich fühlbar. Manches bis ins Herz hinein. In den Zeitraum meines Lebens fällt ein ganzes großes Stück Weltgeschichte voll unvorhergesehener schwerer Wenden und noch kaum berechenbaren Folgen. Tyrannenketten sind geschmiedet und zerrissen worden, ungeheuerliche Kriege sind geführt und blutige Schlachten geschlagen worden, Reiche sind entstanden oder mächtig geworden, andre vergangen, Throne sind aufgerichtet und Throne sind gestürzt worden, Bündnisse geschlossen und wieder gelöst worden, wilde Anstürme des Freiheitsdrangs hat es gegeben, die im Sande verlaufen, weil es an klarbewußtem Ziele fehlte und hernach die blödeste Reaktion auf politischem, und noch trauriger und dauernder auf kirchlichem Gebiet kam, kaum gekannte Völker sind aus langjähriger Dunkelheit aufgetaucht, Ländergebiete, von denen Niemand wußte, sind von Leben erfüllt worden, unerhörte Entdeckungen und Erfindungen sind gemacht worden, Ideale, Wünsche, Welt- und Kunstanschauungen, selbst sittliche Anschauungen haben erschreckend umgeschlagen, die Beziehungen der Menschen untereinander haben sich erweitert und vervielfältigt, die Menschheit ist scheinbar größer, die Erde viel enger und kleiner, die ganze Welt ist eine andere geworden; wir können uns kaum noch vorstellen, wie sie in unsrer Jugendzeit gewesen. Das Alles ist nicht spurlos an uns vorübergegangen. Wie ist es auch hier so ganz anders geworden, nur seit dem Tag, da ich einzog! Andre Menschen, andre Gelüste, andre Bestrebungen, Kräfte, Gesinnungen, Sorgen und Hoffnungen, Leiden und Freuden. Denn wie die Gräser der Wiese, so wechselt der Menschengeschlechter Art. Von den Namen, die vor erst 50 und 60 Jahren unsre Matrikeln füllten, taucht kaum je einer wieder einmal in einem Jahre darinnen auf. Auch die ich noch vorgefunden, verlieren sich allmählich, fremde treten an deren Stelle. Wo sind sie, die mich wie im Triumphzug hier eingeführt, die meine aufmerksamen Hörer in der Kirche, meine redlichen, selbstlosen, unverdrossenen Helfer und Berater in allen Gemeinde- und Volksangelegenheiten waren, ein jeglicher willig und fähig zu arbeiten für das Gemeinwesen, die Kuratoren, die Kirchenmeister, die Presbyterialmitglieder? Der Reihe nach bin ich ihr Grabredner geworden fast bis zum letzten.



Und es hat mir um Manchen nicht wenig Leid getan. Wenn ich so zurückdenke, gemahnt es mich an die Wehmut hauchenden Verszeilen Goethes:

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,  
die Seelen, denen ich die ersten sang;  
zerstoben ist das freudliche Gedränge,  
verklungen, ach! der erste Widerklang.“ —

Wo wäre je dem Gealterten das Gefühl der Vereinsamung erspart geblieben!

Am 1. Dezember 1905 schritt er um seine Emeritierung ein.<sup>1</sup> Das Gesuch ist so bezeichnend, daß es festgehalten zu werden verdient. Es lautet:

„Am 29. Januar dieses Jahres bin ich in das 82. Lebensjahr, am 16. September in das 60. Dienstjahr getreten.

„Im allgemeinen wohltuend befriedigend verliefen die mehr als 23 Jahre des Schuldienstes mit seinen gleichmäßig sich abwickelnden, niemals unvorgeesehenen oder überhasteten Arbeiten, niemals sichtbare Erfolge ver-sagenden Bemühungen, zumal da man — damals wenigstens — weder in des Direktors, noch einfachen Lehrers, selbst Elementarlehrers Stellung, in der ich meine Berufslaufbahn begann, an drei-vier Drähten herumgezerrter Automat sein mußte, sondern Persönlichkeit sein durfte mit dem Gefühle, an werdenden Persönlichkeiten zu bilden, nicht „methodisch“ Fabrikate her-zustellen. Dazu war in den alljährlichen größern Ferien zu wohlthuender Erholung oder erfrischender Fortsetzung liebgewordener Studien und Unter-suchungen, etwa auch Entwurf und Ausgestaltung eigener Schöpfungen, Zeit geboten, auf die man im voraus rechnen und sich einrichten konnte.

„Der dann folgende 36 jährige Pfarramtsdienst war von Anfang an und wurde in den zwei nächsten Jahrzehnten immer mehr ein unge-bührlich überbürdeter, weniger durch die allerdings an diesem Amtsorte reichlicher als irgendwo übereinander gehäuften Seelsorgerfunktionen, die ja auch Persönlichkeit voraussetzten und erheischten, somit auch befriedigen konnten, wenn ihr nur mehr Zeit zu tiefgründigem Ausleben vergönnt gewesen wäre, als durch eine nicht aufzählbare Menge heterogener anderer Aufgaben und Aufträge, die auch unter maßloster Anstrengung und schmerzlichem Verzicht auf einigen Verkehr mit den eigenen Familien-gliedern, soweit er als heiliges Reservatrecht alles Menschentums keinem Berufsmann, zumal aber — grade um des Berufes willen — nicht dem ev. Pfarrer verkümmert werden sollte, doch niemals allseitig erfüllbar waren und schon darum immerfort beunruhigend und nervenzerrüttend

<sup>1</sup> Landeskonfistorium B. 3264, 1905.



wirken mußten, daß ich mehr als einmal und erst unlängst wieder plötzlich in gänzliche Geistesohnmacht verfiel.

„Es ist begreiflich, daß ich solche Lasten, ob sie auch in manchen der letzten Jahre erheblich einfacher und leichter geworden, weder physisch noch psychisch weiter zu tragen vermag, so ersuche ich . . . um meine Versetzung in den Ruhestand mit Ablauf dieses Jahres . . .“

Das Landeskonsistorium willfahrte der Bitte „unter voller Anerkennung seiner langjährigen, berufstreuen und hingebenden Dienste in Schule und Kirche.“

Kurz vorher erlebte Schuster den größten Schmerz seines Lebens. Mitten in den Aufregungen und Vorbereitungen für den neuen Lebensabschnitt, der dem Haus bevorstand, machte der plötzliche Tod der Frau am 19. Oktober 1905 einem Leben voll Mühe und Schmerz und unübersehbar reicher Leistungen einer unvergleichlichen Energie, dem der Glanz des Glücks und der Liebe nicht gefehlt, ein Ende.

Anfang 1906 übersiedelten die Töchter mit dem alten Vater nach Hermannstadt, wo früher schon der Sohn eine Lebensstellung als Stadtprediger gefunden hatte und wo ein freundliches neues eigenes Haus mit sonnigem Garten sie aufnahm, in dem er wohl die elektrische Beleuchtung duldete, aber nicht das „künstliche Wasser“ der Wasserleitung. Ein eigener Brunnen sollte die gewohnte Labung geben.

Noch acht Jahre hat Gott ihn hier erhalten. Bis zuletzt in Haus und Garten tätig — noch 1913 hat er fünf Klastern Holz gesägt — war er anfangs ein eifriger Kirchgänger und strenger Kritiker der Predigten. Allmählich versagten die Augen, im letzten Jahr war er fast blind. Noch in Hermannstadt hat er Lust und Kraft gehabt, für die Landw. Blätter einige gewaltige Predigten, die er früher gehalten, umzuarbeiten.

In seinem Wesen war er der Alte geblieben, er beurteilte Alles vom hohen Standpunkt des Rechts, der Wahrheit, des Geistes und dieser Maßstab trieb oft zu hartem Urteil über Einrichtungen und Personen, über die er freundlich doch bemerkte: „Die Menschen sind meist bei näherem Hinschauen nicht so schlecht als sie sich durch ihr Treiben selbst erscheinen lassen.“<sup>1</sup> Aber all diese Urteile hatten ihren tiefsten Grund in der goldenen Seele des Manns, der die Gefahren für uns erkannte, die die vielfach so brüchige moderne Hochkultur gerade uns bringen müsse, wenn sie nicht in starken Charakteren Gegendruck fände, der den Abgrund ermaß, in den es führe, wenn wir die idealen Güter des Lebens einmal preisgäben und nicht mehr bereit seien, Opfer für sie zu

<sup>1</sup> Schuster an Teutsch am 10. Februar 1872.



bringen, der die Kulturseligkeit der Gegenwart als das erkannte, was sie so vielfach ist, ein Schwelgen in reichen Lebensformen und eine Flucht vor der Verantwortung. Dankbar für jedes Zeichen der Liebe, die besonders seine Kinder ihm erwiesen, genoß er die Stille des Hauses, zufrieden, wenn die Kinder um ihn waren und — seltene — Besuche alter Freunde nach ihm sahen. Was er in jungen Jahren vorausgesagt, das sah er erfüllt, die Germanisten standen in der wissenschaftlichen Arbeit an erster Stelle; wofür er selbst gesammelt und was er nicht mehr zu erleben gedacht hatte, das sächsische Wörterbuch hatte zu erscheinen angefangen, und er fand freundliche Worte der Anerkennung für das Werk. Im ganzen ging mit dem steigenden Alter das Interesse für Alles, was außer dem Haus geschah, zurück, hin und wieder machte er auch noch ein kleines Gedicht. Eines der letzten ist Einst und Jetzt.

Ich war der Adler, der auf stolzen Schwingen  
um roß'ge Morgenwolken hingeflogen;  
ich war das Schiff auf hohen Meereswogen,  
das sich mit Stürmen maß in kühnem Ringen.

Ich war der Pfeil, gewohnt zum Ziel zu dringen,  
der sich am Schildbrand niemals umgebogen;  
die Harfe, die, mit Saiten wohlbezogen,  
in Meisterhand harmonisch pflegt zu klingen.

Gelähmten Fittichs sank der Ar zu Tale,  
entmastet treibt das Schiff auf Meeresweiten,  
zersplittert ist der Pfeil am harten Stahle.

Die Harfe nur mit immer mattern Saiten  
eröfnet noch im freudenleeren Saale.  
O still auch du in diesen trüben Zeiten.

Es ist der Klang der Entsagung, die immer mit dem Alter verbunden ist, dem es nicht mehr vergönnt ist, zu arbeiten.

Als Bischof Teutsch gestorben war, schrieb er: „Man hatte sich lieb und hat sich leider so wenig genießen können und warum?“ Es liegt so viel Tragik des Menschenlebens in dem warum eingeschlossen. Er hat es oft gefühlt und beklagt: man lebt so viele Zeit zwecklos und das Wertvolle erkennt man mitunter erst, wenn es unerreichbar ist. Nun schenkte ihm das Schicksal die volle Ruhe, sich der Liebe, die ihm zuteil wurde, zu freuen.

Eine Erhebung brachte ihm der 90. Geburtstag (29. Januar 1914). Die Würdigung, die das Sieb. Deutsche Tageblatt ihm hatte zuteil werden lassen, freute ihn, nicht weniger die Besuche alter Freunde zu dem Tag, am meisten der des ältesten Freundes, Bischofs Müller. Dieser grüßte



ihn mit dem 2. Vers des 103. Ps.: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat und danke ihm für das, was er ihm gegeben, worauf Schuster erwiderte: „Wir haben uns gegenseitig getan, was wir konnten — wäre jetzt nur auch Haltrich hier bei uns.“ Zwei Gedanken kamen im Gespräch der beiden Greise zum Ausdruck, daß das Leben nicht zu Ende sei mit dem letzten Atemzug und daß zuletzt doch auch unserm Volk Zukunft und Heil beschieden sei, denn Unrecht und Gewalt hätten auf die Dauer keinen Bestand und die sittlichen Kräfte bestimmten das Leben.

Als beim Abschied Müller sagte, wir werden uns nicht mehr sehen, erwiderte Schuster: Vielleicht doch im Sommer.

Müller: Nun, wir haben genug gelebt.

Schuster: Es ist doch schön.

Müller: Wenn du noch „Tage hast“, so komme ich.

Schuster: Ich komme auch; ich muß mir einen Wagen nehmen.

Am 3. Februar mußte er das Bett hüten, gegen Morgen des 4. Februar 1914 war er sanft hinübergeschlummert, „ein Leben vollendet, gelebt in eigener Kraft, geformt nach eigener Art, dem Schauen entrückt, in Sehnsucht gehalten, dem Glauben erschlossen und frei der Weg zur Ewigkeit.“<sup>1</sup>

Den großen Weltkrieg, den wir jetzt erleben, hat er nicht mehr erlebt, aber geahnt und vorausgesagt im Seher:<sup>2</sup>

Hört ihr das Rollen und Grollen der Tiefe  
Wie Donnergetöse aus weiter Ferne?  
Unheimlich drohendes Säusen und Brausen  
Wie nahender Windsbraut in der Luft?

Schrecklich zum Streite  
Seh' ich gerüstet  
Feindliche Mächte;  
Näher und näher  
Drohet der Ausbruch.  
Schlafende Riesen  
Heben erwachend  
Ihre Häupter;  
Grimmig zerreißen sie  
Fesseln und Bande,  
Drohend schwingen sie  
Nervige Arme,

Brüllend erheben sie  
Gräßlichen Kampfruf.

Schweres erkennt der Seher . . .  
Blut strömt,  
Recht wird zertreten,  
Sitte verhöhnet  
Wahrheit geschändet,  
Unschuld gemordet;  
Es fliehen alle  
Wohltätigen Engel  
Mit abgewandtem Angesicht.

<sup>1</sup> Das Gebet beim Begräbnis s. „Kirchliche Blätter“ 1914, S. 76 von D. A. Schullerus, in derselben Nummer S. 73 die Rede J. Drendis bei der Gedächtnisfeier in der Brooser Stadtkirche.

<sup>2</sup> In den Gedichten 2. Auflage S. 133.



Und dann der Schluß:

Bergeß, daß Weise  
Und Unweise  
Sich mühen, den finstern Tag zu verzögern,  
Umsonst, daß Redliche  
Und Unredliche  
Rascher herauf ihn beschwören möchten;  
Er kommt nicht früher,  
Er kommt nicht später,  
Aber wie Morgen  
Folget dem Dunkel,  
Und wie Gewitter  
Folget der Schwüle,  
Und wie die Strafe  
Folget der Schuld,  
So wird kommen  
Unabwendbar,  
Was kommen muß.

Das Geschlecht, das um ihn trauerte, war nicht jenes, das seine Mannestätigkeit erlebt und ihm recht eigentlich Zeitgenosse gewesen war. Diesem erschien er als Träger einer versunkenen Zeit, als Repräsentant einer abgeschlossenen Bildung. Aber nicht nur was er auf dem Gebiet der Volkskunde geschaffen hat wird dauern, was er gedichtet auch späteren Zeiten melden, wie die klassischen Ideale hier nachgewirkt haben und lebendig geblieben sind, und reine Seelen immer wieder erheben, auch sein sittlicher Ernst, die unbedingte Wahrhaftigkeit, der Glaube und die hingebende opferbereite Liebe zu seinem Volk, sie werden nachwirken noch in den kommenden Geschlechtern; es kann sie stark machen, wenn seine Verachtung jeder Halbheit und allen Scheins, die Hochhaltung alles Edeln, ihr Vorbild ist.

Wir aber legen einen Kranz auf sein Grab mit den Worten, die einst Walthar von der Vogelweide dem süßen Mund Raimars von Hagenau nachrief:

Deine Seele möge wohl nun fahren,  
Deine Zunge habe Dank!



## Anhang.

### Schuster über die Gründung des Jugendbundes.

Verehrter Freund!

Ich hoffe diesen Vormittag der Erfüllung Ihres Wunsches widmen zu können, und will die Gelegenheit beim Schopf ergreifen. Ich nehme mir dabei nicht Zeit zu sichten oder zu ordnen, Sie werden das selbst thun. Für die Stimmung jener Tage dürften meine Mittheilungen immerhin bezeichnend sein, und nur darauf kommt es Ihnen an; Quellenmaterial müssen Sie ja längst in Händen haben. Für die Wahrheit meiner Mittheilungen bis auf's Wort stehe ich gut; nur ihre Zeitfolge ist mir nicht mehr genau erinnerlich. Ich reihe meine Erinnerungen ohne Einleitungen und Verknüpfungen kurz aneinander.

1. Unser Aufbruch von Mühlbach. — Woher der Aufruf ergangen war, weiß ich nicht mehr; es schien mir schon damals, als ob hier Fäden von Wien ausgingen — man hatte von maßgebenden Orten aus die jungen Landsleute unter reservierten aber immerhin verständlichen Andeutungen heimgeschickt, dort aus den falschen Wiener Volks- und Aulaströmungen zu kommen, hier das Feuer in der Nation zu schüren. Das letztere bedurfte es nicht, es brannte schon lichterloh zumal in der Jugend. Die Alten freilich, besonders unter den Beamten, waren auch sehr bedenklich; denn die Situation war peinlich unklar. In Mühlbach zitterte der Stadthann Thalmann an allen vieren, riet ängstlich ab vom Besuch der Mediacher Versammlung und verbot ihn seinen Söhnen unbedingt. Das war ein hartes Verbot für den ältesten Sohn Fritz (jetzt Pfarrer in Rätisch, damals absolvirter Gymnasialist). Franz Guttern, ich, mein Bruder (später im Jägerbataillon, jetzt Hauptmann in R.) und ich weiß nicht genau, ob auch ein vierter, hatten uns entschlossen zu Fuße über Hermannstadt nach Mediach zu wandern und zwar sollte der Hitze wegen, Hermannstadt in einem Nachtmarsch erreicht werden. Gegen Abend brachen wir auf: Fritz Thalmann<sup>1</sup> und der jüngere Gustav Thalmann<sup>2</sup> gaben uns das Geleit. Im letzten Wirthshaus wurde eingelehrt. Dann ging's fort, bis auf den „Lehmberg“ wollten uns die Freunde noch geleiten, Fritz Thalmann trug uns das Ränzlein, das einzige, das die Wäsche sämmtlicher Reise-

<sup>1</sup> Gestorben als Pfarrer von Rätisch i. R. 1913.

<sup>2</sup> Gestorben als Obergespan des Hermannstädter Komitates i. R. 1911.



gefährten enthielt nebst einigen Kleidungsstücken und ziemlich schwer war. Der Lehmberg war erreicht, man sollte Abschied nehmen, Thalmann das Känzlein abgeben. Da überkam ihn eine unüberwindliche Sehnsucht mitzugehn, er ließ sich die schüchternen Vorstellungen des ruhigeren, jüngern Bruders nicht beikommen, trug ihm nur auf, des Vaters Unwillen nach Möglichkeit zu mildern. „Du hast ja keinen Pfennig bei Dir!“ — erinnerte noch der Jüngere — griff aber auch gleichzeitig in die Tasche und überreichte dem Bruder die ganze eigene Baarschaft. „Grüße mein Vottchen, Freund!“ rief noch scherzend der Ältere, und wir trennten uns. — In Großpold etwa gegen Mitternacht Einkehr. — Wir trafen da einen ungrischen Landedelmann, der eben mit seinem Gefährten abfahren wollte. Da er so feiche Gesellen eintreten sah, blieb er noch und ließ sich, so gebrochen deutsch er auch sprach, in ein — natürlich politisches — Gespräch mit uns ein, das unter den Wirkungen des Weins immer lebhafter wurde. Er erhob Koffuth in den Himmel, wir hielten ihn des Hängens würdig, endlich fanden wir den Vermittlungsantrag: „falls er es ehrlich mit seiner Freiheit meine, verdiene er gepriesen zu werden, falls nicht, den Galgen.“ — Nach 1 1/2 Stunden Rast brachen wir auf, nachdem ich das Känzlein übernommen; der Edelmann, dessen Weg eine Strecke weit auch der unsrige war, ließ seinen Wagen vorausfahren und wandelte mit uns zu Fuße die Bergstraße hinauf. Er war etwas angeheitert, forderte uns heraus mit ihm den Berg hinauf zu tanzen (!). Der excentrische Guttern, physisch der weitaus schwächste unter uns, dazu ein Bruchband tragend, auch bereits ermüdet von dem nächtlichen Marsch, ging doch gleich darauf ein, zog aber bei aller Willenskraft doch bald den Kürzern, riß sich von seinem Mittänzer los und rannte im Dauerlauf den Berg hinauf, worinnen hinwider der Edelmann glücklicherweise ihm nicht gleich thun konnte. Indessen wollte sich Keiner von Beiden überwunden bekennen. Guttern allegirte für sich „er habe deutsche Ausdauer bewiesen.“ — Sehr erschöpft langten wir am Morgen in Hermannstadt an, fanden einige Stunden Rast bei Gutterns Oheim, Konrad (Theaurariatsbeamter?). Dieser ließ uns in seiner Kutsche nach Mediaßch weiter führen, worein wir Andern uns nur sehr mißmutig fügten, weil wir uns nicht trennen wollten, und Guttern nicht mehr in der Verfassung war zu Fuße weiter zu gehen. —

2. Aus unsern Beratungen in Mediaßch vor Eingreifen Stefan Ludw. Roths. Wie diese Beratungen des ersten Tages verlaufen, kann ich mich nicht mehr erinnern, nur daß unser Guttern dabei afflammirter Präses war (er gehörte zu den Ältern in der Versammlung) und daß man recht hilfs- und ratlos war und viel wunderliche Vorschläge hörte. Ich — der ich niemals eine parlamentarische Versammlung auch nur gesehen — wurde darob so verblüfft, daß ich einen etwa 3 Bogen starken Aufsatz, den ich mitgebracht, nicht aus der Tasche zu ziehen wagte, weil er fast nichts enthielt, was ich aus den Reden und — wenn ich mich recht erinnere — auch vor-gelesenen Entwürfen herausklingen hörte als etwa darinnen das Turnen berührt wurde. Ich habe den Aufsatz nach einigen Jahren — ich weiß



nicht mehr wem — zur Benützung abgetreten. Daß er sich über die Mittel zu einer tüchtigen Characterbildung unserer Jugend erging, erinnere ich mich noch, und daß unter diesen Mitteln besonders Turnen und ästhetische Bildung (mich erwärmten damals Schillers Briefe über moralische Bildung durch ästhetische Erziehung) hervorgehoben und Herders Eid vornehmlich zu ausgiebiger Benützung empfohlen war; ich würde wahrscheinlich heute auch gerade diese Ansichten ohne weiters unterschreiben. Unter den Andern hatten Manche schon einige parlamentarische Uebung oder Begabung. — Zu ihnen gehörte auch Gustav Heinrich, der Stiefbruder der Trauschenfels'schen Gebrüder, damals absolvirter Gymnasiast oder schon Fakultist, ein hochbegabter Jüngling. Ich hatte ihn im Jahre 1843 in den Vereinstagen in Kronstadt kennen gelernt und sogleich ungemein lieb gewonnen. Man hatte ihn vom Hermannstädter Gymnasium, wo er nicht eben gethan, wie es wünschenswert gewesen wäre, besserer Aufsicht halber — wie ich glaube — nach Kronstadt gebracht. Ich traf ihn dort in der damaligen „Poesie“, ein blutjunges, schönes Bürschchen mit geistblitzenden blauen Augen. In Mediaßch überraschte michs beim Wiedersehen, wie er zum kräftigen, breitschultrigen, leiblich und geistig gewandten Jüngling gereift war. Er saß während der Beratungen gewöhnlich auf einer Stufe des Altars, den Kopf mit beiden Armen gestützt und hörte unbeweglich zu, was von der Tribüne, die auf einer Seite des Kirchenchors errichtet war, gesprochen wurde. Wenn er sich dann zum Wort meldete, gab er gewöhnlich der Verhandlung eine ganz andere Wendung, warf wenigstens einen oder eine Reihe von Anträgen mit ungemein klarer und dabei einfacher Logik über den Haufen. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal oder mehrmals, wenn mir das Gerede ärgerlich war, zu ihm hinging und ihn aufforderte, es abzuthun. Ich will noch an dieser Stelle bemerken, daß jene Jugend, im allgemeinen idealer angelegt, weniger weltklug war und viel später von Demoralisation angegriffen wurde als die heutige.

3. Die Beratungen nach dem Eingreifen Stef. Ludw. Roth's. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es zu dem Antrag kam St. L. Roth durch eine Deputation zur Uebernahme unsers Präsidiums einzuladen; mir wurde es schon damals klar, daß die Sache irgendwo von Anfang an so geplant und Roth vollkommen gefaßt und vorbereitet darauf gewesen. Die Verhandlungen nahmen unter ihm einen weniger dem Anscheine als dem Wesen nach andern Verlauf. Wunderliche Einfälle ergingen noch immer von der Tribüne: Fritz Sternheim stellte den Antrag, es sollten alljährlich bei den Versammlungen des Jugendbundes auch poetische Wettkämpfe abgehalten werden, Gedichte zum Vortrag kommen und den Dichtern durch Jungfrauen der zuerkannte Preis dargebracht werden. Im Ganzen trieb man doch mehr und mehr bestimmtern Zielen zu. — Ich, Wittstock und noch ein Dritter, dessen ich mich nicht mehr entsinne, erhielten den Commissionsauftrag ein Programm über die Aufgaben des Jugendbundes zu entwerfen, das dann am folgenden Tage beraten werden sollte. In Wittstocks Quartier



trat die Commission am Abend zusammen, während die Andern zu Balle gingen. Der Eine von uns legte sich sogleich zur Ruhe und überließ mir und Wittstock die Arbeit. Wir gingen dann beide daran und besprachen mancherlei Gutes bis nach Mitternacht; dann meinte Wittstock, wir seien nun in unsern Ansichten einig, er überlasse mir die Stilisirung und legte sich auch schlafen. Ich muß bemerken, daß Alles sehr müde war; ich zum B. seit dem Ausbruch von Mühlbach noch nicht 3 Stunden geschlafen haben mochte, und doch war dies die vierte oder sicher die dritte Nacht seither. Ich zog, als sich Wittstock hingestreckt hatte, still mein mitgebrachtes Manuscript hervor, schrieb daraus etwa einen halben Bogen, so weit ich mich erinnere, hauptsächlich das Turnen Betreffendes ab und legte es am Morgen als Commissionsgutachten dem Präses vor. Dieser äußerte darüber, er wundere sich, wie wir das in so kurzer Zeit zu Stande gebracht.

4. *Constituierung.* Ueber diese weiß ich fast gar nichts mehr. Haben wir Statuten zu Stande gebracht? Doch wohl! denn ich erinnere mich, daß der Präses die Frage stellte, ob wir unsern Verein irgend einer Behörde anmelden, irgendwo eine Genehmigung einholen wollten, und daß wir in jenem souveränen Selbstgefühl, das damals fast alle Schichten der Gesellschaft erfüllte, einstimmig mit brausendem Nein! antworteten, wozu Roth wohlgefällig lächelte. Organisirt hatten wir uns, einen Präses, Präsesstellvertreter und Ausschuß gewählt. Ich glaube, er war folgendermaßen zusammengestellt:

Präses: Stefan Ludwig Roth (erschossen am 11. Mai 1849);

Stellvertreter: Franz v. Huttern ußf.;

Ausschußmitglied: Wilhelm Schuster ußf.

5. *Festlichkeiten.* Dazu gehörten: die stereotype Kneipe, ein Ball, ein großes Festturnen, und eine Fahrt d. h. zu Fuße, nach Baazen, in welchem erst die Anfänge zu einem Bade gemacht waren. Aus dieser Baazenfestlichkeit erinnere ich mich einiger Vorkommnisse, und will namentlich eines mittheilen. Es war natürlich in froher Lust viel getrunken worden. Gut angeheitert stieg Karl Fritsch auf einen Tisch und fing eine Reihe von Toasten und Reden an, die er zu keinem Ende kommen ließ, Witze, Phrasen, Bramarbasaden u. dgl. sprudelte er in ununterbrochenem Strome aus. Nun hatte wohl jeder sein eigenes Ideal hieher mitgebracht. Ich sah in diesem Jugendbund nur eine ernste, hochheilige Angelegenheit und hatte in mir eine Empfindung, als ob wir auch in unserm ganzen Wesen diesen Ernst zur Schau tragen müßten. Es war mir peinlich, daß in Anwesenheit des ehrwürdigen St. L. Roth, der sich zu unserm Präses hergegeben, damit eine gewisse Verantwortlichkeit für unser Betragen mit übernommen hatte und Angesichts der vielen Tausende — fast ganz Mediasch und nicht wenig Bauern aus der Umgegend waren herausgekommen — ein Ausschußmitglied unsers Bundes solche Ausgelassenheit sollte sehen lassen; auch fürchtete ich — wie ich Fritsch von früherher kannte — er werde bald weiter fortgerissen werden, zumal unter der gesteigerten Wirkung der Getränke. Ich redete ihm zu ein Ende zu machen; aber er lachte mich



aus. Nun rief ich Budacker zu Hilfe, von dessen Eintreten, weil er ähnlichen Temperamentes wie Fritsch, dabei aber besonnener war, ich mir mehr Wirkung versprach. Er schien mich auch zu verstehen und versuchte es Fritsch zum Herabsteigen von seiner improvisirten Tribüne zu bewegen. Da aber seine Bemühungen auch erfolglos blieben, schwang er sich plötzlich selbst auch auf den Tisch und nun ging es in forcirtem Tempo doppelstimmig so weiter. Pfarrer Roth kam auch dazu, lachte und gab in unzweideutiger Weise nicht seine Unzufriedenheit sondern vielmehr Wohlgefallen und Beifall zu erkennen, wodurch ich dann auch mich beruhigen ließ.

6. Einige im allgemeinen, aber insbesondere für Stefan L. Roth bezeichnende Vorkommnisse will ich noch anführen.

Wir kamen eines Morgens in die Kirche zur Versammlung; sie war noch wenig vollzählig, auch am Ausschusstische noch viele Lücken. Der Präses saß an seinem Platz, zu seinen beiden Seiten . . ., beide im Grunde ziemlich gemeine Naturen (es ist mitbezeichnend, daß auch solche von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen wurden), aber nicht ohne Geist und voll Witz und Humor. Sie singen [an] einander zu bewitzeln, es fiel Schlag auf Schlag von der einen und der andern Seite, mancher recht derb, hart an die Bote streifend. Roth hörte zu, lachte mehrmals recht herzlich und sagte nur als inzwischen die Versammlung vollzählig genug geworden war um die Verhandlung beginnen zu können: „Nun, ich glaube, es ist genug; Sie sind einander nichts schuldig geblieben.“

Nach der Sitzung begleitete der Ausschuß den Präses, obgleich er es mit einer Verneigung vor der Kirche abzulehnen schien, nach seiner Wohnung im Pfarrhause. Er wollte uns entweichen, nahm den Weg statt durch die Hauptpforte plötzlich durch ein kleines Seitenthürchen der Ringmauer, und lief dann in allerlei Windungen gebückt durch das hohe Unkraut und Gestrüpp des Hofes, daß wir ihn fast verloren hätten. Aber wir folgten ihm — Alle im Lausfchritt — immer auf dem Fuße nach, was sich — die Meisten waren in schwarzem Festkleid — recht possirlich muß ausgenommen haben. Endlich wandte er sich kurz um und sagte, sich verbeugend: „Nun, lassen wir das! es ist auch ein alter Popp.“

Nach Schluß der Verhandlungen sollten wir Mühlbacher nachmittags abreisen und nahmen daher gleich nach aufgehobener Sitzung von Roth Abschied, nachdem der Vicepräses Guttern mit sichtbarer Nührung im Namen der Jugend ihm für seine geduldige und hingebende Leitung gedankt. „Wir sind hier zusammengekommen — sagte er unter Anderm, — haben nicht gewußt, was wir wollten und sollten; Sie haben unserm Streben Klarheit, unserm Bund Leben und Ziel gegeben.“

Roth machte uns noch vor der Abfahrt einen Abschiedsbesuch. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich auch noch über die künftigen Aufgaben des Jugendbundes aus. Dieser sollte, womöglich in alle Sachjengänge verbreitet, auch auf Einfachheit in Sitte und Kleidung



wirken. Die Jünglinge sollten sich nur in Turnkleidung — und zwar gleichmäßiger — den Stützen auf der Schulter zu Fuße zu den jährlichen Versammlungen einfinden. An dieser Stelle fiel Fritz Thalmann wie aus heiterm Himmel ein: „Ja! aber Schnaps müssen sie auch trinken!“ Dieser Einfall erklärt sich einerseits aus physischem Kagenjammer vornehmlich in Folge von Ueberwachung — wir hatten nun 4 Nächte nacheinander so gut wie gar nicht geschlafen — andererseits aus moralischem Kagenjammer Thalmanns, der bereits anfang an den Empfang zu denken, der zu Hause seiner wartete; vielleicht hatte er sich auch wirklich in diesen Tagen nach schlaflosen Nächten durch ein Morgenstampferl aufgerüttelt. Ich erstarb bei seinen Worten. Roth antwortete ganz ruhig: er seinerseits sei nicht für den Schnaps, spreche freilich hierin parteiisch, da er dem Mäßigkeitsverein angehöre und demgemäß keinen Schnaps im Hause halte. Man höre dagegen äußern, das Gesinde werde ein Haus meiden, worinnen nicht Schnaps verabreicht werde; indessen reiche er dafür ein Glas Wein und habe immer und zwar nicht schlechtes Gesinde.

---

Wir Mühlbacher fuhren nachmittags von Mediasch ab, kamen nach Mitternacht in Hermannstadt an. Kein Gasthaus offen. Guttern kam bei Verwandten unter. Andre streckten sich in die Kirchenhalle; ich wandelte ratlos nach der Promenade und dort wie ein Trunkener, oft auf den Füßen träumend durch die Gänge, bis es dämmerte. Dann ging ich zum Freund Fritz Schreiber, hieß ihn aus dem Bette steigen, legte mich an seine Stelle und schlief bis 10 Uhr. Dann frühstückten wir zusammen und zu Fuße gingen hernach nach Mühlbach.

(Aus einem Brief Schusters an Fr. Deutsch vom 18. September 1884.)

---



# Pflanzen in Glaube und Brauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Pauline Schullerus.

---

## 1.

### De Luesdaich — Pflanzen der Weihnachten.

Die Tage vom Christtag bis zum heiligen Dreikönigstage heissen Luesdaich. Se luesen dem Gôr, wâ et se sôl. (Bogeschdorf.)

De Lousdaich lousen dem gemze Giur, wâ et sôl sen. (Grosschenk.)

De Lêstendaich lêsten dem kenftije Gior, wâ et se wit. (Kaisd.) Der Vormittag gilt für die erste Hälfte, der Nachmittag für die zweite Hälfte des Monates. Geschwuiran Daich, se schwieren dem kenftije Gior, wâ et se sôl. (Kopisch.) De Zitîrdaich zitîren dem Jear, wâ et se wit. (Schaas.)

In der Umgebung von Hermannstadt, Grosschenk und Mediasch kommen die Tage, nicht die Nächte in Betracht, und heissen dâ helich zwelef Mênét. (Hammersdorf.) De vâ Jôreszejden. (Schellenberg.) Hier bilden je drei Tage ein Vierteljahr.

Wie die Witterung am Christtag, so die Heuernte; wie sie am Neujahr, so die Kornernte; wie am Aschermittwoch, so die Fastenzeit. (Deutsch-Tekes.)

Lächt Mâten (Christmette), dâonkel Schairen (vollgefüllte); dâonkel Mâten, lâcht Schairen (leere Scheunen). (Alzen.) Lächt Chrästnôcht, dankel Sche'ren. Dankel Chrästnôcht, lâcht Sche'ren. (Leschkirch.)

In den 12 Nächten kann man das nächste Jahr erblicken. Wie das Wetter in der Nacht des 25. Dezembers, so ist es im Januar; wie es in der des 26, so der Februar u. s. w. Jede Nacht bedeutet einen Monat. (Agnetheln, Zied.)<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Auf meine Frage, wie diese Tage hiessen, riefen 2 Frauen aus Zied, eine 70- und eine 30-jährige: Dât se jô de Wainöichten. Dâ zwelef Nöichten senj dich gor gebläcktich. Se sôn dem nôen Gôr gor gedämmelt wôr.



In diesen 12 Tagen darf man keine Hülsenfrüchte essen. (Schellenberg.)

Man darf kein rohes und kein gekochtes Obst essen, sonst bekommt man Ausschlag, man soll auch keine groben, lauten Arbeiten verrichten, nicht backen, waschen oder gar sächteln. Leicht kann man beim Backen etwas anzünden, denn das Feuer strebt in diesen Tagen aus dem Ofenloch heraus und lässt sich schwer löschen. (Hahnebach.)

Man isst in den heiligen 12 Tagen keine Hülsenfrüchte, weil man sonst am Mund einen unheilbaren Ausschlag bekommt. (Stolzenburg.)

Die Tage zwischen Christtag und Heiligen Dreikönigstag werden um Bistritz herum die 13 Tage genannt. In dieser Zeit darf man keine Fisolen — Feibuinläbend, Arbes, Ländschen (Linsen) — essen, sonst bekommt man Zettern und Schwären. Auch soll man nicht Garn haspeln, weil Mensch und Vieh schwindlich werden. Auch sächteln darf man nicht: Wer Wäsche ausklopft, bekommt das ganze Jahr Schläge. Wie die Witterung in den 13 Tagen geht, so geht sie das ganze Jahr hindurch. (Wallendorf.)

Am Heiligen Dreikönigstage muss man Pfannkuchen backen, dann gerät der Hanf gut. (Botsch.)

In dieser Zeit drischt man in Martinsdorf den Hafer, weil ihn dann im kommenden Jahre die Erdflöhe nicht fressen. (Es sind aber nicht Erdflöhe, sondern andere kleine Tierchen, die man Schniejel nennt.) Wenn der Hafer schon etwa 10 cm hoch ist, kommen sie hinein, die Saat wird gelb und fällt um.

In Bodendorf, Streitfort und Zuckmantel zündeten die Burschen in der Neujahrsnacht ausgedroschene Garben auf Bergspitzen an.

Früher, als noch alle Halmfrüchte mit dem Flegel ausgedroschen wurden, begann man mit dieser Arbeit, sobald man auf dem Felde fertig war; der für die Aussaat bestimmte Samen blieb im Stroh, bis die 12 heiligen Tage kamen. Mer hun olles gedräischen bäs af de Sôm, dên lösse mer äm Štrî, bäs nō den Helichdäjn. (Christtag, Ostern und Pfingsten werden oft nur mit dem einen Wort de Helichdaich bezeichnet.) De Sôt kit bäsiss erais, en wäisst hescher. (Zied.) Auch jetzt, da man überall mit Dreschmaschinen arbeitet, gleich nach der Ernte damit anfängt und damit fertig wird, noch ehe der Winter hereinbricht, legt man doch die für den Samen bestimmten Hafergarben beiseite bis nach den Christfeiertagen, sucht



dann den Flegel heraus und beeilt sich mit dem Ausdreschen bis zum heiligen Dreikönigstage fertig zu werden.

Von diesen Körnern röstet man 1 Mass (jetzt 1 Liter) auf dem offenen, heissen Herd. Wenn sie heiss geworden, springen sie in einem fort knisternd durcheinander, dann sagt die Hausfrau: Wâ des Hoawerkejder schneal erammer och durchenaunder šprätzen, esü sellt och Ir, menj Heanen, schneal och vil Ocher leajen. Diesen Hafer mischt man den Legehühnern ins Futter. (Alzen.)

Um zu erfahren, ob die Frucht teuer wird, wirft man 12 Körner der Reihe nach in den heissen Ofen, gibt aber jedem zuvor den Namen eines Monates. Springt das Korn in den Ofen hinein, so ist die Frucht in dem Monat teuer, treibt es die Hitze heraus, so ist sie billig.

*Avena sativa*, Hafer<sup>1</sup>, sächs.: Huewer<sup>1</sup> (Hermannstadt). Hôwer (Schässburg). Hoawer (Alzen). Heower (Kleinschenk); rom: Ovos; magy.: zab.

Der Hafer ist eine genügsame Frucht, wächst überall in Siebenbürgen, allerdings nicht überall gleich, besonders gut sagt ihm das Gebiet zwischen Harbach und Kokel zu, weshalb man dieses auch das Haferland nennt. Man behauptet, Wein und Hafer wären Gegensätze, wo Wein wächst, wachse kein Hafer und umgekehrt. Wenn sie aus Meschen oder Birthälm am Sonntagmorgen mit Trauben auf ihren Wagen neben dem Kûfes (Gemeindehaus) diese feil boten, führten sie dafür Hafer nach Hause. Für die Pferde ist Hafer das beste Futter. Wenn ein mutiges Pferd springt, sagt man: De Hûewer kikt et. Auch über einen ausgelassenen lustigen Menschen gilt dieser Ausspruch. Mât der Huewer špuert em de Gîssel. Auch für die Legehühner hält man Hafer für das beste Futter, weil er sie nicht fett macht.

In der Volksmedizin<sup>2</sup> wird er als Heowerwossér (Kleinschenk) gegen Husten, und Haferstroh gekocht als Bad gegen Rheumatismus

<sup>1</sup> Dr. E. J. Klein, Die Flora der Heimat, Diekirch,\*Luxemburg: Hûower.

<sup>2</sup> Die wildwachsenden Arten: *A. pratensis* sind brauchbare Wiesengräser. Die gebauten geben ein gutes Körnerfutter. Sie bilden einen Hauptbestandteil des Kräuterbundes (Wäsch). Die Blüten stäuben bei einigen um 7—8 Uhr morgens, bei andern um 3—4 Uhr nachmittags. — *Avena brevis* und *A. fatua*, Well Huower, besonders an der Mosel gemein, haben Bohrf Früchte, welche ins Vliess von Schafen geraten, sich bis zu den Eingeweiden durch die Körperwand durchbohren können. Bei andern — *Avena pubescens* — besitzt die Ährenspindel haarige Anhänge, welche sich am Wolikleid von Tieren verankern, wodurch Verbreitung der Frucht erfolgt.



und Gicht angewendet. In letzter Zeit kauft man auch aus der Spezereihandlung Hafergrütze und kocht daraus eine nährnde Milchspeise bei Fieber und Ruhr.<sup>1</sup>

In früheren Jahren gab es in Siebenbürgen nur diese eine Art Hafer, welche niedriger ist, als die in letzter Zeit hereingebrachte. Das Stroh ist in einer Landwirtschaft von grosser Wichtigkeit, und zwar gilt das Haferstroh viel mehr als das Weizen- und Roggenstroh. Diese neuen Arten, höher und kräftiger — štogdijer — liefern mehr. Amerikanischer Triumphhafer wächst 5—6 Fuss hoch, das Stroh ist schilfartig und trägt ein schweres, kräftiges Korn. Als eine der ertragreichsten Sorten hat sich Willkomm erwiesen. Sie hat starkes, grades, 5—6 Fuss hohes Stroh, welches die sehr schönen Ähren leicht trägt. Über Duppaauer Saathafer sagt ein Landmann, sie habe sich glänzend bewährt. Se schott änt Vîrel, oder Se hôt gäat gelossen, en gow en kolossâle Štribueren (Marpod), und zwar als Abtragsfrucht auf lehmigem Sandboden. Diese Hafersorte gehört zu den mittellangen und zu den mittelreifenden und anspruchlosesten. Eine sehr bekannte und sehr ertragreiche, feine Sorte ist die Probsteier.

*Avena orientalis*, Tirkesch Huewer,<sup>2</sup> lagert sich nicht so leicht, als der gemeine, sein Stroh ist zur Fütterung besser als erstere und gibt einen reichern Ertrag.

Ausser diesen genannten Sorten gibt es noch viele, die von Deutschland hereingebracht worden.

Aus Obigem ersieht man, wie viel auch auf die Ergiebigkeit des Strohes gegeben wird, und doch ist das Stroh das Symbol der Dummheit, der Oberflächlichkeit, dôt âs nor Štrîfeier. Dî huet nor Štrî am Hift, won et kom dies hâwerâne wêr! (Der hat nur Stroh im Kopf, wenn es kaum Haferstroh wäre!) (Talmesch.)

Kuof (Spreu) gilt auch nicht für wertvoller, man kann auch Kuow am Hift hun.

Der Hafer ist eine Sommerfrucht, die vor allen andern ausgesät wird, weil sie eine längere Wachstumsperiode hat und ihr Spätfröste nicht schaden. Sobald also die Erde auftaut, wird Hafer gesät. Ende Februar sagte ein Zieder: Un der Sonnhält (Sonnseite)

<sup>1</sup> Auch in der Heilkunde sind die Haferkörner sowohl noch in ihren Spelzen unter dem Namen »roher Hafer« (*Avena cruda*) als auch von den Spelzen befreit unter dem Namen Hafergrütze (*Avena excorticata*) gebraucht.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Straussenhüower, Spêthüower. *Avena flavescens*: Langhallem.



kaun em schön ackern für de Hoawer, et senj är aisse gefoaren. In Gierelsau lässt der Erdboden ein Pflügen vor Hälfte März nicht zu, doch muss im April der Hafer gesät sein, denn in diesem Monat gibt es zu viel Kot. Sâst te mich äm Apral än de Môr, kun ich nor iwer't Gôr, sagt man dort. In Schellenberg sät man Ende Februar oder Anfang März:

Sâst te mich äm Mêrz

Kunn ich glech,

Sâst te mich äm Apräll

Kunn ich, wonn ich wäll,

Sâst te mich äm Mô

Kunn ich iwer't Gôr.

(Schellenberg).

De Haover hot gesiet:

Säiste mich än de Somp

Se gien ich der en Romp,

Schnejtzt te mich zer Zejt

Se bekiste e je't Kejt,

Schnejtzt te mich zer Äonzejt

Se bekiste e je't dratt Kejt.

(Grossalisch.)

Fährt im Frühjahr zuerst ein Armer mit dem Pflug aufs Feld, so hat man ein armes Jahr, d. h. eine schwache Ernte zu erwarten, fährt dagegen ein Reicher zuerst zum Pleach, so folgt eine reiche Ernte. (Grossalisch.) Mir gluiwen esu äst net, dôt äs Owerglüwen. Em štächt än der Jeerschtnuecht en Mësser änt Bruit, zoicht em et rain erius des morjest, äs en geat Ären, ôw e recher awer en uermer än irscht uisse fiert. (Schaal.)

Es klingt zwar nicht zeitgemäss, wenn man in dieser heiligen Zeit, da die Natur im tiefsten Winterschlafe liegt, von Pflanzen spricht, und doch gibt es solche, die das Volk in diesen 12 Tagen viel beschäftigen. Das Volk fasst gerade die Wintersonnenwende als einen höchst bedeutsamen Zeitpunkt auf, als den Beginn des erneuten Lebens und Wirkens der Naturkräfte.

»Wonn der Chrästdôch hâ äs, mess em schiun un de Aisdaich dinken, sâ senj dernia och nami far.« (Alzen.) (Wenn der Christtag hier ist, muss man schon an das Frühjahr denken, es ist auch nicht mehr weit) sagt der Landmann und beginnt seine Vorbereitungen für den nächsten Sommer, sobald die Glocke 11 Uhr mittags Weihnachten einläutet — »ân dier helijer Štäängt« — (Grosscheuern).



Der Hausvater geht mit seiner ganzen Familie in den Garten, die Bäume mit einem Strohband zu binden. Diese Bänder hat er schon im voraus zusammengedreht, damit das Binden rascher gehe, denn sobald das Läuten aufhört, nützt kein Binden mehr, darum läutet der Glöckner viel länger als gewöhnlich, in manchen Orten sogar eine volle Stunde, damit auch der, welcher viele Bäume hat, fertig werden kann. (Hohndorf, Gürteln.)

In Zendersch geht man während dem Vesperläuten in den Garten, schüttelt den Baum und sagt:

»Bimche räuser dich anjden uch uewen

Hüt äs denj (äs) Hiland Jêsus jebueren.«

Darauf wird der Baum gebunden und schnell zum nächsten gegangen.

In Nadesch gibt man dem Baum einen Stoss und sagt:

»Bimchen schedel dich anjden uch uowen

Det Chrästkänd äs es nô jebueren.«

In Alzen bindet man die Bäume unter dem Mittagsläuten am Christsonnabend, kann man jedoch nicht fertig werden, so setzt man diese Arbeit am Neujahrssonnabend fort, wieder während dem Mittagsläuten.

Man macht im voraus so viele Strohbander, als man Bäume hat, geht dann mit sämtlichem Hausgesinde in den Garten und sagt: »E sefelt Daft (Reif) oder Schnoi, wâ het af desem Bum loat, esefelt Fricht gâw em än de Sommer, Vueter âser, di ta bäst äm Hemmel u. s. w.« Trägt ein Baum nie Früchte, hauptsächlich ein Nussbaum, so stellt man sich mit einer Axt vor ihn und droht: »Wenn du in dem Sommer keine Früchte bringst, hau ich dich um.« (Em sätzt em de Ackes un de Wurzel.) (Grosschenk.)

Bäume werden fruchtbar, wenn man nasse Strohbander beim Abendläuten am Christsamstag um die Bäume bindet. (Reussen.)

Man erhält einen obstreichen Garten, wenn man unter den Bäumen alte Lappen anzündet; wenn dann der Schnee schmilzt, schlägt man damit den Baum und sagt: Wällte Äpel (Biren) bronjen? (Giesbübel.)

Beim Mittagsläuten am letzten Tag des alten Jahres sagt man die Bäume bindend: »Äser Herrgott söl dese Bûm sêgnen, dat e vil Fricht bronjt. Ech bonjden en äm Nume Gottes, des Vôters, des Sonnes uch des helije Gîstes.« (Talmesch.) Während dem Vesperläuten des letzten



Tages im alten Jahre bindet man die Bäume und sagt: »Esi hû, wâ ich dich bonjden âm Nume Gottes, nor esü hû sôl ân deser Nuecht der Soft ân dir štejen.« (Schellenberg.) An ungebundenen Bäumen soll der Saft in der Neujahrsnacht bis in die Krone steigen, darum bleiben sie dann unfruchtbar.

Am Neujahr während dem Mittagsläuten nimmt man Stroh und bindet die Bäume im Namen Gottes u. s. w., damit sie im Sommer Früchte bringen. Dies nennt man »Bimverbanjden«. (Gierelsau.)

Am Sonnabend des Neujahres läutet man eine ganze Stunde, damit die Leute Zeit haben, die Bäume zu binden. Bevor sie die Strohbinde umlegen, schütteln und küssen sie den Baum. (Hohndorf.)

In Kopisch nimmt man die Bäume in den Arm, sagt schnell einen Spruch und bindet sie mit einer Hanf- oder Strohbinde.

In Wallendorf macht man die Bänder aus Werg. In Frauen-  
dorf kann man sich das Binden ersparen, wenn man während dem Mittagsläuten daran denkt und sagt: »Der Härr sôl dich bonjden.« Viele binden sie aber doch.

In Grosspold weiss man schon in der Adventzeit, ob viel Obst im nächsten Jahre geraten wird. So viel »Däift« (Raureif) in dieser Zeit auf den Bäumen liegt, so viele Früchte hängen im Sommer daran.

In manchen Dörfern kommt dies »Recht« ab. In einzelnen Häusern tut man es aus Gewohnheit ohne zu wissen, zu was es gut sein soll, man tut es, weil es der Vater, der Grossvater getan. Ich fragte eine Witwe, warum sie die Bäume binde? Sie antwortete: »Weil es so recht ist, mein Mann hatte es auch getan, er wird ja gewusst haben warum.« Weniger als dem Mann liegt der Frau das Wohl der Bäume am Herzen. In diesen letzten Tagen des alten Jahres beschäftigt sie sich viel mit dem Wohl ihrer Angehörigen. Was wird das neue Jahr bringen? Wird es keine Lücke im Familienkreise reissen? Keinem ihrer Lieben die Gesundheit rauben? Warum soll man in Ungewissheit bleiben und in Sorge, hat man doch Wintergrün und Buxbaum in Menge. Diese Blättchen haben die Kraft, dem Menschen die Gesundheit, Krankheit und den Tod zu offenbaren. Manche halten mehr auf die Christnacht, andern wieder, und wie ich glaube, die Mehrzahl in Stadt und Land scheint die Neujahrsnacht zuverlässiger. Man legt in einer dieser Nächte auf einen mit Wasser angefüllten Teller so viele Blätter von einer dieser Pflanzen als Familienglieder sind und bezeichnet jedem sein Blatt. Dessen Blatt am Morgen grün ist, der bleibt gesund das ganze



Jahr hindurch. Ein fleckiges bedeutet Krankheit, ein schwarzes den Tod. Oder man legt die bezeichneten Blätter in ein Glas, giesst Wasser darauf, die am Morgen untergesunkenen bedeuten Krankheit, die schwimmenden Gesundheit.<sup>1</sup>

Am Neujahrstage legt man Immergrün mit der glatten Seite nach unten auf die reingekehrte Feuerstelle. Dreht es sich im Kreise, so hat man im neuen Jahre Glück, sonst Unglück. Zwei Blätter legt man auf den heissen Herd. Das eine bestimmt man dem Mädchen, das andere ihrem Zukünftigen. Bringt die Hitze diese beiden Blättchen zusammen, bekommen sie sich, treibt sie sie auseinander, kriegen sie sich nicht.

Vinca minor ‚Kleines Sinngrün, Immergrün‘, sächs.: Wängtergrân, Wängtergreanen. (Zied) Wängtergreamen — Wintergrumet — (Gieshübel)<sup>2</sup> Wintergrün weil die grüne Farbe der Blätter auch im Winter aus der weissen Schneedecke herausleuchten, rom.: Saschiu, Brabanoc, Cununița;<sup>3</sup> magy.: börvény, teli zöld.

Diese Pflanze wächst in schattigen Wäldern, wird aber auch in Gärten als hübsche Einfassung der Beete gerne gepflanzt. Auf dem Lande im kleinen Blumengärtchen findet sich wohl kein Plätzchen für die bescheidene und doch sich schnell ausbreitende blaue Blume, das Sinnbild der Freundschaft. Da wird sie in den Obstgarten unter den Zaun verbannt, aber auch dort fühlt sich diese »Totenblume« wohl und vergeht nie, trotzdem sie oft und oft gepflückt und ausgegraben wird, zuerst den Sarg und nachher den Grabhügel zu schmücken. (Zied.) In den Orten, wo noch die Christmette (Mâten) gehalten wird, gilt Wintergrün nicht als Totenblume, sondern man sieht in ihm das frische, freudige Grün, das sich auch durch den kalten Winter nicht verderben lässt.

Sonntag vor Weihnachten gehen die Schulkinder in den Wald und bringen es in grossen Körben nach Hause, um die Leuchter damit umwindend zu schmücken. Die fehlenden Blumen werden

<sup>1</sup> Dieses Orakel gilt auch bei den Rumänen, nur müssen sie, wenn es richtig sein soll, schweigend fliessendes Wasser schöpfen oder unangefangenes, d. h. in der Frühe aus dem Brunnen nehmen, bevor jemand schon geschöpft hat.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Birefank, Bonzel, Bierselchen. Früher waren die aromatischen und zusammenziehend wirkenden Blätter vielfach im Gebrauch.

<sup>3</sup> Diese Benennung kommt von Cunună, der Kranz. Bei der Trauung werden dem Bräutigam und der Brant ein Kranz aus Wintergrün aufgesetzt. (Cununie = die Trauung, Bekränzung).



durch das Mark von *Juncus*<sup>1</sup> *effusus*<sup>2</sup> ‚Flatterbinse‘; sächs.: Ziprik (Alzen); Bess (Marpod); dies Bessijen, rom.: cipric, ersetzt. Diese Binse wächst in tiefen Gräben in langsam fliessendem Wasser. Das Mark ist auch gut für Brandwunden und als Wurmmittel, wird aber hauptsächlich als Blumenschmuck verwendet, in den Sträussen der Burschen auf den Hüten, für die grossen Christleuchter in Verbindung mit Wintergrün und zum Binden der Weinreben und des Kukuruzstrohes. Ebenso zu allerlei Spielwerk. Die Kinder machen Körbchen aus den grünen, glatten Stengeln. (Kraderkerfken.) Man legt zwischen die Finger je einen Stengel, legt dann einen quer darüber und biegt die andern über diesen, legt dann wieder einen quer und biegt die Stengel von der Seite darüber und so geht es fort, bis die Finger eingezäunt sind, dann zieht man das farbige Körbchen heraus. (Alzen.) In allen diesen Dörfern ist die Form der Leuchter eine verschiedene: Pyramide, Stern, Krone, Herz, ebenso das Zusammenbringen des Wintergrünes.

In Rothberg geben die Lehrer an einem schönen Wintertag gegen Ende der Adventszeit den Kindern einen schulfreien Tag. An diesem gehen sie und der Pfarrer mit den grössern Schülern in den Wänjtergränbäsch (Wintergrünwald). Er hat seinen Namen von dem vielen unter seinen Bäumen wachsenden Wintergrün. Mit dem Tornister, welcher das aus gebratenem Schweinefleisch und Brot bestehende Mittagessen birgt und der hölzernen Flasche mit wärmendem Inhalt — wenn tiefer Schnee die gesuchte Pflanze bedeckt, vervollständigt noch ein Birkenbesen die Ausrüstung — marschieren sie fröhlich dem Walde zu. Es ist dies ein eigenartiges Waldfest, dem der Untergang drohte, als die Sitte des Christbaumes ins Leben trat. Doch die Jugend wollte sich dieses Fest nicht rauben lassen und fand es sehr schön, nachdem die geschmückten Leuchter dem Christbaum weichen mussten, Altar und Kanzel mit Wintergrün- guirlanden zu verzieren.

Ein ganz ähnlicher Brauch ist auch in Trappold, sowie in Weisskirch bei Reps. Hier nehmen die Knaben sich auch feine Weidenruten mit und binden die grossen Buschen ganz künstlich

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora der Heimat: *Juncus*, Binz, Jenk; *J. glaucus* findet Verwendung zu Matten, Korbwaren, Hüten; *J. bufonius*, Mökegräs.

<sup>2</sup> *Juncus conglomeratus* ‚Knauelsimse, Rusch, Risch‘, mit *J. effusus* ‚Flattersimse‘, von E. Meier in eine Art: *Juncus communis* ‚gemeine Simse‘ vereinigt.



damit, so, dass die grosse Masse zusammengedrückt klein und handlich wird, eine Rute ergibt den Griff. Am vierten Adventsonntage nach der Kirche gehen die Mädchen festlich angezogen zum Aufputzen der Leuchter in 4 Häuser, sie teilen sich in 4 Teile, und zwar die Grössten und auch die Kleinen, welche die Päscher, das sind etwa 20 Stengel, zusammen also ein Sträusschen, den grossen windenden Mädchen reichen, damit die Arbeit rascher vor sich gehe, denn bis man in die Vesper läutet, muss der Leuchter fertig sein. Die Knaben zeichnen auf doppelseitigem Goldpapier schöne Figuren, die sie so fein ausschneiden, dass es wie eine künstliche Laubsägearbeit aussieht. Aus diesem werden dann die Fähnchen gearbeitet. Nach dem Fest bewahren die Eigentümer sie zum Andenken im Gesangbuch auf, denn in jedem Jahr werden frische gemacht. Einer lernt es vom andern. Eine Weisskircherin sagte mir: »Unsere Leuchter sind jedenfalls die schönsten aus dem ganzen Sachsenland«. In derselben Stunde sagte mir eine Neudorferin (bei Hermannstadt): »Unsere Leuchter sind gewiss die schönsten, denn man hängt auch viele Reihen vergoldete Erbsen daran und Eiervögelchen«. Etwa zwei Liter Erbsen werden in einer Schüssel mit Wasser übergossen und so lange in dieser Feuchtigkeit gelassen, bis sie so weich sind, dass sie an Fäden mittelst einer Nadel gereiht werden können. Angereiht bestreicht man sie mit Eiweis und vergoldet sie mit Schaumgold, die Vögelein stellt man aus ausgeblasenen Eierschalen her, die Flügel aus Papier. Das Wintergrün nehmen sie aus dem Pfarrersgarten.

In B. wollte man sie zuletzt gar zu schön machen, jedes Kind musste künstliche Blumen kaufen, damit sie das Wintergrün beleben sollten. Eine Schülerin brachte feinere, andere billigere, die dann zu grob schienen, da kam es zu Beleidigungen, die schliesslich dazu führten, dass man die Leuchter nur mit Tannenästen umband, denn im Laufe der Jahre wurden auch dort die Tannen heimisch.

In Nadesch bildet so ein Leuchter eine grosse längliche Krone, welche die beste Schülerin trägt. Es sind überall 4 Stück, also tragen sie die 4 besten Schüler und Schülerinnen und sind noch im Alter stolz darauf.

In Erked (Arkeden) reiten die Schüler, welche am nächsten Palmsonntag konfirmiert werden sollen, mit ihrem Lehrer — dieser voran — dreimal um die Kirche am Pfarrhof vorbei, in dessen Tor der Pfarrer ihnen lächelnd Vorsicht empfiehlt. Sie rufen ihm drei Vivat



zu und stürmen ebenfalls mit Besen und hölzerner Flasche an der Seite vorbei in den weiten Wald, froh, einen schulfreien Tag zu haben. Überall bildet den Grund das Wintergrün, verschieden ist dann nur der nebensächliche Schmuck, der das Ganze beleben soll.

Man hält die Blätter für blutreinigend und stärkend, gut bei Verschleimungen. Ist ein kleines Kind schwächlich, so breitet man auf den Boden des Badtroges frisch gepflücktes Wintergrün, schüttet dann das warme Wasser darauf und legt das Kind hinein. Ist es gebadet, wickelt man es in ein »geteiltes« Tisch- oder Leintuch oder in einen Rock (bei einer Erbschaft geteilt), lässt das Kind ungewickelt, d. h. unangezogen darin schlafen. Wenn es erwacht ist, zieht man es an und wickelt es fest, dann wird es kräftig. (Radeln.)

Vinca major wächst auch in unseren Wäldern (Räuberbrunnen), ist aber im Volk nur wenig bekannt und wird nicht viel beachtet.

*Buxus sempervirens*<sup>1</sup> ‚Buchsbaum‘, sächs.: Pockes, Pickes, Bussbôm (Bistritz), Fussbôm (Wallendorf); rom.: Jedere, Bănuței (Reen). In Reen sind die Kränze des romanischen Brautpaares nicht aus Wintergrün, sondern aus Buchsbaum.

Buchsbaum ist eine sehr beliebte Pflanze, zumal im Winter. In der Kokeleggend findet sie sich häufig in den Gärten als Einfassung. Das Klima ist da ein milderes als im Harbachtale. Hier gedeiht sie nicht so üppig und gefriert oft im Winter. Wer sie aber besitzt, muss sie wohl behüten, leicht wird sie ihm gestohlen. Als Orakel hat sie denselben Wert, wie das Wintergrün, als Blume gilt sie mehr. Gerne steckt der Bursch einen Buchsbaumzweig oder Sträusslein auf die Kappe, aber Wintergrün nicht, denn Buchsbaum bringt Glück. Für gewöhnlich befestigt der Bursch den Buchsbaumzweig auf der Kappe, weil es ihm so gefällt, es gibt aber im Leben auch Momente, wo es ihm Glück bringen soll. Als ein grosses Glück sieht er es an, wenn er bei der Assentierung für untauglich erklärt wird. Man hält darauf, dass so ein Zweiglein imstande sei,

---

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Pellem. »Die Pflanze ist gegen Tiere durch einen scharfen Stoff, das Buxin, geschützt. Hohe Bäume dieser Art sind bei uns selten; in der Heimat erreicht *B. arborescens* bis 7 m Höhe. Aus dem Orient schon seit Jahrhunderten eingeführt. Eine Zwergvarietät dient als Einfassungspflanze. Das harte und schön polierbare Holz wird zum Holzschnitt und zu Einlagearbeiten verwandt, die Blätter geben ein stellenw eisebeliebtes Abführmittel, Zweige dieser Pflanze werden bei uns am Palmsonntag vom Priester feierlich gesegnet, woher der heimische Volksname Pellem zu erklären ist.«



den Herren von der Kommission die Augen zu vergükeln (zu blenden). »Nem, me Känjd, det Nêstschen, štäch ed än de Remmen«, sagte eine Grossmutter zu ihrem Enkel, als er einrücken sollte, und gab ihm ein Buchsbaumzweiglein. Auch wenn man eine gewöhnliche Reise vorhat, nimmt man ein Ästchen zu sich. (Marpod.)

Will man wissen, wie es dem Soldaten im Kriege geht, legt man ein solches Blatt auf den heissen Ofen oder in die heisse Feuerstelle. Quillt es zu einer Kugel auf, so kommt er gesund nach Hause, schrumpft es zusammen, wird er verwundet, wird es gar schwarz, fällt er. Dasselbe macht man in der Christ- oder Neujahrsnacht für alle Mitglieder des Hauses.

Buchsbaum wird nicht nur zu Weihnachten als Orakel für Leben und Sterben benützt, sondern nahm in früheren Jahren unter den Christgeschenken eine hohe Stelle ein. Das Pockesgärtchen ersetzte damals den noch nicht bekannten Christbaum. Es bestand aus einem viereckigen Brett, auf dessen Ecken je ein Buchsbaumästchen angeklebt war, drinnen ein goldenes Lamm, Hühner oder eine Puppe. Diese Spielerei findet man auch heute noch auf dem Christmarkt. Doch in letzter Zeit gewöhnlich aus Tannenzweigen. Noch immer werden in mehreren Buden ungezählte aufs Land hinausgeführt. Die mit dem Lamm sind billiger als die mit der Puppe. Ein Gedicht von Fr. Güll »Christkindchens Brief«<sup>1</sup> deutet an, dass das Buchsbaumgärtchen auch anderswo auf den Weihnachtstisch kommt.

Einfacher noch als dieses war die dicke Birne mit dem Buchsbaumsträusschen. In eine dicke Bratbirne, wie sie auch heute noch im Winter auf den Markt gebracht werden, wegen ihrer Härte nicht gut roh essbar sind, steckte man ein Buchsbaumsträusschen, in dieses einen Groschen oder Zwölfer oder sogar einen Gulden. Die so beschenkten Kinder stellten diese aufgeputzte Birne aufs Fenster, damit die Vorübergehenden sehen sollten, dass in dem Hause ein braves Kind sei, dem das Christkind nicht die Rute, sondern die Birne gebracht. (Hermannstadt.)

Neben dem Buchsbaum und dem Wintergrün ist auch die Mistel — (*Viscum album*), Wäspels,<sup>2</sup> Vask, Fijelslem, Ichewäspels, Bire-

<sup>1</sup> Kinderheimat, Jahrgang 1846.

<sup>2</sup> E. J. Klein, »Meßtelter, Vulleleim. Die Samen werden von Vögeln, vor allem von der Misteldrossel — Leischer, duobele Kromesfull — verbreitet. Da die Mistel grüne Blätter besitzt, kann sie auch selbst einen Teil Nahrung aus der Luft schöpfen, und das besonders im Winter, wo sie grün bleibt und nicht beschattet wird. Aus den klebrigen viscinhaltigen Beeren wird Vogelleim bereitet.«



wäspels; rom.: Vasc; magy.: fagyöngy, — eine gerade um Weihnachten und Neujahr sehr gesuchte Pflanze. Wenn sie bei uns auch nicht das bedeutende Symbol in der Druidenlehre ist und auch nicht die Rolle spielt, wie in der nordischen Mythologie, so gilt sie doch auch bei uns als Zeichen des Glücks. In dieser Zeit werden grosse Körbe voll zum Markte gebracht. Frauen und Mädchen kaufen sich das Glück, ob sie diese Bedeutung kennen oder nicht — um ihr Heim damit zu schmücken. In Schellenberg stellt man sie aufs Fenster. Es ist zu der Zeit die einzig grüne Pflanze, welche Hexen, Truden und andere böse Geister abwehrt.

Wenn die zur Hochzeit geladenen Burschen am Vortag — Backen — in den Wald fahren, das Holz zum Kochen zu holen, befestigen sie die schönste, grösste Mistel an einer hohen Stange, welche sie auf dem Fuder stehend in die Höhe halten. Singend, mit der Peitsche knallend, fahren sie durchs Dorf in den Hochzeitshof hinein, wo die Stange am Tore befestigt wird, und noch wochenlang stehen bleibt, zum Zeichen, dass in diesem Hause Hochzeit gewesen. (Zied.)

Auch in andern Dörfern wird diese Schmarotzerpflanze gelegentlich solcher Feier an Haus und Tor befestigt. (Schönberg, Mergeln usw.).

In der Nacht gegen den Palmsonntag schmücken die Burschen damit die Häuser ihrer Mädchen. Sie stecken auch Tannenzweige in die Giebelfenster. Je beliebter das Mädchen, desto mehr Kränze und Sträusse findet sie am Palmsonntagsmorgen zwischen ihren Fenstern. In Pretai gibt das Mädchen dem Burschen dafür jeden Sonntag einen Blumenstrauss auf den Hut bis zum Margarethi-Jahrmarkt in Mediasch. Dorthin gehen sie zusammen, er kauft ihr dann erst recht für die vielen Sträusse ein schönes Band — Flietsch — in den Zopf.

Die Mistel ist eine der ärgsten Schmarotzerpflanzen. Sie dringt mit ihrer Pfahlwurzel tief in die Rinde der Bäume bis zum Holze und verliert sich darin. Am häufigsten findet man sie auf der Eiche,<sup>1</sup> von deren Saft sie sich nährt. Doch kommt sie hie und da auf allen Laub- und Nadelhölzern vor. Sie blüht im März bis April.

Aus den weissen Beeren wird der Vogelleim gekocht. Diese Beeren werden von den Vögeln, hauptsächlich von den Drosseln (Misteldrossel) gerne gefressen, und durch sie verbreitet.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: »Häufiger Schmarotzer auf fast allen Bäumen mit Ausnahme der Eichen, Birke, Buche, Platane.«



Auch als Volksmittel werden sie bei Krämpfen, Epilepsie und bei Krankheiten der Schleimhäute angewendet, der Eichenmistel schreibt man erweichende, zerteilende und zeitigende Kraft zu. Schwächlichen Kindern gibt man Eichenmistel ins Bad, damit sie stark werden. Aber nur ja nicht von einem wilden Obstbaum. (Meeburg.) Die Apfelmistel findet man seltener, aber wer an Asthma leidet, sucht sie und bereitet sich einen Tee daraus, welcher diese Krankheit sehr lindern soll. Findet ein Mädchen eine Mistel auf einem Apfelbaum, so wird sie Braut.

In manchen Orten wird die ganze Pflanze vom Birnbaum gegen Asthma benützt. (Kleinschenk.) Diese kommt am seltensten vor, darum sagt man:

Wonn der Birebum Wäspels drif,  
Dün as et mer am menj Schwijer lit.

Portulaca oleracea ‚Gemeiner Portulak‘, sächs.: Fattgekreidich<sup>1</sup> (Wallendorf); Fatthean, Fattgeas (Bogeschdorf); Tirkesch Majeroum (Alisch); Dragoste (Kopisch). Dieser Name kommt aus dem rom. Dragostea ‚die Liebe‘, rom.: Iarbe grasă oder Dragoste; magy.: portsfü.

Dieses Kraut wird in der Neujahrsnacht zwischen die Querbalken im Zimmer gesteckt. Wenn sich die Pflanze hebt, d. h. zu wachsen beginnt, bleibt die Person, der sie gilt, gesund, das Welken bedeutet den Tod. (Wallendorf.) Doch wird es öfter auch anderswo von den Jungen als Orakel der Liebe benützt, nicht nur in der Neujahrsnacht, sondern auch bei den Feldarbeiten. Wenn ein Mädchen dieses Kraut findet, steckt es einen Teil davon in den Busen oder bringt es mit nach Hause, hinter den Spiegel oder hinter ein Bild, wächst es, so bekommt das Mädchen den, welchen es liebt, welkt es, so hat der Betreffende andere Gedanken. Es gibt einen romanischen Spruch, den die Sachsen gerne zitieren:

Nu-i nici o boală așa rea  
Ca blăstămata Dragostea.

(Es ist keine Krankheit so böse als die verfluchte Liebe.) Wer »äm Haken« (Kukuruzhacken) eine solche Pflanze findet, nimmt zwei Stengel mit nach Hause, steckt sie zwischen die Ziegel unters Dach. Neigen sie sich wachsend zueinander, ohne zu welken, be-

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Fleischblatt, Burzelkraut. »Wildwachsend und gebaut als Gemüsepflanze, die jungen als Salat zu verwendenden Schosse werden gegen Scharbock und Würmer empfohlen.«



kommt man den Geliebten. Hat man jemanden in der Fremde und möchte wissen, ob es ihm gut geht, steckt man einen grünen Zweig unter den Querbalken des Zimmers. Das Wachsen bedeutet gute, das Welken schlechte Nachricht.

Auch im Weingarten findet man oft diese Pflanze, reisst sie aus und steckt sie auf einen Pfahl — Rêrn —, wächst sie auf ihrem erhöhten Stand weiter, so geht das dabei Gedachte in Erfüllung.

Wer Portulak kennt und weiss, dass dieses Kraut einjährig ist, den mag es befremden, dass es zu Weihnachten gebraucht werden kann. Dies verhält sich aber so: die Pflanze blüht schon im Frühjahr oder im frühen Sommer, versäet sich, der Same geht auf, und zwar so schnell, dass sich auch die junge Pflanze noch im Herbst so weit entwickelt, dass Blätter und Äste auf der Erde sich hinstrecken. Diese jungen Sprösslinge bleiben auch im Winter grün und werden zu Orakelzwecken im Spätherbst in den Garten oder Keller gebracht.

Manche benützen nicht Portulak, sondern *Sedum acre*. Man bindet einige Büschel davon zusammen und hängt sie in einer dieser Nächte an einen Nagel am Querbalken auf. Bleibt es frisch und beginnt es zu wachsen, so geht der dabei gedachte Wunsch in Erfüllung.

*Sedum acre* ‚scharfer Mauerpfeffer‘,<sup>1</sup> sächs: Frauenhâr (nicht Frânhôr), Schlongekrejt, Fetthên (Neppendorf); rom.: Șerpariță, Șerpentă hat eine dünne, faserige mehrfädige, nach allen Seiten ausgebreitete Wurzel, welche kriechende, wurzelnde Stämmchen treibt. Sie bildet mit ihren zahlreichen aufrechten, teils unfruchtbaren, teils blühenden 3—6 cm hohen Stengeln einen polsterförmigen, sehr gedrungenen Rasen. Die Blätter sind fleischig, dick, kurz und spitzlich und auch im Winter grün, die Blumen gelb. Wächst wild an trockenen, sandigen Stellen, auf Ackerrainen, an Mauern (am Wehr und an der Eisenbahnbrücke bei Neppendorf besonders üppig), blüht im Juni—Juli und ist ausdauernd.

Es wird häufig in Gärten als Einfassung der Beete benützt, doch kann es zuweilen durch seine grosse Ausbreitung lästig werden. Zu regelmässiger Einfassung wird die ganze Pflanze klein zerhackt

---

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: »Fettkraut, Hengerfêss, Dannerbârt, Mauerkreitschen. *Sedum album*: Jûdendrauf, Tripmadam. (Telephium), Schneewurz: Brandkraut, Huosekêl. *Sedum acre* wurde früher als Reinigungsmittel für üble Wunden verwandt.«



und in die Furche gestreut, darauf mit Erde bedeckt. Schon nach wenigen Tagen kommt ein schöner grüner Streifen heraus.

Nicht nur zur Zierde, sondern auch als Volksmittel wird es im Garten gehalten, oder man merkt sich die Plätze, wo es auf dem Felde wächst, damit man es gegebenenfalls zu finden weiss.

Das frische Kraut ist geruchlos, schmeckt schleimig scharf, pfefferartig, — daher der Name Mauerpfeffer — bewirkt Erbrechen, wird gegen Fieber, Wassersucht innerlich gebraucht, äusserlich gegen Geschwüre, sogar gegen Epilepsie. Auch zum Reinigen mancher Gegenstände, z. B. Glas von Fettigkeiten benützt man den Saft des frischen Krautes.

Im Frühjahr, wenn die Frauen weben, hacken sie das Kraut und mischen es in Kukuruzmehl, welches sie zu »Schlicht« kochen, um die Hanf- und Flachsäden am Webstuhl einzustreichen, damit sie nicht reissen. Gegen Schlangenbiss bei Menschen und Tieren wir dieses Kraut mit Liebstöckel (*Ligusticum levisticum*), sächs.: Nenjstächel;<sup>1</sup> rom.: Leuştean, Buruiana lingoare; magy.: lestyán, gekocht und die gebissene Stelle damit gewaschen. Daher der Name »Schlongekrejt«.

Liebstöckel wird in den Gärten der Landleute gezogen, es ist eine fast unentbehrliche Pflanze für Menschen, Tiere, und wehrt Hexen und andere böse Geister ab. Die ganze Pflanze besitzt einen sehr starken, fast sellerieartigen, jedoch vielen Personen widrigen Geruch und einen ähnlichen, erhitzend-gewürzhaften Geschmack. Solche Tiere dürfen mit dem Kraute nicht gefüttert werden, welche Milch geben oder geschlachtet werden sollen, weil Fleisch und Milch einen sehr unangenehmen, widrigen Geschmack annehmen. Am Himmelfahrtstage mischt man Blätter in das Heu und gibt es den Pferden und auch anderem Vieh. Wenn es ihnen auch nicht schmeckt, bekommen sie dies doch in den Mund und das ist gut, es bewahrt vor Berufen und Krankheiten. Auch die Menschen müssen an diesem Tage Liebstöckel an sich nehmen, denn dieser Tag und die folgenden bis Pfingsten sind die ärgsten, gefährlichsten im Jahre. Trifft einem etwas in dieser Zeit, so vergeht es nie mehr. (Schellenberg.)

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Lëfstäck, Léfrawesch. »Ein scharfer Stoff schützt die Pflanze gegen tierische Angriffe. Die Wurzel, Blätter und Früchte (*Radix, folio, semen levistici, oder Ligustici oder Fistulae*) werden wegen ihrer reizenden Eigenschaften in der Apotheke verwendet. Die Pflanze bildet einen Hauptbestandteil des Kräuterbundes. (Wesch.)«



Die Liebstockelwurzel wirkt sehr kräftig auf das arterielle und nervöse System, auf die Haut und die Unterleibsorgane. Die Früchte, wie auch die übrigen Teile haben gleiche Heilkräfte, wenn auch in verschiedenem Grade.

Liebstockel ist eine Pflanze, die in keinem ländlichen Garten fehlt, allein wirkt sie nur einmal im Jahre, und zwar am Himmelfahrtstage. Wenn man sich aß't Kretz solches Laub aufbindet, so bewahrt es einen das ganze Jahr vor Rückenschmerzen. Im Verein mit andern Pflanzen kommt sie sehr häufig vor, »em sôl uch ewenich Nenjëstächel derbâ dân«, sagen die alten kräuterkundigen Frauen, wenn sie ein Bad u. s. w. für Menschen und Tiere brauen, oder Haus und Hof vor Hexen bewahren wollen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zusammen mit Sedum acre benützen es auch die Rumänen gegen Schlangengift, nur muss das Kraut zuerst besungen (descântat) werden, u. zw. so: Man hackt eine Handvoll Mauerpfefferkraut samt der Wurzel fein, gibt es in einen neuen Topf und giesst Wasser aus einer Quelle darüber, oder Wasser, welches in der Frühe, bevor noch jemand aus dem Brunnen genommen, geschöpft worden (unangefangenes = apă neîncepută), folgende Worte sagend:

Sub tună, fulgeră	Oben dringt der Blitz ein,
Jos cade negură	Unten fällt der Nebel,
Este-o peştriţă	In einer kleinen Höhle
Prinsă de peliţă,	Ist gehalten am Häutchen
Peliţă de piele	Das Häutchen vom Fell,
Din măduvă 'n os	Aus dem Mark in den Knochen,
Din os în carne,	Aus dem Knochen ins Fleisch,
Din carne în piele,	Aus dem Fleisch in das Fell,
Pielea de carne	Das Fell um das Fleisch,
Carnea de os	Das Fleisch um den Knochen,
Osul sănătos	Der Knochen ist gesund
Da veninul jos,	Aber das Gift herunter
Ieşi venin din măduvă	Heraus, Gift aus dem Mark!
Din piele afară	Aus der Haut heraus!
Bate de tufe uscat	Schlag ein in den verdorrten Strauch!
Şerpele-a crepat.	Die Schlange ist zerplatzt.

Diese Worte wiederholt man dreimal und macht dreimal das Kreuz über das Wasser. Dann erst wäscht man damit die gebissene Stelle. Auch gegen Rheumatismus benützen die Rumänen dieses Kraut. Wer daran leidet, merkt sich zuerst die Stelle, wo es wächst, geht dann an einem Montag, Mittwoch oder Freitag vor Sonnenaufgang, wenn er sich das Gesicht gewaschen und gebadet hat, nimmt ein wenig Salz und Brot in die rechte Hand, macht das Kreuz und murmelt folgende Worte:



Sempervivum tectorum, Hauswurz<sup>2</sup>, sächs.: Dannerkrokt,<sup>3</sup> Donnerkrejt, Donnergekraidich; rom.: Iarba urechii (Ohrenkraut, tröpfelt man einem Tauben Saft aus Donnerkraut ins Ohr, so bekommt er das Gehör wieder) oder Iarbă grasă (Fettkraut); magy.: fülfű, pflanzt man auf Dächer und Mauern hauptsächlich darum, weil man glaubt dadurch den Blitz abzuleiten. (Von Karl dem Grossen dessen An-

Sfântă Maică preacurată	Heiligste Mutter allerreinsten
Sfântă zi de astăzi,	Heiliger heutiger Tag.
Doamne! Dăruîți-mă cu leac	Herr! Verleih' mir Arznei
Și cu veac	Und mit der Zeit
Să fiu cu carne vârhoasă	Dass ich habe starkes Fleisch
Și cu oase sănătoase	Und mit gesunden Knochen
Curat, luminat,	Rein und hell
Cum sunt dela Dumnezeu lăsat	Wie ich von Gott geschaffen
Și de popa botezat.	Und vom Pfarrer getauft worden.

Geht dann bis zu der Stelle, wo das Kraut wächst, darf jedoch mit niemandem reden, selbst wenn er gefragt wird, sonst hilft es nichts, legt Salz und Brot an die Wurzel und sagt:

Sfântă buruiiană	Heiliges Unkraut
De Dumnezeu lăsată	Von Gott geschaffen
De mine însemnată!	Von mir bezeichnet
Te cinstesc	Ich beschenke dich
Cu pâne și cu sare	Mit Brot und mit Salz
Ca să mă lecuești	Du sollst mich heilen
Și să mă dăruiești	Und mich beschenken
Cu leac	Mit Arznei
Și cu veac	Und mit dem Wetter (Ewigkeit)
În ciolanele mele	In meinen Beinen
Să fiu cu carnea vârtoasă	Soll das Fleisch stark werden
Cu oasele sănătoase	Und die Knochen gesund
Curat	Rein
Luminat	Hell
Cum sunt dela Dumnezeu lăsat	Wie mich Gott geschaffen
Și de popa botezat!	Und der Pfarrer getauft.

Nach diesen Worten, während welchen sich der Kranke dreimal bekreuzt hat, reisst er die Pflanze aus und reibt damit die schmerzende Stelle, geht dann schweigend, wenn möglich auf einem andern Wege nach Hause. Dies wird dreimal wiederholt, Montag, Mittwoch, Freitag.

Wenn dieses Mittel der Sachse anwendet, so murmelt er den Spruch ebenfalls romanisch.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Donnergkraut. »Häufig auf Strohdächern. Das Laub (Herba sedis majoris) wurde früher gegen Bräune und Fieber angewandt.«



pflanzung befohlen.) Auf den Hut gesteckt kann man sehen, ob man heiratet oder nicht; wenn es wächst, ja, wenn es welkt, nein.

Auch diese dickblättrige Pflanze gilt für heilsam bei Entzündungen, Fieberhitze, Bienenstiche, Hühneraugen und Sommersprossen. Man legt die frischen zerquetschten Blätter auf die betreffende Stelle oder bestreicht sie mit dem Saft, welcher schwach säuerlich schmeckt. Gegen Bauchschmerzen. (Kleinschenk.) Aus diesem Saft, ein wenig Essig und Rosenwasser macht man ein Pflaster und legt es an die Schläfe gegen Schlaflosigkeit.

Die Pflanze besteht aus einer Rosette, welche aus zahlreichen, fleischigen Blättern zusammengelegt, über der Wurzel gebildet wird. Sie ist 3—4jährig, blüht nur im letzten Jahre. Nach der Frucht-reife stirbt der Stengel nebst der Rosette und Wurzel ab und die Pflanze lebt nun in den schon früher ringsum gebildeten jungen Rosetten fort.

Zu den hier wachsenden Crassulaceen (dickblättrige Pflanzen) gehören ausser obigen noch *Sedum telephium*, *Sedum reflexum*, *Sedum album*, *Sedum maximum*. Alle diese *Sedum*-Arten sind unter dem einen Namen Fetthenne, Fattgekräidich, bekannt. Werden auf dieselbe Weise als Volksmittel angewendet: als kühlend, schmerzstillend, reinigend und wundheilend. Hie und da kocht man auch Suppe und bereitet aus den Blättern Salat. Als *Herba Sedi majoris albi* und *Herba Telephii* officinell.

Zu diesen sinnigen, hübschen Pflanzen kommt noch eine höchst prosaische, im gewöhnlichen Leben vielfach verachtete, aber in der Christ- und Neujahrsnacht doch ebenso unentbehrliche: der Knoblauch. *Allium sativum*,<sup>1</sup> sächs.: Kniuwlang, Knuiwlang, Knoblöch, Aischerlenk, rom.: Aiu, Usturoiu, magy.: foghagyma.

Knoblauch wird als Volksheilmittel in Getränken und als Abwehrmittel gegen böse Geister gebraucht. In der Neujahrs- und Georgennacht soll man Kreuze davon machen und über Stall- und Wohntüren anbringen. (Wallendorf.) Nur wer rein ist, kann ihn vertragen. Man muss ihn im Hause halten gegen den bösen Geist. (Schellenberg.)

In der Neujahrsnacht werden am Schlüsselloch und am Rauchloch 3 Kreuze mit Knoblauch gemacht, die schützen vor allen Bösen im Jahr. (Schässburg.) Legt man ein Kind zum ersten Male in die Wiege, so tut man ihm unter das Kopfkissen 3 Špêlchen Knoblauch,

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Knuoewleck.



3 Pfeffer- und 3 Weihrauchkörner in ein Tüchel geknüpft, damit der böse Geist nicht ankommen kann. Ein Špêlchen (ein Teil vom Knoblauchkopf) Knoblauch in der Tasche, damit man nicht verhext werden kann. Mit einem Knoblauch in der Tasche sieht man in der Neujahrsnacht in der Kirche die Truden. (Blutrot.)

Ist ein Milchvieh behext, so dass es wenig und dünne Milch gibt, so hängt man einen Reddel (Kranz) Knoblauch über die Stalltüre. Hat man keinen, hilft man sich mit Zwiebel, der ersetzt den Knoblauch in vielen Fällen. (Schässburg.)

Um sich vor Zauberer zu bewahren, schmiert man den Leib mit Knoblauch. Auch in die erste Garbe, welche man nach Hause bringt, legt man solchen hinein, damit die Hexen nicht ankommen können und die Getreidekörner verschleppen. (Gierelsau.)

Kranken Schweinen schüttet man gestossenen Knoblauch mit Milch in den Hals, dies ist auch für die Menschen gut. Em ropesch den Knuivlenk mät Bruit uch Sôlz, dôt äs am de Wiarm. (Kleinschenk.)

Wenn sich die Mädchen für die Kirche schmücken oder zum Tanz gehen, reiben sie sich das Gesicht mit Knoblauch — es gibt rote Wangen.

Die Knoblauchzwiebel hat einen scharfen Geruch und Geschmack, weswegen sie vielen Menschen widrig ist, wird aber doch auch von vielen als Würze von Speisen benützt.

Sie gilt im Volk als magenstärkend, die Verdauung befördernd, schweisstreibend. Der ausgepresste Saft äusserlich gegen Flechten.

Als Knoblauchwurzel (*Radix Allii sativi*) und Knoblauchsaft (*Sucens Allii sativi*) ist die Pflanze officinell.

Als Küchengewächse werden noch einige *Allium*-arten angebaut, welche mildern Geschmack haben als der Knoblauch. *Allium Porrum*<sup>1</sup> ‚Porre, gemeiner Lauch‘, sächs.: Pori. Er wird ähnlich benützt, wie der Knoblauch, doch steht er in Bezug auf den Aberglauben in keinem Ansehen.

*Allium schoenoprasum*<sup>2</sup> ‚Schnittlauch‘, sächs.: Schnirleng, Aischerleng (Zeiden), Schnidlenk; rom.: *hajmă turcească* oder *arpacic* oder *aiu întufesat*; magy.: *metélő hagyma*, wird im Frühling in die Suppe gegeben — Suppenlauch — auch als Salat zu Speck und Butter gegessen.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Purett.

<sup>2</sup> Bratzel.



*A. ascalonicum*<sup>1</sup> ‚Schalotte‘, sächs.: Escherlenk (Rumes); rom.: hajmă.

*A. scorodoprasum* ‚Feldlauch‘, sächs.: Waljd Zwibel; rom.: aiul șarpelui (Schlangenlauch). In Spiritus gegen Gicht.

*A. oleraceum* ‚Kohlknoblauch, Gemüselauch‘, sächs.: Wäld Knobheng; rom.: Aiu sălbatic; magy.: káposzta hagyma. Wird angebaut, kommt aber häufiger verwildert vor. *Allium victorialis* ‚Netzwurzlicher Lauch — Siegwurz‘, sächs.: Allermannsharnesch (Fuss); magy.: győzedelmes fű. Kommt im Tale wild nicht vor, nur wenn er im Garten angepflanzt wird. Wächst in Gebirgen, im Bulleatal, Arpascher Alpen, Vurtop, Bucsecs. Die Landleute kaufen sie von den Gebirgsbewohnern und mischen sie in das Viehpulver, mit welchem das berufene Vieh geräuchert wird. Auch diese Zwiebel soll, wie der Knoblauch, böse Geister abhalten und vor Zauberei schützen. Die Alten hielten darauf, wenn man eine solche Zwiebel bei sich trage, sei man gegen alles geschützt, man sei unverwundbar, daher der Name »Allermanns-Harnisch«.<sup>2</sup>

Die Zwiebeln, deren mehrere beisammen stehen, sind länglich, etwas gekrümmt, aussen mit gegitterten Schalhäuten bekleidet, treiben unterseits starke Wurzelfasern und verwandeln sich an ihrem Ende nach und nach in einen holzigen, kurzen, mit zirkelförmigen Eindrücken versehenen Wurzelstock. Sie schmecken und riechen frisch stark knoblauchartig. Sie wird von den Gebirgsbewohnern als ein reizendes, auflösendes und wurmwidriges Mittel benützt. Sie wird auch zum Unterschied von der »runden Siegwurz« »lange Siegwurz« genannt. Diese ist auch unter dem Namen »Allermannsharnisch« bekannt und wird ebenso gebraucht, es ist *Gladiolus communis*. Die runde Zwiebel dieser Pflanze ist ebenfalls mit einer gegitterten Haut umhüllt, deren Fasern ziemlich stark, gleichlaufend, schmale, gleichbreite Maschen bilden, süsslich schmecken und schwach veilchenartig riechen. Sie wird in Gärten gezogen als Zierpflanze wegen ihren schönen purpurroten Blüten.

Auch ihr schreibt man wundheilende und viele andere magische Kräfte zu, doch steht der Allermannsharnisch in grösserem Ansehen, und diese wird nur als Ersatz für den fehlenden *Allium* benützt.

<sup>1</sup> Gromperenenn, häufig gebaut, *Allium vineale*; Honsknuovelek, im Weinberg vorkommend.

<sup>2</sup> Den Namen *A. victorialis* erhielt die Pflanze von dem Monte St. Victoire in der ehemaligen Provence, wo sie sehr häufig vorkommt.



Allium cepa<sup>1</sup>, Zwiebel<sup>4</sup>; sächs.: Zwaibel, Zwibel; rom.: Ceapă; magy.: hagyma, wird noch mehr als der Knoblauch im ländlichen Haushalt benützt. Im Hausgarten nimmt er den grössten Platz ein. Wenn der Speck auch manchmal vergessen zu Hause bleibt, so fehlt doch der Zwiebel nie beim kalten Mittagessen auf dem Felde. Ohne Zwiebel, Salz und Brot kann der sächsische und kann der romanische Bauer nicht leben. Die Zwiebel ist aber auch ein gesundes, kräftigendes, die Verdauung beförderndes Nahrungsmittel. Sie enthält ausser vielem Schleim ein scharfes ätherisches Öl, besitzt einen eigentümlich stechenden, flüchtig scharfen Geruch und beissenden scharf aromatischen Geschmack, so dass schon beim Schälen und Schneiden die Tränen fliessen.

De Frâ, dê äs en grïss Iwel  
Em bîcht sich angder det hart Gôch,  
Sê äs wê en Zwibel  
Em mât derbê en äst se doch  
(Schässburg.)

Hôt e Mêdche Zwiwelfêlt  
Kunt e net verkîfe  
Kôm e Jong, dî longt em dru  
Dau me harzer los et štu.  
(Bistriz.)

Et šte't äm Guerten  
Em moucht Flouren derius  
Et baist alle Lejt.  
(Grosscheuern.)

Saet ir Le'jt  
Wot dit bede'jt?  
Äm Guerten af dem Gewirzštraifen  
Štît en Fraila guer  
Mât granjem Huer  
Uch siwen Hejt,  
Baisst alle Lejt.  
(Urwegen.)

Ir lâif Le'jt  
Wot daut bede'jt  
Haut siwen Heokten  
Baisst alle Le'jt.

Zwibel uch Bruid mocht de Backer ruit. Gebratener Zwiebel wird für alles mögliche Wehe, hauptsächlich auf Geschwüre, mit vielem Erfolg aufgelegt.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Enn, Setzenn, A. cepa, A. ascalonicum und sativum bilden einen Hauptbestandteil des Kräuterbundes.



In der Sylvesternacht nimmt man zwölf Zwiebelschalen, gibt jeder den Namen eines Monates und füllt sie mit Salz an. Je nachdem das Salz am nächsten Morgen feucht oder trocken ist, so wird der betreffende Monat. Dieses Vorgehen nennt man Zwiebelkalender. Dies macht man in jedem sächsischen und in jedem romanischen Dorf, denn — »man kann sich darauf verlassen«.

Te huest Ūge wâ en Zwibel (Schimpfwort in Kleinschelken).

»Nemi schrô, te bekist Ūge wâ en Zwibel« sagt man einem viel weinenden Kinde.

»Ech hu mer di'n awer ist gezwibelt!«

»Dâ Känjt hu Štämmen, wâ en Zwaibelfläpes« (Zwiebelpfeife). Man nimmt grüne Zwiebelschalen und bläst durch sie, dann kommt ein schriller Ton heraus, will es nicht gleich klingen, so pflegt man von der Spitze noch abzubeissen oder auch vom Ende, bis es pfeift, wie man will. (Schässburg.) —

Will man wissen, ob der Frühling den Winter bald verdrängen wird, so muss man in der Christnacht um 12 Uhr zu einem Hollunderstrauch gehen (siehe »V. Heilkräuter«), findet man an ihm junge frische Triebe, so kommt er bald. (Alzen.) Wer den Mut hat in der Christnacht während der Geisterstunde zu einem Hollunder zu gehen, kann ihn blühen sehen. Aber man soll es lieber lassen, denn es ist gefährlich.

Der böse Geist wohnt an der Wurzel, und leicht kann der Waghalsige Schaden nehmen. Der Geist verwandelt sich in die Geliebte und verschwindet mit ihm. Hat er aber Glück zu entweichen, so hat er doch nichts gesehen, denn es ist nicht sicher, in welcher Nacht er blüht, ob in der sächsischen oder romanischen. Es kommt darauf an, zu wem er sich neigt. (Alzen, Gierelsau.)

Aus den Hollunderzweigen und aus dem Mark schabt und formt man weisse Blumen »Hontertriusen«, welche in die grünen Blätter von Rosmarin, Majoran usw. gemischt zu Sträussen gebraucht werden, für die Burschen auf ihre Kappen, wenn sie in den heiligen Tagen auf den Tanz gehen. (Gierelsau.)

Gehen in der Neujahrsnacht die »Läamen« aus (Löcher im Eise), wächst viel Flachs. (Meeburg.)

Diese elf Pflanzen alle sind seit langer, langer Zeit »sengd Menschegedinken« mit den 12 heiligen Tagen der Weihnachten aufs engste ineinander verwachsen. Damals, wie auch heute, möchte das Volk keine von ihnen in dieser heiligen Zeit missen. Im 19. Jahrhundert



hat sich noch eine, die Zwölfte, dazugefunden. Sie ist zuerst nur schüchtern mit einem Zweiglein am Weihnachtsabend in einzelne Häuser, wo man gar fromme, brave Kinder vermutete, gekommen, um dann im Laufe der Jahre den ersten Platz unter ihnen in den meisten Häusern einzunehmen, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, und zwar nicht, wie die andern, um Schicksale zu offenbaren, auch nicht um böse Geister abzuwehren, sondern einzig und allein nur um Freude zu verbreiten. Freude den Kleinen, Freude auch den Grossen.

*Pinus abies*<sup>1</sup>, Tanne, Donn, Donneboum, Donnekukeruser (Tannenzapfen), Donnenâpel. Diese Tannenart kommt bei uns am häufigsten vor. Früher war dieser Baum bei uns eine Seltenheit, seine Heimat war das Gebirge. Hatte jemand im Garten eine Tanne, so staunte man sie wie ein Wunder an. Der glückliche Besitzer wurde von Kindern und der erwachsenen Jugend darum beneidet. Der Hof und der Eigentümer erhielt von ihr den Namen: »Der Melner bâ der Donn«. Der Donnen-Tutz (Martinsberg, Talmesch). Der Tutz bâ der Donn. Der Donnenhof. (Zied.) Erbat man sich bei festlichen Gelegenheiten einen Zweig, so durfte die Bitte nicht abgeschlagen werden, ob man wollte oder nicht, denn, gab man nicht freiwillig, so wurde der verweigerte Zweig ganz gewiss in der nächsten Nacht gestohlen. (Magarei.)

Der »Donnitzonjt« aus Zied schickte von 1860—1865 zu jedem Weihnachtsabend den schönsten Zweig von seiner Tanne auf den Pfarrhof den Pfarrerskindern für einen Christbaum. In vielen Orten war und ist es noch Sitte, dass die Burschen den Mädchen am Vorabend von Palmarum an die Häuser zwischen die Fenstern Kränze und Zweige von Tannen anhefteten. Je beliebter das Mädchen, desto mehr Tannenzweige am Haus. Stirbt jemand in noch jüngeren Jahren im Winter, windet man, wenn nur möglich, ausser den Immergrünkränzen auch einen Kranz oder eine Krone aus Tannenzweigen, oft hängt man in diese Krone einen vergoldeten Apfel.

So kam es, dass damals die Tanne nur oben eine Krone von

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Dénno, Tennebâm. »Durch eine krebsartige Pilzwucherung werden struppige, vielverzweigte Gebilde die sogenannten Hexenbesen erzeugt. Der erste auf *Pinus Strobus* wurde im Park von Luxemburg durch Herrn Forstinspektor Koltz gefunden. Das älteste Tannenexemplar unseres Landes ist im »Juckelsbüsch« bei Strassen zu sehen und misst auf Bruthöhe über 3 m Umfang bei 40 m Höhe.«



grünen Ästen hatte, so wie die Bäume in den Schachteln der Spielwarenhandlung.

Man erzählt: Der schönste Wald, der Tannenwald, gehörte vor vielen, vielen Jahren dem Teufel. Er gab aber nur demjenigen Holz, dem er wollte. Als dies Christus hörte, nahm er dem Teufel den Wald und gab ihn den Armen. Seither heisst man das Tannenholz das Holz der Armen. Der Teufel aber wurde zornig und schlug lauter hölzerne Nägel in die Tannen, um den Wald zu vernichten. Hätte er eiserne genommen, so wäre es ihm gelungen, aber damals gab es keine. Die hölzernen fingen an zu wachsen und wurden Zweige und der Tannenwald wurde noch schöner als zuvor. Darüber war der Teufel so zornig, dass er dem Gebirge den Rücken kehrte und sich in die Hölle zurückzog (Schellenberg.) Zu Christi Zeiten gehörte der Tannenwald dem Teufel. Damals lebten einige Teufel im Gebirge, nicht in der Hölle. Von diesem Holz gab er nur denen, welche ihm ihre Seele verschrieben. Als dies Christus hörte, ging er zum Obersten der Teufel und wollte ihm ihn abkaufen, der Teufel aber wollte ihn nicht hergeben, da wurde Christus zornig, packte ihn und schlug ihm den Schwanz und die Hörner mit hölzernen Nägeln an die Tanne, dass der Teufel vor Schmerzen brüllte. Da kamen alle Teufel aus dem Gebirge, um ihn zu befreien, sie rissen ihn los und schlugen nun in alle Tannen Nägel, um sie zu vernichten, aber Teufelsarbeit ist Teufelsarbeit, die Bäume gingen nicht zugrunde, sondern wurden immer schöner, so dass die Armen nun wirklich ihr Holz hatten, die Teufel aber zogen sich wütend in die Hölle. Seither findet man keinen mehr im Gebirge. (Talmesch.) In alter Zeit lebte der Teufel im Gebirge. Einmal wollte er auf eine Tanne hinaufsteigen, konnte aber unmöglich bis in die Spitze gelangen, denn oben bilden die Äste ein Kreuz; kaum gelangte er bis in dessen Nähe, plumpste er herunter, denn die Teufel können das Kreuz nicht vertragen. Nach wiederholten Versuchen wurde er so zornig, dass er lauter hölzerne Nägel in alle Tannen schlug, weil er dachte, sie würden vertrocknen, aber die Nägel wuchsen durch den Stamm und wurden Zweige. Seither gibt die Tanne kein gutes Brennholz und lässt sich schwer spalten und verflackert sehr schnell. Darum heisst man das Tannenholz das Holz des Teufels. (Grosscheuern.)

Die Tanne eignet sich wegen diesen vielen Hornästen weniger zu feinen Schnitt- und Spalthölzern, aber sehr gut zu Bau- und Nutzholz, Häuserbau, Hausgeräte.



Im Winter kamen die Gebirgsbewohner — Väsbranar — in die Dörfer, um die Bienenwaben — Ruessen — von den Bienenbesitzern zusammenzukaufen, brachten auch Harz, Wacholderbeeren und Pfeffer mit und gaben der Hausfrau eine Handvoll »draß« oder für ein Stück Brot. Tannenäpfel und Wacholderbeeren gebraucht man bei Wassersucht, indem man die geschwellenen Füße damit räuchert und Wacholderbeeren trinkt.

*Juniperus communis*<sup>1</sup>, Wacholderbeeren<sup>1</sup>, Prömerbieren, Krömerbirren; rom.: Şneapăn, ienupăr, sământă de brad; magy.: bors fengő, werden auch in Branntwein geweicht oder in Zucker zu Mus gekocht. Sie sind getrocknet schwarz glänzend, innen grünlich gelb, zerrieben von einem starken, balsamischen Dufte und von einem süßlich-gewürzhaft bittern und etwas scharfen, terpentinartigen Geschmacke. Halb reif enthalten sie mehr Öl, ganz reif mehr Zucker und Harz. Da sie erst im Herbst des nächsten Jahres reifen, findet man immer reife und unreife Früchte an den Ästen. Man wendet sie als ein reizendes, die Verdauung beförderndes, die Tätigkeit der Haut und Nieren erregendes Mittel an. Wacholderbeeren, Brotkrumen, Salz und Essig auf Stirn und Schläfe gebunden, gegen Kopfweh. Die jungen Triebe der Tanne, sowie des Wacholders in Zucker oder Honig eingekocht, gelten für sehr heilsam bei Lungen- und Halskrankheiten.

Jetzt hat man vielfach Tannenwälder auch im Tale angelegt, sogar in den Dörfern findet man Tannenanlagen. Wo sich früher öde Berglehnen und Abhänge hinzogen, da wachsen nun üppige Tannenwälder. Zumal im Winter fallen angenehm die frischen, grünen Tannenplätze, inmitten des dünnen Eichen- oder Buchenwaldes, auf. Wie die Tanne aber zu dem Vorzug gekommen, auch im Winter grün zu bleiben, verhält sich so: Als Christus von seinen Feinden verfolgt wurde, flüchtete er unter eine Tanne, die breitete ihre Zweige über ihn, dass sie ihn bedeckten, und die Feinde ihn nicht fanden. Darum segnete Christus die Tanne, sie solle immer grün bleiben im Sommer wie im Winter.

Und grade dieser Segen ist im Laufe der Jahre auch für uns zum Segen geworden. Wer möchte zu Weihnachten die grüne

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: »Wäkelter, Geiffer, *J. communis* wird von einem Pilze befallen, der in zweiter Generation den Gitterrost der Quitten- und Apfelbäume erzeugt. Die Heilkunst verwendet die Beerenzapfen; auch in der Küche werden sie als Gewürz gebraucht.«



Tanne im Hause missen? Wie viele, deren Haus still und öde geworden, suchen diesen Abend zwischen Kindern zuzubringen und freuen sich, dass es ihnen vergönnt ist. Auch da, wo keine Kinder mehr um den mit goldenen Nüssen und brennenden Kerzen geschmückten Baum fröhlich herumtanzen, verbreitet die Tanne, wenn auch nur in ihrem eigenen grünen Schmucke den festlichen Duft im Zimmer — ein lebendes Zeichen: Es ist heute Weihnachten!

2.

### Bidderblommen und Bidderstôf.

Bidderblommen heissen die Pflanzen, welche im Winter auf den Fenstern der Bauernhäuser grünen, deren Wert nicht in ihren farblosen, unscheinbaren Blüten besteht, die dem Auge unschön erscheinen, sondern in dem ziemlich widerstandsfähigen Laub.

Im Herbst, wenn bald Reif zu befürchten ist, sucht die erwachsene Tochter des Hauses alle im Laufe des Sommers unbrauchbar gewordenen eisernen und irdenen, grossen und kleinen Koch- oder Milchtöpfe zusammen, verbindet die zersprungenen mit Bindfaden und pflanzt ihre den Sommer über im Blumengärtchen gewachsenen »Bidderblommen« in diese verschiedenartigen Gefässe, stellt sie auf's beste Fenster gegen die Gasse, damit sie sich dort auch im Winter üppig entfalten bis zur »Katrengewöch oder Hochzetwöch« oder auch bis zu den im Fasching stattfindenden Hochzeiten, damit sie Blätter und Zweige schneiden kann zu Sträussen auf die Hüte der »Bidderpurschen« (die auf die Hochzeit bittenden Burschen) und zu dem Strauss für den »Bidderstôf«, welchen sie in der Hand tragen. (Umgegend von Mediasch, Bistritz, seltner Schässburg.) Im Harbachtale heissen sie »Ladder« und gehen nur mit dem Strauss auf dem Hut aber ohne Stab in der Hand zur Hochzeit laden. Bidderblommen sind folgende: *Rosmarinus officinalis*, *ros-marinus* = Meerestau, 'Rosmarin', sächs.: Rosmarin, Ruisemari (Wallendorf); rom.: Rosmalin.

*Majorana hortensis*, *Herba Majoranae* off., sächs.: Majeroum, Majerûm, auch Wurstekrokt, weil es als Gewürz in Blutwurst verwendet wird (Gierelsau); rom.: Măgheran (Mairán); magy.: majorana.

*Pelargonium odoratum*, 'Kranichschnabel' (Leunis). *Geranium odoratissimum* (Fuss), 'wohlriechender Storchschnabel', sächs.: Musch-



käteblädder, Muschkatcher (Gierelsau), Muschkêcher, Muschkatelcher (Wallendorf), Glatten (Marpod).

*Pelargonium roseum* (Leunis). *Geranium rosarum* (Fuss), Rosen-ölblätter, Rosenstorchschnabel<sup>1</sup>, sächs.: Ruisenil, Ruisenöilen (Kleinschenk), Kreusen (Marpod), Riuseranger (Alzen), Reisenoil (Zeiden), Ruiskraut (Wallendorf); rom.: Mușcată de ai creață.

*Geranium macrorrhizum*, Grosswurzlicher, Storchschnabel<sup>1</sup>, sächs.: Donäteblädder, Banedik (Heidendorf), Banötek (Petersberg bei Kronstadt), Panatik (Wallendorf), Panaki (Minarken); magy.: kandilla, golyaorrúf.

*Citrus Limonum*, Zitronenbaum<sup>1</sup>, sächs.: Zitronébûm, Zitronéblädder; rom.: Citroane; magy.: citromfa.

*Hoya carnosa*, fleischige Hoya, Wachspflanze<sup>1</sup>, sächs.: Wuesblom.

*Ocimum basilicum*, Basilienkraut<sup>1</sup>, sächs.: Bezilch, Busiok, Prisilick (Wallendorf), Prosilick (S.-Regen), Bezilenk (Grosschenk), Pizilenk (Kleinschenk); rom.: Busuioc; magy.: bázsalikom.

Unter diesen Blumen nimmt der Rosmarin die hervorragendste Stelle ein, Ruise mari<sup>1</sup> äs de hischt Bitt-Knêchtblam. (Heidendorf.) Er wächst wild am Meere in Südeuropa, ist aber in Siebenbürgen eine, zumal auf dem Lande, dem Volk unentbehrliche Topfpflanze, die auch im Sommer den bedeutungsvollsten Platz unter den Blumen einnimmt, trotzdem man ihn oft unter den Zaun des Obstgartens setzt, von Unkraut umgeben. (Marpod). Er ist nämlich sehr in Gefahr gestohlen zu werden, zumal im Herbst, wenn er sich am üppigsten entfaltet hat. »Blumen stehlen ist keine Sünd« und nur die gestohlenen »Piestcher« (Pfropfreiser) fassen leicht Wurzel und gedeihen am besten. Rosmarin hat den Schatten gern. Man setzt ihn in eine Ecke des Gartens und lässt Unkraut um ihn herum wuchern, damit er von unberufenen Augen nicht entdeckt wird. Wer, wer dann im Spätherbst auf dem Fenster die meisten und schönsten Rosmarinstöcke aufweisen kann!

Rosmarinzwige dürfen in keinem schönen Strauss, den das Mädchen festlich geschmückt auf dem Gesangbuch in die Kirche trägt, nicht in dem, welcher den Hut des Bräutigams zielt, fehlen, selbst die alte Grossmutter wehrt mit ihrem Rosmarinpäschken die Fliegen und den Schlaf, welcher sich trotz der schönen Predigt ihrer Augen bemächtigen will.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Rôsemarein.



Das Rosmariſtaidche (Bistritz) darf nicht fehlen bei der Hochzeit, dem grössten Glück, nicht bei dem Begräbnis, der tiefsten Trauer. In Michelsberg trägt jeder zur Hochzeit Geladene ein Rosmarin-zweiglein an der Brust.

In Wallendorf ist bei der Hochzeit Ruisemari zu Pokrêcher für den Braijum und die Bittknêcht auch sehr begehrt. Die Bittknechte tragen auf der Pelzmütze im Winter, auf dem schwarzen Filzhut im Sommer den Strauss, welcher von einem grünen oder blauen schmalen Bande, das rings um diese Kopfbedeckung geht, gehalten wird. Rosmarin und Zitronenblätter werden mit Schaumgold verziert, früher nur mit den andern Bittblumen zum Strauss vereinigt. In den andern Dörfern in der Nähe von Bistritz ebenfalls. In Wallendorf nimmt man in letzter Zeit auch Kunstblumen »Ruisse«. Man erhält in den Bauerngeschäften kleine Sträusschen Kunstblumen, welche man »en Ruis« heisst, ob es gleich Maiglöckchen, Vergissmeinnicht und andere wären. In der Hand tragen sie einen schmalen, weissen Stab, den ebenfalls ein Strauss »en Ruis« ziert. Der Bittspruch lautet:

»Mer sai âch ausgeschekht worn, vu der Jangfer Braut, âch vu dem Jangfer Breijum, âch vu diar gunzer îrlicher Frendschaft, se hu ich en gân Dach lassn sô and se hu ich lassn binn, er sid se net verschmên âch veruachtn, and sed âch zâſpraichn miorn af en îrlichn Hochzeitdôch. Dian salbn helfn zârn, îrn, praisn, wai et dem laibn Gott gefaldich es.«

»Wir sind auch ausgeschickt worden von der Jungfer Braut und dem Jungfer Bräutigam und von der ganzen ehrlichen Freundschaft. Sie haben Euch einen guten Tag sagen lassen und sie haben Euch lassen bitten, Ihr solltet sie nicht verschmähen und nicht verachten und solltet zusprechen morgen auf einen ehrlichen Hochzeitstag.«

Denselben Spruch sagen sie auch bei der Einladung zum »îrlichen Scheifabend« (Polterabend). In Marpod begleiten die Brautmädchen die Braut am Sonntag vor der Hochzeit in die Vesper, ganz so geschmückt, wie die Braut, nur ohne das Heftel. Unmittelbar aus der Vesper kommen sie zuerst auf den Pfarrhof, dann zu allen denen, welche geladen werden sollen. Sie haben keinen Stab, nur das Gesangbuch und den aus Rosmarin, Muskat und Majoran bestehenden Strauss. Oft geben sie diesen (wenn sie sich nicht schämten) der Pfarrerin, das Gesangbuch der draussen wartenden



Braut und gehen ohne diese zwei Dinge zu den Verwandten. Sie laden mit folgenden Worten ein: Das Älteste sagt:

»Mer senj erschinnen än deser Mattochsständ en hōlden bittfertich un bâm Herr Vueter uch bâ der Fra Motter uch bâ den lâwe Kängden, se silen es uch zääsprêchen ze desem Îren- uch Fruedendôch en silen es uch helfen en zâren uch prêsen.«

Darauf die Jüngerer: »Dôt wile mer fle'ssich gebadden hun.«

»Wir sind erschienen in dieser Mittagsstunde und halten bittfertig an beim Herrn Vater, auch bei der Frau Mutter, auch bei den lieben Kindern, sie sollten uns auch zusprechen zu diesem Ehren- und Freudentag und sollten ihn auch helfen zieren und preisen.«

»Das wollen wir fleissig gebeten haben.«<sup>1</sup>

Bauernhochzeit-Einladung in Dürrbach:

»Entschaldicht, dot ich ewinich eran sai ku, ich sai ausgeschakt geworn aus dem îrlichen Hochzethäus vum îrlichen Hochzetvoter och Hochzetmutter, Bursch Breijem, Jonfer Braut matangeschlōussen. Daue lossen aich hêsch binn âr sellt sâ nât verschmâin och veruächtn, er sellt än och zaußprauächtn disen Eumt ols of en Scheif-eumt. Morn ols of dien îrlichen Hochzeitdôch helfen, îren och preisen, sai versprauächen ât ober nât nur mat lâin Wortn sondern mat

<sup>1</sup> In Reussdörfchen. wo deutsch gesungen und zum grössten Teile auch deutsch gebetet wird — die meisten Kinder beten bevor sie in die Schule gehen, romanisch, u. zw. das romanische Kindergebet: Înjer, înerelul meu, roag-ă-te de Dumnezei u. s. w. — spricht man nur romanisch. Deutsch und sächsisch sprechen nur die, welche ausserhalb ihres Dorfes gedient haben. Dort gehen die Bittknechte — Ch(ie)ver sagt der Reussdörfler, während der Rumäne ihn »Chiemător la nuntă« der Hochzeitbitter, nennt — am Sonntag und Dienstag vor der Hochzeit mit dem Bittblumenstrauß auf dem Hut und dem Haselnusstab, welcher früher auch mit einem solchen Strauss mit Bändern, an der Spitze befestigt, verziert war, jetzt lassen sie den Strauss weg, dafür aber flattern viele Bänder mit Schleifen und Enden am Stabe. Sie nehmen deshalb den Stab von der Haselstaude, weil dies Holz dort für das schönste gilt. Natürlich lautet ihr Bittspruch romanisch:

»Dintâi cuvântul lui Dumnezeu, apoi al mirelui și al miresei. S'o rugat cu părinții dimpreună să faceți bine să vă osteniți pe Miercuri seara la o țiră de cină. Pe Joi dimineața la o țiră de prânz. Ce cu dragoste bucuos vă vor vedea.«

»Zuerst die Nachricht (im Namen) Gottes, dann des Bräutigams und der Braut. Sie lassen bitten mit ihren Eltern zusammen, Ihr solltet so gut sein und Euch bemühen auf den Mittwoch abends zu ein wenig Abendessen, auf den Donnerstag morgens zu ein wenig Frühstück. Mit Liebe und mit Freude würden sie Euch sehen.«



Spais och Dronk wot än där Herr beschiärt hôt, dot well ir gaut Wälln sai.« —

Der kleine Bub sagt: »Het er ä woker Kekeschken?« Dann bekommt er ein Ei. —

Beim Weggehen: »Wärt gebenn ond šprauächt än zau!«

In Frauendorf umwickeln sie den Stab mit schmalen Bändern, an der Spitze formen sie breite, bunte Bänder zu einem Buschen und lassen lange Enden hängen, die beim Gehen herumflattern. Hier ist es gleichgültig, aus welchem Holz der Stab besteht, er soll nur schön grad' sein. Mit diesem und den Bittblumen auf Hut oder Kappe bitten die Bidderpurschen nicht nur auf die Hochzeit, sondern auch die Mädchen zum Fastnachtsfest, welches in sehr feierlicher Weise geschieht.

Derselbe Brauch findet sich auch in Pretai, doch nimmt man zum Bittstäfken einen Stab von Berberitzen.

Berberis vulgaris<sup>1</sup>, 'Sauerdorn', sächs.: Schëssbrijer Äjresch, Ruit Äjresch (Grosschen), weil dieses Holz so schön gelb wird, wenn man die äussere Rinde abschält. Man bindet einen Bidderstrauss, manchmal vergoldet und mit schönen, bunten Bändern behangen, an die Spitze.

Am Faschingsfest gehen sie zu den Eltern der Mädchen und sagen: Mer se kunn, mer silen ich fränjdlich bidden, er silt ir Zir (Sara) uch un dem Geaden Dil ni lossen, wat Giot as huet beschiden.

In Kaisd heissen die Bidderknêcht Mêtknêcht, weil sie die Mêt (Mädchen) einladen. Sie nehmen dazu einen schönen, graden Stab aus Viburnum opulus<sup>2</sup>, 'Schneeball', sächs.: Schnîball (Grosschen), Schnîplêk (Magarei), Kneddel (Marpod), Zälk (Keisd).

In Martinsberg versteht man unter Zwälk Evonymus europæus, 'Pfaffenhütlein',<sup>3</sup> sächs.: Pfaffekapelchen (Gierelsau). Die jungen Zweige sind viereckig und gelten deshalb für den schönsten Stab. Zwälk<sup>4</sup>

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Dreidár. »Er wird im Garten gezogen und auch als Hecke gepflanzt. Die Früchte werden eingemacht und zu Gelee, Syrup, Limonade verwandt. Unreif können sie Kapern ersetzen. Das in ihnen enthaltene Berberin gleicht sehr dem Rhein des Rhabarbers.«

<sup>2</sup> Klein, Jerben, Weisse Faulbâm, Weiss Vullekisch, Hondskisch.

<sup>3</sup> Klein, Pafenhitchen, Rôt Mitzelchen, Rôde Pafeschengschen Gerkenholz.

<sup>4</sup> In Braller war früher der Hannen- und Trabantenstock eine Zwälrute, die man sehr fürchtete, weil die Hannen davon ausgiebig Gebrauch machten. Früher trugen überhaupt nur die Hannen Stöcke in der Hand und die Bittknechte, welche zugleich auch das Kirchenkleid, Pelz oder Dolman, anzogen.



heisst auch jeder einjährige, grade, in die Höhe geschossener Wurzeltrieb, gleichviel, ob von Hasel-, Schneeball-, Berberitzen- oder Pfaffenhütlein — Heangshûlz (Schellenberg).

In Grosscheuern gehen die Bräute mit dem Stab, und zwar wählen sie entweder, wenn sie ihn bei der Hand haben, einen Hasel- oder einen Hollunderstab. Sie schaben an diesem die äussere Rinde nach der Spitze, dadurch werden daraus lauter Fransen, das ist dann gar schön. Gewöhnlich sind mehrere Hochzeiten an einem Tage, da gehen dann alle Bräute zusammen mit ihren Stäben von Haus zu Haus, nicht um einzuladen, sondern um einen kleinen Beitrag für das Hochzeitmahl zu bitten, und zwar kleiden sie diese Bitte in folgende Worte:

»Mer se kunn, mer sîlen ich ze wäss dêan, dot af den Mättich Hochzet äs. Hârz Mêano wêrd gebadden summelt es uch äster bäs af den Îrendôch. Lêt es Gott liewen esü walle mer't jo ä glecher Frändscheft säcken ze verschûlden«.

Zwei Tage vor der Hochzeit gehen dann die geladenen Mädchen von Haus zu Haus »ofhiewen« mit einem Schaff für die Milch und Körbe für Eier. Jede Hausfrau gibt, was sie hat. Seit einigen Jahren kommt der Brauch immer mehr ab.

Derselbe Brauch findet sich auch in Deutschkreuz. Dort gehen aber die Bittknechte; ihr Stab ist ein geschielt Tärneštôf (Dintelnstab). Wenn diesem Holz die äussere Rinde abgeschält wird, kommt eine dünne gelbe zum Vorschein, wegen dieser gilt es für das schönste.

In Kleinscheuern gingen die Brautfrauen auch mit dem aufgeputzten Haselstock zur Hochzeit einladen. Man nahm in den Bidderstrauss unter die grünen Blätter auch getrocknete Basilikumstengel, damit er gut rieche.

Ich habe nur wenige Dörfer genannt, da derselbe Brauch mit kleinen Abweichungen auch in den umliegenden Ortschaften herrscht.

Am Jungfrauentage — in Schässburg auch an den Richttagen — gehen die Frauen mit dem Rosmarinstengel und dem Krüglein mit Wasser oder auch Wein — in manchen Orten legen sie ins Wasser auch Basilikum, Muskat und andere wohlriechende Kräuter — um die Männer zu waschen und singen dabei: »Lauter schöne Leut sind wir, Leut sind wir, Wenn wir schöne Leut nicht wären, wer sollt' dann das Geld verzehren?« Ausser diesem sich jedesmal wiederholenden Gesang wird noch viel improvisiert. (Schässburg.)



Eas Hochzetmetter hun vernun  
Det Gêstrich hat ech net bekun  
Mer sîlen ech ewenich wêschen,  
Dad er bêsser kântt êssen  
Mer sîlen ech e wenich schmânken  
Dad er bêsser kântt drânken.

(Leschkirch.)

Mer kun, mer sîlen dich wieschen,  
Dad te weder kênst iessen,  
Mer sîlen dich schmânken,  
Dad te vil kênst drânken,  
Mer wieschen dich mât Blommen  
Te bâst es sîr wâllkommen.  
Ich štôn afem Ais  
En wieschen dich waiss,  
Ich štôn af em Lenenk  
Ich wil vii Fenenk,  
Ich štôn af em Dill  
Und wil garre vil,  
Ich štôn af der Trunn  
En bidden am en Kruin.

(Grosschenk.)

»Er hôt mich net hoisch gewieschen, doram gin ich nor en  
Nikel« antwortet der Gewaschene. Zum Schluss sagt eine der Frauen:  
»Geaden Appetit für den hedijen Dôch!«

Dieses oder ähnliches spricht man auch in den Nachbardörfern.  
Manche Frauen tragen auch Russ oder Kohlen im Geheimen bei  
sich und bestreichen das Gesicht dem Gewaschenen zum grossen  
Gelächter der Anwesenden.

Für das Waschen muss jeder den Frauen Geld geben, so viel  
oder wenig er will. Am nächsten Sonntag Nachmittag kommen sie  
dann wieder zusammen zum »Geldvertrinken«. Jede bringt etwas  
Gebackenes mit. Von dem Geld kaufen sie Wein und Zucker, um  
ihn süss zu machen; essen, trinken und tanzen bis spät in die Nacht.

In Neppendorf ist ein Faschingsfest, wo die Nachbarschaften  
zusammenkommen. Vor dem Hause, in welchem dies Fest abge-  
halten, wird ein Seil über die Strasse zum gegenüberliegenden  
Hause gespannt. Auf der Strasse neben dem Seil stehen Frauen  
mit dem Krügel und dem Romarinstengel, andere mit dem Wisch-  
tuch und waschen jeden Mann, der des Weges kommt, sei es ein  
Einheimischer oder Fremder, ein Bauer oder General, er wird über-  
fallen, gewaschen und getrocknet, ehe er sich's versieht. Einem



Generalen war es vor einigen Jahren so ergangen. Die Sache hatte ihn interessiert, er war vom Wagen heruntergestiegen, hatte sich in das festliche Haus führen lassen und sich »hinter den Tisch« gesetzt, gegessen und getrunken und zum Schluss die Frauen reich beschenkt. Auch heute denken sie gerne daran.

Beim Waschen sagen sie auch dieses Sprüchlein:

Ich wasche dich rein  
Und trockne dich fein,  
Gib mir was in's Sackel hinein.

Bei diesem Spruch allein lassen sie es aber nicht bewenden, zumal wenn es nicht ein Fremder ist. Sie singen auf ihn Spottverse. »An dem Tage sind unsere Frauen gar verrückt«, sagte mir eine Neppendorferin. Sie sagen und singen nicht nur sächsisch und deutsch, wenn sie in der Sprache nichts mehr wissen, schreien sie auf romanisch:

Pik, pik, pike,	Von Grosscheuern
Dela Şura mare	bis Kleinscheuern
Pân la Şura mică	Sollst du Geld geben dem
Să dai bani cui n'are,	der keines hat.
Pik, pik, pike.	

An vielen Orten pflegen die Burschen zu Ostern die Mädchen zu bespritzen, begiessen oder »beschidden«. Die sog. Gebildeten tun dies mit einem Rosmarinzweig. Wer keinen hat, geht die Gasse entlang, bis er einen Strauch am Fenster erblickt, tritt ins Haus und sagt: »Hu se niche Rosmariştaidche zem beschidde?« Er erhält es. (Bistritz, untere Vorstadt.)

Dies soll früher gewesen sein, jetzt meint man mit Rosmariştaidche das zu bespritzende Mädchen.

Ich hu gehi<sup>rt</sup>, er hăd e Rosmariştaidche,  
Ech well et giern begaiss'n,  
Et sell et net verdraiss'n.

(Bistritz, untere Vorstadt.)

Ich hu gehuert, Ir hât e Rusmarienbemchn,  
Ech well et gêrn beschid'n,  
Et soll et net bekrid'n,  
Ich well et gêrn begaissn,  
Et soll et net verdraissn.

(Kleinbistritz).

Ich hu gehuirt, et wêr hă e Rosmariştêkelche,  
Ich wil et giern begässe,  
Et sil et nest verdrässe,  
Ich wil et giern beschide,  
Et sil et nest bekride.

(S.-Reen.)



In Hermannstadt sagt man: »Äs et erlûft, änär Rosmarin-  
štrechelchen (oder Birebimchen) ze begessen?«

De Oaer eraus

De Med eraus,

Nîna giet mer en Oachen.

(Waldhütten.)

Der Begiessende erhält dafür rote Eier.

In Bogeschdorf tragen die drei ersten Burschen aus der Bruderschaft, der Altknecht, Unteraltknecht und Irteknecht am Neujahr auf den Pfarrhof Butter und Honig und verzieren dieses Geschenk mit einem Rosmarin- und Muskatenkranz. Dies heisst: »En græn Nojôr« ,ein grünes Neujahr‘.

Rosmarin, wo gehst du hin?

Ich geh' in's Kämmerlein,

Wo die schönen Mädela sein.

(Gierelsau.)

Rosmarin in Wein geweicht — Rosmarineweng — macht gesund, jung und schön; er ist auch gut für »Herzgebrechen« und stärkt den Magen. (Alzen.)

Rosmarin gibt man zusammen mit Donaten den kleinen Kindern ins Bad. Blätter und Blüten gebraucht man äusserlich als zerteilendes, belebendes, reizendes Mittel, innerlich bei Nervenkrankheiten, Gedächtnisschwäche und schleimigem Asthma.<sup>1</sup>

Bescheidener als der Rosmarin, aber als Bittblume doch auch sehr beliebt und begehrt ist der Majoran. Es gibt zweierlei Arten, Sommer- und Wintermajoran (*Origanum majoranoides*<sup>2</sup>). Man kann beide Arten auf dem Fenster überwintern, letztere ist grösser und derber. Sie enthält viel Öl, hat einen sehr gewürzhaften Geruch und Geschmack und wird als Küchengewürz im Sommer während der Blüte getrocknet (*Herba Majoranae officinell*). Wird als Tee bei Fieber verwendet, doch meist benützt man sie nur äusserlich. Sie wird weniger als Heilmittel, mehr als Blume gepflanzt. Als medizinische Pflanze hat sie grössere Geltung als ihre wilde Schwester, *Origanum vulgare*<sup>3</sup>, 'gemeiner Dosten', sächs.: wäld Majeroum; rom.:

<sup>1</sup> Officinell als *Herba et Flores Rosmarini*. Rosmarinnenöl zeichnet sich durch seine auflösende Kraft vor allen ätherischen Ölen aus.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Mairon 'Gewürzpflanze'.

<sup>3</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Lëffrâbettstrë, Lëffrâwesch. »In der Apotheke verwendet man das Kraut als lösendes und magenstärkendes Mittel. Die Pflanze bildet einen Hauptbestandteil des Kräuterbundes (Wesch). Der heimische Volksname hängt mit der Legende zusammen, die Mutter Gottes habe bei der Flucht nach Ägypten dem Heiland aus dieser Pflanze ein Lager bereitet.«



Măgheran, (Fuss): Şovă'rf;<sup>1</sup> magy.: varga majorana. Im Garten findet man sie selten im Sommer, dagegen im Winter häufig zu einem getrockneten Bündel zusammengebunden auf einem Nagel auf dem Aufboden hängend zum Gebrauch. Dies Kraut besitzt einen angenehmen, starken Geruch und einen gewürzhaft-bitterlichen Geschmack. Man trinkt es als Tee bei Schnupfen, Rheumatismus und Krämpfen, bei schwachem Magen. (Alzen.) Im Sommer nimmt man es als Unterlage zu Kränzen und Sträussen. (Urwegen.)

Die Muskatenblätter (*P. odoratissimum*) hält man ausser dem guten Geruch auch wegen den »heilsamen« Blättern. Bei Geschwüren ziehen und erweichen sie. Dagegen *P. roseum* »Ruisenil« als wohlriechende Blume. Die getrockneten Blätter benützt man, indem sie mit den andern, Rosmarin, Donatablätter, Muskat, Busiok, zusammen zwischen Wäsche legt oder auch Totenpölderchen damit füllt.

*Occinum basilicum* »Busiok« ist die einzige von den Bittblumen, welche gesät wird, alle andern werden durch Stupfer oder Wurzeltriebe fortgepflanzt. Darum findet man sie im Winter selten auf dem Fenster. Sie hat auch nicht den Zweck, den Bidderstrauss zu zieren, sondern nur die Wohlgerüche zu vervollständigen. Man sät den Samen im März in Töpfe. Welches Mädchen am »Gerjendôch« (24. April) Sträuchlein zum Versetzen, dass heisst so grosse, dass sie 4 Blätter haben, aufweisen kann, heiratet im nächsten Herbst. (Reussmarkt.) Im Sommer, wenn das Kraut blüht, pflückt man Zweige davon, es kann auch teilweise schon verblüht sein, bindet sie zusammen und hängt sie auf den Aufboden. Von diesen steckt man dann ein oder zwei Ästchen unsichtbar in den Strauss. Hat sich ein Körnlein versäet und ist bis zum Herbst ein kräftiges Pflänzlein geworden, setzt man es doch auch in einem Topf aufs Fenster. Es gibt auch eine krause, zartere Art (*O. crispum*).

Den ausgepressten Saft verwendet man bei Ohrenentzündungen. Ein Aufguss der Samen bei Nierenaffektion, als kühlendes Getränk in Fieber.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Unter Şovă'rf kenne ich das Schilfrohr, auch Papură (*typha latifolia*).

<sup>2</sup> Bei den Rumänen ist Busiok die heiligste Pflanze in der Kirche und im Hause, auch als Zauberkraut gilt es am meisten, seit die Welt steht — de când i lumea —. Die Welt steht auf vier Säulen von Busiok, darum darf man nie ein Zweiglein begraben, es würde die Erde erschüttern; in Totenkränze nimmt man aus diesem Grunde dieses Glückskraut nicht.

Vor der Kreuzigung Christi gab es noch keinen Busiok, er ist aus den



Citrus Limonum ‚Zitronenbaum‘ hält man nur wegen den Blättern, wegen ihrem Wohlgeruch, aber hauptsächlich wegen den

Tränen der heiligen Maria, die sie am Kreuze vergossen, entstanden. Darum wurde er in allen romanischen Kirchen geheiligt. (Kastenholz.)

In Poplaka und Sebesch schreibt man sein Dasein den Tränen eines Jünglings zu. Immer aber sind es Tränen des tiefsten Leides, die die Macht besitzen, Pflanzen hervorzuzaubern. Diesen wohnt dann eine Zauberkraft inne. Hat jemand eine Reise vor, so steckt er sich ein Basilienzweiglein in den Busen, dann kann ihm kein Ungemach zustossen. Schickt man ein Kind in den Wald, so steckt man ihm auch ein solches in die Tasche oder in den Busen, damit ihm nichts Schlechtes zukomme.

Wie diese Blume zu dem Namen gekommen, erzählt man romanisch auf folgende Weise: »Es war einmal ein Jüngling, der hieß Busuioc, dieser hatte eine wunderschöne Braut, die er sehr liebte. Da starb sie. Der Jüngling war zu Tode betrübt, ging täglich auf den Friedhof zum Grabe und weinte. Damals herrschte im Lande eine solche Dürre, dass alles vertrocknete. Nur auf diesem Grabe blieb die Erde von den vielen Tränen feucht und nach kurzer Zeit sprossten kleine Pflanzen hervor, die täglich von den Tränen des traurigen Bräutigams begossen wurden. Sie schossen immer üppiger ins Laub und verbreiteten einen wunderbaren, würzigen Geruch, so herrlich, wie man bis zu der Zeit noch nie gerochen. Da erkannte man, dass dieses Kraut etwas Besonderes sei, man rief den Pfarrer, der kam, weihte es, trug es in die Kirche und gab ihm den Namen des betrübten Jünglings: Busuioc. Seither, bis auf den heutigen Tag, behauptet diese Pflanze ihren Platz in der Kirche. Der Pfarrer besprengt und tauft am h. Dreikönigstage mit solchen Zweigen das Volk. Wenn er an diesem Tage in die Häuser taufen geht, legen Mädchen Busiokäste auf oder unter die Schwelle, damit er darüber schreite, diese erhalten dadurch noch eine besondere Kraft, junge Bursche anzulocken. Diese Zweige legt sich das Mädchen unter das Kopfkissen. Von welchem Bursche sie dann träumt, der wird ihr Mann.

Es gibt viele Busioklieder, Zauberformeln, Strigaturi und Sprichwörter, von denen ich einige Proben mitteilen will:

Floriciă de busuioc  
Ce oprește mândru 'n loc  
Mergi la câmp de-alege-un smoc  
Tot de mag și busuioc  
Să-mi stingi inima de foc.

Și să cați murgule 'n zori

Să-mi găsești vreo două flori  
Și la cap, și la picioare  
Să-mi sădești câte o floare  
Una floare de bujor,  
Ce pare că arde 'n dor  
Și alta de busuioc  
Ce oprește mândru 'n loc.

Blümelein von Busiok  
Bleib' stehen Geliebter auf dem Platz  
Geh' aufs Feld und pflück einen Strauss  
Nur aus Mohn und Busiok  
Mir zu löschen im Herzen das Feuer.

Und du sollst suchen in der Morgen-  
dämmerung meinen Wunsch  
Damit du findest irgend zwei Blumen  
Zu den Häupten und zu Füßen  
Sollst du versetzen je eine Blume  
Eine Blume, die Pärnie,  
Ich glaube sie verbrennt die Sehnsucht  
Eine andere, den Busiok  
Er stillt, Geliebter, die Sehnsucht  
sogleich.



Bittknechten, denn zu diesen Sträussen muss man sie haben, vergoldet oder auch nur so, denn auch ungekünstelt sind die immer-

Busuioace, nu te face!  
Da de ce să nu mă fac  
Că mă pun fetele 'n cap.  
Busuioace, nu te coace!  
Da de ce să nu mă coc?  
Că mă iau feciorii 'n joc!

O, Busiok, nicht wachse!  
Warum soll ich denn nicht wachsen?  
Die Mädchen stecken mich auf den Kopf.  
Busiok, nicht reife!  
Warum soll ich denn nicht reifen?  
Es nehmen mich die Bursche auf den Tanz.

Busuioace, Busuioace  
Nu mai crește, nice te mai coace!  
Dar de ce să nu mă coc?  
Că mă port fetele la joc.

Busiok, Busiok  
Nicht mehr wachse und nicht mehr reife.  
Warum soll ich denn nicht reifen?  
Die Mädchen tragen mich auf den Tanz.

Ohne Basilikum kann man weder Verzaubertes entzaubern, noch reden für die bösen Schwären und die schwarzen Blattern und für die Liebe. An Kreuzerhöhung, in einigen Dörfern am Himmelfahrtstage, wird das Kreuz, welches der Pfarrer in die Kirche zum Küssen aufstellt, mit einer Guirlande von Basilikum geschmückt. Von hier brechen sich die Frauen Zweige ab und mischen sie unter ihre, welche sie hinter heilige Bilder aufbewahren. Auf diese Weise werden dann alle Zweige heilig und heilsam für viele Leiden und ansteckende Krankheiten.

Gegen böse Schwären nimmt man ein Stück von dem Fetzen, mit welchem man die rotgefärbten Eier am Ostertag abgewischt, ein wenig Weihrauch, einige Ästchen Busiok und einige Haare eines Pelzes. Dieses zündet man an und räuchert den Schwären, indem man folgende Worte murmelt:

»Beșică albă, Beșică neagră, Beșică ghivizie, Beșică naramzie, Beșică cu obrintit, Beșică cu obrăslit, Beșică cu pocitură, Beșică cu săgetătură, Beșică prin deochiu, Beșică de 99 de feluri, Beșică de 99 de neamuri, să pei, să respei, ca roua de soare, ca spuma de mare. Iuan să rămâi curat și luminat, cum Dumnezeu te-a lăsat. Descântecul dela mine, leacul dela Dumnezeu!«

»Blatter weisse, Blatter schwarze, Blatter rotbraune, Blatter orangerote, entzündete Blatter, unverschämte Blatter, Blatter durch Hexerei gemacht, Blatter durch einen Stich, Blatter durch Berufen, Blatter von 99 Arten, Blatter von 99 Gattungen, du sollst verschwinden, du sollst zugrunde gehn, wie der Tau von der Sonne, wie der Schaum des Meeres. Joan (oder wie das Kind heisst) du sollst rein sein, hell, wie Gott dich geschaffen. Das Beschwören ist von mir, die Arznei von Gott!«

Wenn man diese Worte gesprochen, nimmt man die Asche und bestreicht damit den Schwären. Dies wiederholt man dreimal: morgens, mittags und abends. Man kann auch Honig auf Busiok schmieren und auf die Wunde legen, es heilt schneller. Es gibt auch noch ein anderes Heilmittel. Man nimmt in einen Fetzen Spinnweb und Busiok, zündet dies an und murmelt den Schwären räuchernd folgende Worte:

»O vint Sânta Maica preceastă și o chemat toate bubuțele și toate beșicuțele, da pe Ion nu l-a chemat. O vint Sân Petru cu Sân Pavel și o făcut o masă



grünen, haarigen, glänzenden Blätter sehr schön und geben dem Strauss ein hübsches Aussehen. Sie werden auch bei schlechter

mare și o chemat toate bubuțele și toate beșicuțele, și le-o cinstit, și au perit și au resperit și le-a ospătat și au crepat, și au rescrapat, și un fir de mac în nouă despicat, în pulbere aruncat. Beșică rumânească, Beșică nemțească, Beșică jidovească, Beșică latinească, Beșică veninată, Beșică înfocată, să piei ca spuma de mare, ca roua de soare. Eu am descântat, Juon să fii curat ca de Dumnezeu sfântul lăsat.\*

»Es ist gekommen die heilige Mutter und hat gerufen alle Schwärchen, und alle Blatterchen, aber den Juon (oder wie der Kranke heisst) hat sie nicht gerufen. Es ist gekommen der heilige Petrus mit dem Paulus und bereiteten einen grossen Tisch und luden ein alle Schwärchen und alle Blatterchen, und bewirteten sie und verlor sie und richtete sie zugrunde und er bewirtete sie und spaltete sie und spaltete sie auf und spaltete einen Mohnstengel in neun Teile und warf sie in den Staub. Romänischer Schwären, deutscher Schwären, jüdischer Schwären, lateinischer Schwären, vergifteter Schwären, hitziger Schwären du sollst vergehen wie der Schaum im Meere, wie der Tau in der Sonne. Ich habe dich beschworen, Juon (oder wie der Kranke heisst), du sollst rein sein, wie dich Gott, der Heilige, geschaffen.«

Diese Formel kann man jeden Tag, ausser an Sonn- und Feiertagen, wenn die Geistlichen in der Kirche sind, anwenden. Auch nach dieser feuchtet man Blätter von Busiok an, vermischt sie mit Spinnweben und klebt sie auf die mit der Asche bestrichenen Schwären. In kurzer Zeit wird er geheilt sein. (Gierlsau, Kleinscheuern.)

Wenn diese Mittel eine sächsische Frau verwendet, so murmelt sie die Worte rumänisch, also im Original, nicht in der Übersetzung. Auch gegen Rotlauf gibt es ein Mittel, welches nur rumänisch angewendet, hilft.

Ein Mädchen, welches bei den Burschen beliebt sein und auf dem Tanze viel tanzen möchte, geht, wenn es dunkel geworden, mit einem Töpfchen und drei Busiokstengeln an einen Bach, füllt das Töpfchen mit Wasser, hebt es auf den Kopf und murmelt:

»Una stea, logostea, două stea, logostea« usw. bis auf neun, dann: »O stea, steluța mea, eu oi dormi, tu nu vi dormi, eu m'oi culcă, tu nu te vi culcă, eu m'oi odihni, tu nu te vi odihni. Și de sara, cât i vara, să te duci mereu, spre norocul meu, și în sărbători, pân' în cântători, la împărați cu împărătese, și la crai cu crăieșe, la majori cu majoreșe, la preoți cu preotese și la generari, cari or fi mai mari, la toți căpitani și la toți hatmanii, dela împărăție pân' la birăi, dela vlădicie pân' la popi, pe rând la toți. Fă totul ce poți. Și apoi iele lor dragostile lor. Toată vaza lor, omenia lor, toată cinstea lor, și frumseța lor. Te du la vaci cu viței, și la oile cu miei. La capre cu iezi, colo prin livezi. La toate dughenele și la toate șetrele, la toate fluerele, și la toate bandele. Apoi iele lor, din dragostea lor, și din cinstea lor, și din vâlfă lor. Toate mi le-adună, când i vreme bună, și le pune de cu sara cât i vara, până 'n zori, și cântători. În cânceul ist cu flori. Cum din apă m'oi spăla, toți feciorii m'or jucă. Fir de busuioc, oi intra în joc, tu să-mi dai noroc!«



Verdauung und Krämpfen benützt (Lähmungen). Wurzel und Rinde sind gut gegen Fieber, »aber man benützt dieses Mittel lieber nicht,

»Ein Stern, ein Glück, zwei Sterne ein Glück« usw. bis auf neun Sterne, dann: »O, Stern, mein Sternlein, ich werde schlafen, du wirst nicht schlafen, ich werde mich niederlegen, du wirst dich nicht niederlegen, ich werde mich ausruhen, du wirst dich nicht ausruhen. Und abends, so lange der Sommer ist, sollst du immer gehen nach meinem Glück und in den Feiertagen bis in der Morgendämmerung, beim König mit der Königin und beim Kaiser mit der Kaiserin, beim Majoren mit der Majorin, beim Pfarrer mit der Pfarrerin und bei den Generalen, weiche sind die grössten, bei allen Hauptmännern und bei allen Feldherren des Reiches bis zu den Grössten des Ortes. Von dem Bischof bis zum Pfarrer, sollen alle aufeinander folgen. Mach alles, was du kannst, und dann alle ihre Arten, ihre Liebe, ihr Ansehn, ihre Ehre, ihre Pracht, ihre Schönheit. Geh zu den Kühen mit den Kälbern, und zu den Schafen mit den Lämmern, zu den Ziegen mit den Zicklein dort auf den Wiesen, zu allen Läden und jeden Schattert, allen Jahrmarktzelten, zu allen Flöten und allen Banden, dann ihre Arten, der Liebe, der Ehre und all ihr Ansehn. Such sie alle zusammen, wenn gute Zeit ist und such sie abends so lang der Sommer, von der Abend- bis zur Morgendämmerung, in den Kännchen mit Blumen, wie man sie mit weichen Wasser wäscht, so sollen alle Burschen mit mir tanzen. Zweig von Busiok, ich werde zum Tanz gehen, du sollst mir geben das Glück.«

Zu Hause angekommen trinkt es dreimal Wasser aus dem Töpfchen und sagt wieder:

»Cum nu poate face popa aghiasmă făr' de busuioc, așa să nu poată începe feciorii făr' de mine nici un joel«

»Wie der Pfarrer mit Weihwasser nicht kann besprengen ohne Busiok, so sollen die Burschen ohne mich nicht anfangen können den Tanz.«

Solche Zaubereien helfen nur, wenn man sie bei abnehmendem Monde an einem Dienstag, Donnerstag oder Samstag vornimmt.

Wegen der Liebe nimmt das Mädchen ein Töpfchen mit Wasser, legt Busiok hinein, geht damit ins Freie, sieht zu den Sternen auf und sagt:

»Una stea, adă-mi dragostea mea de tri ori până 'n zori, la astă ulcea cu flori, dela 99 de vaci cu viței, dela 99 oi cu mei, dela 99 scroafe cu purcei, dela 99 pălării feciorești, dela 99 struțuri fetești. Două stele aduceți dragostile mele, de tri ori până 'n zori la astă ulcea cu flori.«

»Ein Stern, bring mir meine Liebe dreimal bis zum Morgen zu diesem Töpfchen mit Blumen von 99 Kühen mit Kälbern, von 99 Schafen mit Lämmern, von 99 Schweinen mit Ferkeln, von 99 Hüten der Burschen, von 99 Sträussen der Mädchen. Zwei Sterne bringt mir meine Lieben dreimal bis zur Morgendämmerung zu diesem Töpfchen mit Blumen.«

Darauf trinkt es zu den Sternen blickend aus dem Töpfchen, schüttet sich ein wenig von dem Wasser in die Hand und wäscht sich das Gesicht und streicht sich über das Haar, dann besprengt es mit den Busiokzweiglein den Weg, auf welchem die Burschen kommen, bis zum Haus, giesst dann den Rest des Wassers auf die Schwelle. Mit den Zweigen reibt es sich Hände und Gesicht, legt sich



es ist zu schade um den schönen Baum, zumal es so viele andere Mittel gegen Fieber gibt.« (Anna Wachsmann, Magarai.)

Diese Bäume, welche auf dem Fenster der Bauernstuben wachsen, bringen nie Früchte, das ist auch nicht nötig, man holt die Zitrone leicht vom »Gewalwer« (Kaufmann). Früher hat man auch nicht gewusst, wie gut diese saure Frucht bei vielen Krankheiten ist. Wenn man Hollundertee trinkt um zu schwitzen, tröpfelt man auch Zitronensaft hinein, das treibt den Schweiß noch mehr, und gegen Hitze ist das Zitronenwasser (Limonade) auch gut kühlend. Das Innere der Schale macht die Haut rot. Gegen Kopfweh reibt man sich damit die Schläfe und gegen Zahnschmerzen das Zahnfleisch. Erst seit kurzer Zeit nehmen die Frauen hie und da die äussere Schale in das Gebäck.

Hoya carnosa, fleischige Hoya<sup>1</sup> ist in allen Dörfern als »Wachsblume« bekannt und eine sehr beliebte Zimmerblume. Ist das Fenster für diese »Bidderblom« zu klein, so wird sie um einen Reif gezogen und auf den Schubladkasten oder die Truhbank neben das Fenster gestellt. Sie muss als Schlingpflanze behandelt werden, weil der Stamm für die dicken Blätter zu schwach auf die Erde sinken würde. Die immergrünen Blätter geben der Pflanze den Wert, nicht die nur im Sommer aufblühenden, sehr angenehm, aber betäubend riechenden Blüten. Die kurzstieligen Blätter werden an feine Birkenäste gebunden, welche man einem abgekehrten Birkenbesen entnimmt, und mittelst diesen zum Strauss gebunden. Auch diese Blätter gelten vergoldet für schöner.

dann ins Bett wünschend und wartend, sie werde vom Liebsten träumen, welchen sie ersehnt.

»Să crească norocu ca busuiocu« ist ein allgemein bekannter Spruch: »Das Glück möge wachsen wie der Busiok.« Diese Pflanze wächst sehr schnell, die wandernden, wahrsagenden Zigeunerinnen rufen den ihnen Begegnenden diesen Wunsch zu und wenn sie in die Häuser betteln gehn, ist dies ihr Gruss.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Porzellanblume, Hoya, Hoy, Obergärtner des Herzogs von Northumberland, bekannter Züchter. »Der Stamm dieser beliebten Zimmerpflanze windet seine jungen Triebe links, im umgekehrten Sinne der Uhrzeiger um Stützen herum, wobei die dichtstehenden, rückwärtsgerichteten Haare wesentlich zum Festhalten an der Unterlage beitragen. Später, wenn diese Teile älter geworden sind und zu winden aufgehört haben, senden sie an der dem Lichte abgewandten Seite Luftwurzeln in die Unterlage und befestigen sich so auf das widerstandsfähigste. Die Blätter leiten das Wasser nach aussen; sie stehen deshalb an rinnenlosen runden Stielen. Die Pflanze kann durch Blattstecklinge vermehrt werden.«



*Helichrysum arenarium*<sup>1</sup>, Sandimortelle<sup>2</sup>, sächs.: »der gealer Striblemcher« gehörte früher, als sehr beliebte, einzige blühende Blume ebenfalls zu den Bittblumen. Die Pflanze ist ausdauernd, hat silbergraue filzige Blätter und goldgelbe Doldentrauben. Eine Abart ist an der Spitze pomeranzenfarbig. Fängt im Sommer an zu blühen und blüht bis in den Winter hinein. Im Sommer kann sie auch in den Garten versetzt werden, doch ist dies weniger gebräuchlich, man hielt sie gewöhnlich im Topf auf dem Fenster, schnitt die ersten Blüten und bewahrte sie für den Winter auf. Die spätern liess man zur Zierde zwischen dem grünen Laub der andern Blumen am Strauch und schnitt sie nur, wenn man die Bittsträusse binden sollte. Es gab übrigens so viele Blüten, dass die Burschen, sogar grössere Knaben im Winter ein kleines Päschen immer auf der Kappe trugen (Zied). Man sagte, die Pflanze zwischen die Kleider gelegt, halte die Motten ab. Zu diesem Zweck wurde sie aber wenig gebraucht. Als Volksheilmittel galt sie gar nichts. (In frühern Zeiten war sie in der Heilkunde als *Flores Staechadis citrinae* gebräuchlich.)

Auch heute noch hat man diese kleine, gelbe Strohblume gerne, aber sie wird nun doch verdunkelt durch die vielen seither verbreiteten modernern, buntfarbigen Winterblumen.

Lonjerhär healt em dich nor de Bidderblommen of der Fenster, nea senj ollerhünt noan afkun, de Penagonicher (*Pelargonium*), de štinkente Liesel, stinkende Schönhait (Mettersdorf). Immerbli (Kaisd) (*Geranium*) de Zinerâlien (*Cineraria hybrida*) uch der Doctorimhaus; (eine hellgrüne Cactusart, deren fleischige Blätter man auf Wunden und Geschwülste legt) (Meschen).

Ist das Wetter gut zur Zeit der Hochzeiten, d. h. ist der Schnee nicht zu tief und gefroren, so bringt man auch Blätter vom Storchschnabel (*Donatablädder*), welche im Winter grün bleiben und auch den Geruch nicht verlieren.

In Hermannstadt sind nur noch wenige, welche sich an die Bittblumen und -stäbchen erinnern. Dieser Brauch hatte hier etwa um das Jahr 1830 aufzuhören begonnen. Die Blumen waren dieselben, wie auf dem Dorf, die Stäbe dagegen liess man aus Silber machen, und zwar so, dass das untere Ende in einen Ring auslief, welcher am Stab mit einem Herz auf der untern, mit einer Blume (welche aus 6 Blättern besteht; ob sie eine tiefere Bedeutung hat,

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Éwech Blimchen Hêdeblum.



konnte ich nicht erfahren, und welche sie vorstellen soll) auf der oberen Seite zusammengefügt war. In die Spitze wurde der Blumenstrauch gebunden. Diesen Ring steckte man an den Finger, wodurch das etwa 30 cm lange Stäbchen leicht und zierlich in die Höhe gehalten wurde. Wer kein eigenes hatte, erbat es sich von Bekannten, wofür diese als Entgelt eine Hanklich von der Hochzeit erhielten. So gingen die Burschen einladen und so eröffneten sie, den Bräutigam in der Mitte, welcher auch so ein Stäbchen am Finger trug, den Hochzeitszug. Die 94 jährige Frau Jikeli, Heltauergasse, († 1914) meint, nicht die Bidderburschen sondern die Hochzeitväter hätten mit den Bittstäbchen den Zug eröffnet. Wenn die Braut von der Trauung in das Hochzeitshaus zurückkehrte, musste sie über die auf die Schwelle gelegten Blumen oder Sträusse schreiten, auf dass die Ehe eine gesegnete sei. Diese Sitte hat sich bis in die letzten Jahre erhalten und auch heute noch wird sie in manchen Häusern aufrecht erhalten.<sup>1</sup>

In alter Zeit sollen auch die Frauen am Sonntag solche Stäbchen mit einem Blumenstrauss an den Finger gesteckt haben und damit in die Kirche gegangen sein, wie das auch jetzt noch auf jedem Dorf Sitte ist, nur tragen sie den Strauss in der Hand. Diese »Strausshalter« sollen aber anders geformt gewesen sein als die Bittstäbe, bis noch konnte ich keinen zur Ansicht erhalten.

Wenn man auf dem Dorf auch keine silbernen Bittstäbchen besass, so nahm man doch und nimmt auch heute noch die schönsten Holzstäbe zu diesem Zweck. Nicht auf jedem Dorf gilt dasselbe Holz für das Schönste, weshalb die verschiedensten Wald- und Ziersträucher den Bittstab liefern.

*Viburnum opulus roseum*, *V. opulus* und *V.*<sup>2</sup> *lantana* ‚Schlingbaum‘, ‚Wolliger und gemeiner Schneeball‘, sächs.: Schniball, Plék, Kneddel, Brâlk; rom.: Drimoc, Drimoz.

*V. opulus* ist der ‚Wald- oder wilde Schneeball‘, welcher an Hecken und an Waldrändern wächst und schöne weisse Randblüten hat, die geschlechtslos sind, die innern Blüten sind sehr klein, zwittrig mit glockigen gelblich-weissen Blumenkronen. Die Beeren

<sup>1</sup> Fräulein Christine Schuster in Hermannstadt besitzt noch zwei solcher Bittstäbchen, das dritte hat sie dem Brukenthal'schen Museum geschenkt.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora der Heimat: *V. lantana*: Sâmetholz, Sâmetweid, Môdersêlchen, Mouzelter, Moteler, Hattenhobz; *V. opulus*: Ierben. Weisse Faulbâm, Weisse Vullekisch, Hondskisch.



sind scharlach-rot, rund und saftig. Der Genuss davon erregt Erbrechen. Durch die Kultur haben wir den Zierstrauch in die Gärten erhalten (*V. opulus roseum*). Dieser hat eine schöne weisse Trugdolde, alle Blüten geschlechtslos mit sehr grossen flachen schneeweissen Blumenkronen. Er blüht im Mai und ist für das Schulfest, welches zu Pfingsten abgehalten wird, den Kindern eine sehr willkommene Blume.

Die Beeren des wilden Schneeballs werden von den Drosseln gerne gefressen.

Der wollige Schneeball (*V. lantana*) wächst auch in Wäldern, kommt aber seltener vor als erstere. Die Blätter sind grau-grün, wollig, daher der Name. Die Beeren haben einen unangenehmen süsslichen Geschmack, sind zusammenziehend schleimig und werden bei Halsentzündungen gebraucht. Die innere scharfe Rinde zieht auf der Haut Blasen und wird bei Krankheiten der Tiere angewendet.

*Cornus mascula*<sup>1</sup>, 'Kornelkirsche', sächs.: Tärnebum, Tärn, Tiarn; rom.: Cornu; magy.: somfa. Kommt in Schässburg und Umgebung häufig vor. Dieser Strauch heisst auch gelber Hornstrauch. Schabt man die äussere Rinde ab, so kommt eine gelbe zum Vorschein, weshalb ein solcher Stab in Deutschkreuz für das schönste Holz gilt.

Dieser strauchartige Baum wächst auf sonnigen Hügeln, Bergen und in Wäldern, wird aber auch häufig in Gärten gepflanzt wegen seinen Früchten, die auf dem Markt ein gangbares Obst abgeben. Die Steinfrüchte sind vor der Reife sehr herbe, reif aber süsslich-sauer gelind zusammenziehend werden sie roh gegessen oder in Zucker eingemacht oder getrocknet, und bei mancherlei Unwohlsein benützt. Auch aus den Blättern kocht man einen Tee. Rinde, Holz und Zweige färben gelb, das Holz ist sehr hart und sehr brauchbar, es liefert die besten Rohre zum Weben. Die Blüten erscheinen schon im März vor den Blättern und geben den Bienen eine zeitige Nahrung und viel Honig, sollen ihnen aber leicht schädlich werden.

*Cornus sanguinea*<sup>2</sup>, 'roter Hornstrauch', wächst an Hecken und in Wäldern, rom.: sänger; magy.: gurufa. Heisst auch Blutrute, weil seine Äste im Winter und Herbst blutrot sind. Die Blüten erscheinen nach den Blättern, das Holz ist auch hart und wird zu Drechslerarbeiten verkauft, Bogen — Zoinebis. (Kleinschenk.)

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Kierel. Das harte und polierbare Holz eignet sich sehr zu Stöcken, Messergriffen usw. Die Früchte werden eingemacht und gegessen.

<sup>2</sup> Röde Faulbâm, Härtrut, Lenneblut, Rötholz.



Jedem Ast wachsen im Frühling drei gegenüberstehende Triebe, die bis im Herbst einen halben Meter lange Zweige werden und eine blutrote Farbe erhalten. Diese gebraucht man als Heilmittel für krankes Vieh, besonders bei Blutungen und Blutkrankheiten.<sup>1</sup> Die getrockneten Blätter liefern einen guten Tee.

Berberis<sup>2</sup> vulgaris ‚Sauerdorn, Berberitze‘, sächs.: Rît Ägresch, Schiesbrijer Äjresch, Schäsbricher Argresch (Wallendorf) weil er hauptsächlich in Schässburg und Umgebung häufig vorkommt und dort keine Kerne hat, was in anderen Gegenden eine unangenehme Zugabe ist. Wenn man vom Markt kaufen soll, sagt man: Säch nor af dôt, dat e nichen Karren huet. In Schässburg nennt man ihn Kuckuck — Umpert, weil er saure Blätter hat, welche die Kinder ebenso gerne als den Sauerampfer essen, rom.: agriş roşu, lemn galbin oder dragină; magy.: sóskafű (Fuss), Veres egres (Sigerus).

Der Sauerdorn ist ein 2—4 Meter hoher baumartiger Strauch mit einer sehr ästigen innen gelben Wurzel, steifen Wurzeltrieben und gelbem Holze. Dornig durch dreiteilige oder weiter hinauf zweiteilige und endlich ungeteilte, aus verkümmerten Blättern entstandene, an jungen Trieben zum Teil auch 7—5 teilige Dornen. Blätter in den Winkel der Dornen durch Verkümmern des Ästchens büschlig, wimperstachlich-gesägt, Trauben in jedem Blätterbüschel, und besteht aus kleinen gelben Röschen, die im Mai blühen und einen feinen angenehmen Geruch verbreiten. Sie werden von den Bienen häufig besucht. Die sauer und etwas zusammenziehenden Blätter sind zum Kauen gegen Schlaffheit des Zahnfleisches und andern Krankheiten des Mundes gut. Die jungen Blätter geben einen angenehmen Salat. Die gelbe Wurzel und besonders der Bast der Wurzel, des Stammes und der Äste (Cortex Berberidis) ist sehr bitter und enthält einen gelben Farbstoff. Gut gegen Gelbsucht. (Kleinschenk.)

<sup>1</sup> Nicht wegen der roten Farbe, sondern wegen der Anwendung der Blutkrankheiten nennen es die Rumänen sânge. Sânge = Blut. Wenn im Märchen der Drache oder des Teufels Grossmutter einem Menschen den Kopf herunterschlägt, so kann man ihn mittelst dieser drei Zweiglein wieder heilen.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora der Heimat: Berberis ‚Dreidart‘. »Die Berberitze beherbergt als Zwischenwirt einen Pilz, der auf das Getreide übergeht und dort den berüchtigten Rost erzeugt. Entfernen der Sträucher ist deshalb im Interesse des Getreidebaues geboten. Die Früchte werden eingemacht und zu Gelee, Syrup, Limonade verwandt; unreif können sie Kapern ersetzen. Das in ihnen enthaltene Berberin gleicht sehr dem Rhein des khabarbers.«



Die sauern Beeren sind als *Baccae Berberum* oder *Berberidis officinell*, und ersetzen auch in der Haushaltung oft die Zitronensäure, auch bereitet man Essig aus ihnen und kocht sie in Zucker ein. Am häufigsten aber trocknen sie die Landleute in der Ofenwärme und benützen sie im Winter zu Suppe und Kächen. Auf dem Markte ist es eine sehr begehrte und teure Ware. Da dieser Strauch nicht in jedem Garten gedeiht, so bemüht sich manche Hausfrau viel und doch vergebens einen aufzuziehen.

Im Herbst, wenn die Beeren rot, also reif geworden, werden sie am Sonntag nach der Vesper abgeklaut, zu welcher Arbeit Nachbarinnen und Freundinnen sich helfend einfinden. Am nächsten Sonntag um dieselbe Zeit sitzen sie dann auf der Gasse vor dem Haus auf der Bank und reinigen die Beeren von den Stielen, um sie für's Trocknen vorzubereiten. So wertvoll diese Frucht für die Hausfrau ist, so unangenehm ist der Strauch manchem Ackermann, der daran glaubt, dass der Rost im Getreidehalme dem auf den Blättern und auf den Blattstielen des Sauerdorns vorkommenden gelben Schmarotzerpilzes *Accidium Berberidis Pers* zuzuschreiben sei und leidet deshalb auch den Strauch nicht in der Nähe der Äcker. Andere wieder glauben nicht daran und meinen, diese Krankheit werde durch die Witterung bewirkt. Trotzdem sind manche Sauerdornhecken das Opfer des Berberitzen-Staubschwammes geworden, indem man ihn aus den Hecken ausrottet.

Die einjährigen Wurzeltriebe sind schöne, grade, lange Stäbe, wie geschaffen für den Bittstab

*Evonymus Europaeus*<sup>1</sup>, Pfaffenhütchen, Pfaffenkappel, Spindel-

<sup>1</sup> E. J. Klein, »Bei *Evonymus europaeus* sind die Samen weiss, von einem orangefarbenen Mantel umgeben und in eine rosenrote Kapsel eingelagert; bei *E. veraucosus* sind die Samen schwarz, der Mantel blutrot und die Kapsel gelblich. Die Früchte stechen durch ihre Farbe von dem grün bleibenden und so abfallenden Laube ab. Die Auffälligkeit wird noch dadurch erhöht, dass beim Öffnen der Kapsel die anders gefärbten Samen an Fäden aus derselben heraustreten. Diese Samen werden vor allem von Rotkehlchen verzehrt, dessen Verbreitzungszone sich mit der des *Evonymus* deckt; der Vogel verdaut den fleischigen Mantel und speit die Samen selbst in Ballen wieder aus, wodurch Verbreitung erfolgt. Daraus erklärt sich der Name »Rotkehlchenbrot«, den die Pflanze stellenweise trägt. Alle Teile der Pflanze schmecken bitter und widerlich, ihr Genuss erregt Erbrechen und Durchfall. Die Weidetiere greifen sie daher nicht an. Aus der Pflanze wird ein gelber Farbstoff, aus den Früchten ein Öl gewonnen. Das Holz findet Verwendung zu Drechslerarbeiten und zur Bereitung von Zeichenkohle.«



baum<sup>4</sup>, sächs.: Faffekapcher, Faffekapeltcher (Wallendorf), Hangdhoulz (Kaisd), Faffenheulz (Kleinschenk), Wîduiren (Grosschenk); rom.: Lemnu cânelui, Lemnu râios (räudig); magy.: kecskerágofa.

Dieser Strauch, mitunter auch Baum, hat einen sparrigen, blassbraunen Stamm, die jüngsten Triebe, welche die Bittstäbe liefern, sind vierkantig, olivengrün, glatt und kahl. Die Blüten sind grünlich, unbedeutend, die Früchte rot und von der Form einer Pfaffenkappe, daher der Name. Wegen dieser schönen Früchte und dem Holz, welches als Baum oder Strauch gezogen werden kann, wird er aus den Hecken und Wäldern auch als Zierpflanze in den Garten versetzt.

Alle Teile aber besitzen einen unangenehmen Geruch und Geschmack und bewirken, innerlich genommen, heftiges Erbrechen. Blätter und Samen werden als Brechmittel benützt. (Alzen.) Für die Schafe sollen die Früchte ein tödliches Gift sein, geben aber eine schöne gelbe Farbe. Das harte Holz ist für Drechsler sehr brauchbar und zu Spindeln (Spindelbaum). Ein Absud davon in den Mund genommen ist gut gegen Zahnschmerzen. (Gierelsau.)

Zur Zeit Christi hatte dieser Strauch auch Dornen. Die Juden flochten aus diesem Holz die Dornenkrone und setzten sie Jesus aufs Haupt. Da verfluchte Maria diesen Strauch, dass er alle Dornen verlor und sein Holz giftig wurde. Wenn der Saft in eine Wunde kommt, verursacht das grosse Schmerzen, daher nennt man den Strauch auch »Wîduiren«. (Grosschenk.) Unter den Celastergewächsen (Celastrinae) gibt es wirklich auch heute noch eine Art mit sehr langen Dornen, welche sehr heftige Schmerzen bewirken, wenn man sich mit ihnen verwundet, *Celastrus venenata*<sup>4</sup>. *Evonymus verrucosus* ist dem *E. europaeus* sehr ähnlich, nur sind seine Zweige stielrund mit schwärzlichen Warzen, man findet ihn auch in unsern Wäldern. Es wird vom Volk für dieselbe Art gehalten.

*Corylus avellana*<sup>1</sup>, Haselstrauch<sup>4</sup>, sächs.: Hasselstösch, de Hassel, de Hosselreot, Housselbatschen (Brenndorf); Hosselnass; rom.: Alun; magy.: mogyorófa.

In den meisten Dörfern, auch da, wo der Bittstab abgeschafft ist, gilt doch die Haselrute für den besten, wertvollsten Stab. Keiner von allen Holzarten ist so fest und so glatt und so grade, dass sie

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Hieselter. »Eichhörchen und Eichelhäher (Markolf), welche die Früchte in eine Höhle oder Steinkluft sammeln und nachher nicht mehr abholen, weil sie selbe vergessen, sorgen für deren Verbreitung. Die ölige Nuss wird gegessen, das Holz wird gebraucht zu Reifen, Blumenstäben usw.«



auch die Wünschelrute abgegeben haben soll, davon will unser Volk heute nichts wissen, es glaubt nur an die Züchtigungsrute. Wenn jemand etwas schlechtes getan, drohte man in Grosschenk: »Wuert nor wuert, ich kun der schuin mät dem Hasslinger«, oder einem unfolgsamen Kinde: »Wällte de Hossel?« und der Peitschenstab für die aus Hanf selbst gedrehte Peitsche, dann auch die Blumenstäbe für die Blumenstöcke im Garten und die Bittblumen auf dem Fenster. Als Stab zum Schutz, wenn man über Land geht. Kommt ein Mann durch den Wald und sieht an einem Haselstrauch einen schönen graden Stab, schneidet er ihn ab und trägt ihn als Stock mit.

In manchen Wäldern sind viele Haselsträucher. Von ihnen hat dann der Wald seinen Namen: Hasselbäsch. Die Haselnuss ist eine sehr beliebte Frucht. Im Herbst gehen die Kinder »än Hasselbäsch am Hasselnäss« teils um sie selbst zu essen, teils um sie zu verkaufen. Man freut sich, wenn viele »Hasselnutschen« geraten, man fürchtet aber auch den nächsten Winter, denn viele Haselnüsse bedeuten einen langen, strengen Winter.

Haselnüsse werden von »den Herrschaften in der Stadt« gerne zu Mehlspeisen gekauft und teuer bezahlt. »Man sät sie nicht, und hackt auch nicht um sie herum und doch sind sie teuer.«

Haselnüsse zerklopft in Honigwasser sind gut bei Husten. Die Rinde vertreibt das Wechselfieber, die braune Brühe der Rinde gibt eine dauerhafte Farbe. Die Blütenkätzchen sind ein Heilmittel bei Durchfall der Tiere oder auch nur der Blütenstaub. Die Wurzel- und Stockschösse benützen die Böttcher zu Reifen.

Das Erlebnis eines im Jahre 1807 aus dem Kriege heimgekehrten Schellenberger Bauern soll Veranlassung zu einem Spottliede gegeben haben, das man auch in Magarei gesungen:

Et fear e geat Mûn än de Bäsch,  
En brôcht e Feäder Hosselnäss,  
Dea di geat Mûn hîme kum:  
»Frâ, wot hôst tea mir gekôcht?«  
»Sâch dertais am Kâstchen,  
Loat e verschammelt Krâstchen«,  
»Frâ wot sekt der Kanter hâ?«  
»Hea sol mer den Räckbroden ofenzân«,  
Der geat Mûn nûm en Hossel  
Hea schleach nom Kanter en trof de Frâ  
Derno schleach e no der Frâ, en trof den Kanter —

»Farida ritadom« wird nach jeder Zeile gesungen.



In alten Zeiten lebten die Schlangen an der Wurzel des Haselstrauches. An schönen Tagen kommen sie heraus und sonnten sich, kam ihnen ein Mensch in den Weg, bissen und vergifteten sie ihn.

Als Christus noch auf Erden lebte, ging er einmal mit der heiligen Maria, seiner Mutter, in den Wald spazieren. Ermüdet setzte er sich unter einen Haselstrauch und schlief ein. Seine Mutter suchte Erdbeeren. Da sah' sie eine giftige Schlange aus der Erde und auf ihren Sohn zu kriechen. Schnell bog Maria eine Haselrute herunter, so dass die Schlange nicht ankommen konnte und entwich. Wenn eine Schlange mit einer Haselrute geschlagen wird, muss sie sterben. Da erwachte Christus, Maria aber segnete den Strauch, dass nie ein giftiges Ungeziefer unter ihn komme und man in seinem Schatten beruhigt ruhen könne. So ist es geschehen und geblieben bis auf den heutigen Tag. (Retersdorf.) Unter dem Strauch aber wuchs ein Pflänzchen heraus, dessen Blätter im Winter wie im Sommer grün blieben und weil sie aus der Haselwurzel herauszuwachsen schienen, nannte man sie »Haselwurz« (*Asarum europaeum*),<sup>1</sup> sächs.: Hasselwurz, Hiorbladder (Alzen), Kokescheicher; rom.: Popilnic oder Popivnic; magy.: kapotnyak (Fuss), kerék kapor (Sigerus). Diese Pflanze, welche sich unter dem Haselstrauch sehr ausbreitet, gilt im Volk nicht nur als Heil- sondern auch als Zaubermittel. Darüber dieses konnte ich jedoch nichts Näheres erfahren. Wurzelstock und Blätter riechen stark kampferartig, schmecken gewürzhaft-bitterlich. Getrocknet schmeckt und riecht er schwächer. Der frische Wurzelstock enthält ein kampferartiges Öl (Asarin), erregt Brechen und wird als Brech- und Niesmittel gebraucht. Die ganze Pflanze ist gut fürs Haar, daher der Name »Haarblätter«. (Alzen.) In den Wäldern Siebenbürgens kommt sie sehr häufig vor.

Als Haselwurz - Kraut und Wurzel ist dieses Kraut auch in der Heilkunde gebräuchlich (*Herba et Radix Asari*).

Wohin sich die Schlangen niedergelassen, weiss man nicht genau, aber in dichtem Unkraut in den abgehauenen Wäldern »am Verhach« sieht man sie manchmal sich sonnen. Wenn eine Schlange

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Asaros, gr. Teppich; »die Pflanzen bilden einen Teppich auf dem Waldboden, selten (Ansemburg). Der Wurzelstock hat einen eigentümlichen Geruch (Haselwurzöl), er wird von Tieren nicht angegriffen, derselbe überdauert mit grünen Knospen den Winter unter der schützenden Decke des trockenen Laubes. Die Wurzel (*Radix Asari*) war früher in der Apotheke gebräuchlich und wird wohl noch stellenweise heute vom Volke als Brech- und Abführmittel angewandt.«



neun Jahre kein menschliches Auge gesehen, so wird sie gekrönt. Vor vielen Jahren, als die alte Steinin in Talmesch noch jung war, sah sie einmal im Walde etwas, wie Silber in der Sonne funkeln, sie wollte diesen Gegenstand anfassen und legte ihre Hand darauf, da bewegte er sich — es war eine gekrönte Schlange. In ihrem Schreck hatte die Frau nicht daran gedacht, sie zu töten und mitzunehmen um ihren Kopf zu essen, denn wer vor dem Himmelfahrtstage den Kopf isst, der hört alle Kräuter reden und alle Tiere und versteht ihre Sprache, und weiss, wozu sie nützen. Dies Letztere aber weiss seither diese nun alte Frau und behauptet, sie wisse es nur, seitdem sie die Hand auf die gekrönte Schlange gelegt. Sie habe das Gefühl, als habe ihr die Schlange die Augen geöffnet.<sup>1</sup>

Als Christus noch klein war, ging er einmal mit seiner Mutter über Land. Sie kamen durch einen Haselwald, da zog plötzlich ein Gewitter herauf. Maria setzte sich mit dem Kind unter einen Haselstrauch, dieser breitete seine Äste über sie, so dass sie gar nicht nass geworden. Aus Dankbarkeit segnete sie den Strauch, es solle in ihn und alle Haselsträucher, die von ihm abstammen, nie ein Blitz einschlagen und alle ihre Stöcke und Zweige sollten nicht nur den Blitz abwehren, sondern auch alle Krankheiten und sonstiges Ungemach von den Menschen wegnehmen oder sie davor bewahren. Seither verdanken wir dem Haselstrauch gar vieles. Besonders heilsam in vielen Dingen und Gefahren ist der einjährige Wurzel-

<sup>1</sup> Die Rumänen sagen, die Schlangen wären früher sehr nützliche Wesen gewesen und nur die Habsucht eines Menschen habe sie unter dem Haselstrauch vertrieben und seither wäre ihr Biss giftig geworden, und zwar sei das so gekommen: Damals spannen die Schlangen goldene Fäden, welche sie zu Goldkuchen verwendeten, was übrig blieb, schlangen sie um die Haselstöcke. Einmal fuhr ein Dienstknecht mit Holz an einem Haselstrauch vorbei und sah das Gold in der Sonne glänzen. Er hatte noch nie Gold und hatte auch noch nie eine Haselstaude blühen gesehen. In der Meinung, es sei eine Haselblüte, brach er sich den Zweig mit den Goldfäden ab und steckte ihn auf den Hut. Als er heimkehrte, erkannte sein Herr gleich, was der Knecht auf dem Hut hatte, liess sich den Platz im Walde genau beschreiben, nahm sich das Gewehr und ging hin. Zuerst nahm er sich aus der Erde den Kuchen, dann stieg er in die Zweige, um die Goldfäden zu lösen, da kamen die Schlangen heraus. Er nahm das Gewehr und schoss und traf gerade die Schlangenkönigin. Hierüber wurden alle Schlangen wild, umzingelten den Strauch, zogen den Mann herunter zerbissen und zerrissen ihn derart, dass nur das Gerippe übrig blieb, dann aber zogen sie fort und man hat nie mehr eine Schlange unter dem Haselstrauch und auch nie mehr Goldfäden von Schlangen gesponnen gesehen.



trieb. Diesen schneidet man gegen Krankheit am Karfreitag, für Stöcke und Peitschen zum Austreiben des Viehes, namentlich des Milchviehes am 24. April (Georgentag). Gegen von draussen drohende Gefahren am Johannistag (24. Juni). Jedesmal vor Sonnenaufgang, diesem zugewandt und schweigend geschnitten. Mit einer solchen Haselgerte treibt man das Vieh am 24. April (Gerjendôch, in andern Dörfern am 1. Mai) zum erstenmal aus. Man legt auch ein Eisen ins Tor, damit sie darüber schreiten, dann bleibt das Vieh den Sommer über gesund. Streicht man mit dem Haselstab über eine milchgebende Kuh und denkt dabei an die einer Nachbarin, so geht deren Milch in diese Kuh über. Es ist aber besser, man streicht ohne böse Gedanken über die eigene Kuh, denn wenn die Nachbarin dahinter kommt, ist das doch unangenehm, nicht nur wegen der Freundschaft, die dann ein Loch gewinnt — de Fraindscheft hôt e Lôch gewonnen — sondern noch vielmehr, weil man nicht wissen kann, ob die Nachbarin nicht ein noch schädlicheres Gegenmittel weiss. Sie kann mit einer ebenso geschnittenen Haselrute ein Kleidungsstück schlagen und dabei an den denken, der ihrer Kuh die Milch genommen, oder eine Kröte damit schlagen, dann hat die Diebin einen Denkkettel für ihr ganzes Leben. Man kennt ja das, man hat solches noch erlebt. (Talmesch.)

Von einem am Johannistag auf diese Weise geschnittenen Stab schneidet man, wenn der Soldat in den Krieg muss, zwischen 11 und 12 Uhr mitternachts sieben kurze, etwa 1–2 Zoll lange Stückchen, die er immer bei sich trägt, dann kriegt er keine Schusswunde. Will man wissen, ob der Krieger wieder nach Hause kommt, spaltet man um die Mitternacht eine Haselnuss, klebt in jede Hälfte ein kleines, gelbes Wachslicht — sie müssen beide gleich lang sein —, das eine bedeutet den Tod, das andere das Leben. Man zündet beide zugleich an, nachdem man sie in eine Schüssel mit Wasser gestellt hat, erlischt zuerst »der Tod«, so fällt der Soldat, erlischt zuerst »das Leben«, so kommt er gesund nach Hause. Die Spitzen der einjährigen Triebe heissen in Marpod Güerloden. Man kocht sie in Flusswasser, zerrührt einen Eidotter mit einem Löffel Mehl (Tüb), giesst dies über den Absud und lässt es damit noch einmal aufkochen. Das Ganze heisst Üemwasser (Eiterwasser). Es soll als Umschläge auf Eiterungen sehr gehülsem (heilsam) sein.

In Kronstadt und Umgebung benützt man einjährige Haselstöcke zum Wassersuchen. Es muss aber ein gabliger Zweig sein,



ähnlich einer Heugabel. Die so gewachsenen Stecken findet man selten. Hat man einen gefunden, so schneidet man ihn auf die oben beschriebene Weise, stillschweigend dem Sonnenaufgang zu gewendet. Manche sagen, das wäre alles nicht nötig, auch das Vater unser nicht, denn es wäre kein Aberglaube, sondern etwas ganz natürliches, die Macht des Auffindens oder Anzeigens des Wassers liege eben in der Hasel. So einen gabligen Zweig schneidet man etwa 3 Fuss lang. Will man nun auf einem Platz einen Brunnen graben, so fasst man die Rute mit beiden Händen an den Gabelenden und sucht so das Terrain ab. Wo sich wirklich in der Erde eine Wasserader befindet, da gerät die Rute in Bewegung.

Nach diesem allen finden wir in dem Haselstab also nicht nur den Bittstab, sondern auch den Zauberstab.

3.

### Frühlingsboten.

»Der Josêfi môcht dem Wanjter en Onjd« (19. März), sagt das Volk, und am 21. März ist Frühjahrsanfang. Ob aber der Frühling auch wirklich so pünktlich erscheint, oder nur später oder früher, das lässt er uns durch seine Boten rechtzeitig anzeigen, man soll nur um sich sehen auf dem Feld, im Wald und im Garten.

Diese Boten aber sind die Weiden, hauptsächlich die Sahlweiden, die Erlen, Pappeln, Haselstaude, der Stachelbeerstrauch, Seidelbast, das Schneeglöckchen, der Huflattich, roter Bienensaug, Frühlingsehrenpreis, Krokus, Hundszahn und das Veilchen.

Wenn noch Schnee über der Wurzel der Weide liegt, schwebt schon über den Zweigen ein grüner Hauch, das erste Zeichen des nahenden Frühlings. De Wede lichte grâin, se štôn ä Gedunken, se sîlen de Rîselcher (Palmkätzchen) štîossen, der Wanjter mucht nemi long (Gierlsau). Wirklich folgen diesem Hauche bald die Palmkätzchen (Palmitzker).

*Salix caprea*<sup>1</sup> ‚Palmweide, Sahlweide‘, sächs.: Suelwegd, Sualweid; rom.: *Salcã moale*. Diese Weidenart ist die früheste und

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Beschweid. »Die sogenannten Weidenrosen sind Klunkergallen, hervorgerufen an *S. caprea* durch die Gallmücke ‚*Cecidomyia rosaria*‘. Das weiche Holz findet manche Verwendung, die Zweige spielen in der Korbflechtereie eine Hauptrolle. Wegen eines eigentümlichen Stoffes (*Salicin*) kommt die Rinde (*Cortex salicis*) als Fieberheilmittel in Anwendung. Das Laub wird von den Ziegen gerne gefressen, daher auch der Name *caprea*.«



besitzt die grössten Palmkätzchen, weshalb man sie auch Palmweide heisst. Wenn diese Kätzchen für uns auch nicht die hohe Bedeutung haben, wie für die katholische und orientalische Kirche, — es werden in beiden Kirchen blühende Palmweidenzweige am Palmsonntag geweiht, zum Andenken an den Einzug Christi in Jerusalem, und diese Zweige unter das Volk verteilt —, so gedenken doch auch wir bei diesem Anblick der uralten Zeiten gerne und manche Sächsin lässt im geheimen auch für ihr Haus ein Büschel Palemitzker weihen, stellt sie am Karfreitag aufs Fenster zur Abwehr des Bösen. Drei solcher Kätzchen isst man bei Fieber — es vergeht. Die geweihten Zweige sind gut für viele Krankheiten. Am Karfreitag kocht man in einem Töpfchen Weidenzweiglein mit Palmkätzchen und gibt diesen Absud den Kindern zu trinken, damit sie das ganze Jahr gesund bleiben. Solche Palmzweige steckt man in ein Krügel, welches am Rahmen hängt, von dort kann man nach Bedarf das ganze Jahr hindurch nehmen. Den Bienen liefern die Blüten die früheste Nahrung.

Das Holz wird als Brennholz jedem andern Weidenholze vorgezogen, obgleich es nicht gerade vorzüglich ist. Als Nutzholz gilt es schon mehr, besonders zu Spaltarbeiten. Hauptsächlich kaufen dickere Stämme die Zigeuner, spalten es nach den Jahresringen und verfertigen aus den bandartigen Spänen Siebe und Körbe. Wenn man den Stamm in der Saftzeit schält, austrocknen lässt und dann erst fällt, ist das Holz fester und gibt ein besseres Nutzholz. Die Äste benützt man zu Fassreifen, die Rinde zum Gerben und zum Färben. Sie gibt mit Erlenrinde zusammen eine schöne schwarze Farbe, mit welcher die Frauen sich das Garn und die Wolle färben oder auch fertige rohe Leinwand.

Übrigens verkauft man die Rinde auch in die Apotheke (Cortex salicis). Unter diesem Namen gilt ebenso heilsam auch die Rinde von *Salix alba* ‚Weisse Weide‘, sächs.: Bächwejd, weil sie an den Ufern der Bäche wächst, oder beschreibt man sie näher »de Wejd mät dier weisser Blädder; rom.: Salcă; magy.: füzfa. Bei Typhus wickelt man den Kranken in solche Blätter (Kaisd).<sup>1</sup> Von andern Weiden helfen sie nicht.

Den frischen, grünen Hauch hat zwar auch diese Art, wie überhaupt alle Weidenarten, doch blühen sie alle etwas später als die Sahlweide.

<sup>1</sup> Von Fontana und Buchner wurde in der Weidenrinde das Salicin (Weidenbitter), welches mit Gerbstoff, braunem Gummi, etwas Wachs, Fett und einem gelben Extraktivstoff verbunden ist, zuerst entdeckt.



Die grossen Bäume liefern gutes Nutzholz, es ist leicht und bekommt keine Risse, darum werden die Wasch- und Backtröge aus Bachweidenholz vorgezogen. Die Zigeuner kaufen die ganzen Bäume und bezahlen sie ziemlich teuer, weil alle daraus verfertigten Holzwaren gerne gekauft werden. Die Rinde wird ebenso wie die der Sahlweide zum Gerben und Färben benützt, gibt aber eine Zimmtfarbe. Kocht man sie in einem kupfernen Kessel mit Lauge, so erhält man eine schöne rote Farbe. Wenn man sie mit Alaun ziemlich lange köcht, ohne jedoch Wasser nachzuschütten, eine schöne braune Farbe.

*Salix fragilis* ‚Bruchweide‘, sächs.: Knatschwejd; rom.: Salce fragedă, liefert nur Feuerungsmaterial, auch die jungen Zweige können nicht zu Bindereien u. dgl. benützt werden, weil sie leicht brechen. Doch geben sie, im August abgehauen und getrocknet, im Winter für die Schafe eine gute Nahrung.

Eine wirkliche Arbeit der Kinder ist, grüne Weidenreiser für die Ziegen nach Hause zu bringen. Es ist dies ein billiges, sehr beliebtes Futter — »mer selle Wejdscher knätsche gü'en« — (Magarei). Die Wurzel lange gekocht, gibt eine purpurrote Farbe.

Judas hatte sich an einer Bruchweide aufgehangen. Unter dieser Last barst sie, dies sieht man bis auf den heutigen Tag an allen Weiden dieser Art und deshalb brechen auch alle ihre Äste (Kronstadt) und krächzen oft auch ohne Wind. En huel Wejt erfêrt de Lejt.

Vor der Zeit, da Christus gekreuzigt worden, brachten alle Weiden auch essbare Früchte, wie die Obstbäume, sie zählten auch zu diesen. Als sich aber eine dem Judas zum Erhängen hergab, wurde sie verflucht zu dem, was sie auch heute noch ist. (Schässburg, Kastenholz.)

*Salix purpurea* (monandra) ‚Rote Weide‘, sächs.: Rîtwejd; rom.: Salcă roșie. Diese Weide wächst nicht so hoch als die andern, kommt als Baum, aber auch als Strauch vor. Man verwendet sie zur Befestigung der Ufer und Dämme und zur Bindung des Flugsandes. (Wier zengen.) — Die Zweige sind sehr biegsam, werden daher auch zu feinem Flechtwerk verwendet. Die Rinde ist viel bitterer als die anderer Arten, enthält also auch mehr Weidenbitter. Es sollte daher die Rinde nur von dieser Weide als Heilmittel verwendet werden. Man muss sie im Frühjahr und Sommer einsammeln. Auch die Blätter enthalten Salicin und haben einen bittern



Geschmack. Die Rinde benützt man auch bei Krankheiten, die auf einer Schwäche des Organismus beruhen. Auf dem Vorhandensein des Weidenbitters beruht die schon lange bekannte Heilkraft der Weidenrinde — auch ohne Zauberspruch und Vater unser —, doch wird dieses Mittel, wenigstens ohne letzteres, nie benützt oder wenigstens im Namen der Dreieinigkeit. Es ist die Weidenrinde in vielen Fällen ein Ersatzmittel der Chinarinde bei Hautkrankheiten und Fieber. Äusserlich wird sie wie die Eichenrinde angewendet. Weidenlaub gekocht und damit »gebät« ist gut für die Gicht. Weidenblützwasser ist gut für das Gesicht und macht das Haar schön.

*Salix viminalis*<sup>1</sup>, Korbweide, sächs.: Wejdscher; rom.: Răchită; magy.: rekettyefűzfa, ist ein sehr schnell wachsender Strauch. Je mehr man ihn abhaut, desto dichter treibt er eine grosse Menge Seitenschösslinge. Die langen, sehr zähen Äste werden zu allerlei Flechtwerk, Körben, Wagenflechten usw. verwendet, sowie zum Binden der Hecken und zum Zäunen. In Schellenberg gehen die Burschen und Mädchen am Palmsonntag nach der Vesper in das Weiden-gestrüpp hinter die Gärten, um feine Weidenstäbchen zu schneiden, welche sie dann schälen und trocknen. An diese befestigen sie jeden Sonntag die Blumen, damit die Sträusse, welche sie in die Kirche nehmen, schöne weisse, regelmässige Stiele hätten. Jedes zweite oder dritte Jahr können diese Schösslinge gehauen werden. Zu dieser Arbeit — Wejden haen — geht das ganze Dorf, d. h. aus jedem Haus jemand, um die Weidenruten fuhrenweise nach Hause zu bringen.

Bei allen diesen genannten Weiden findet man selten eine schöne, grosse Krone, gewöhnlich schiessen aus dickem Stamm viele Schösslinge, die Weidenruten, hervor. Sobald diese das gehörige Alter erreicht haben, werden sie gestümmelt, um zu Umzäunungen verwendet zu werden.

Im Frühling spielen die Kinder in Aliseh auf der Gasse und singen dabei:

Ech geng emiel Rieden hân,  
Ech wûl menjem Härren e Štifke bân,  
Ech häch krom uch schlecht,  
Et wôr menjem Härren alles geriecht.  
Schip, schap, schup, der Hintere muss durch.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Këfferweid, Bannweid. »Die rutenförmigen Zweige werden in der Flechtereie benützt. Zur Gewinnung der Ruten werden die Weiden geköpft, es entstehen dadurch die sogenannten Kopfweiden, in deren Inneres das Wasser dringt, worauf der Stamm ausfault.«



Alle Kinder stehen hintereinander mit ausgebreiteten Füßen, immer der letzte muss zwischen durch gehen oder kriechen und stellt sich dann vorne auf. Einer haut mit einer Rute oder mit einem Tuch auf ihn, oft wird er eingezwängt und bekommt dann viel gelinde Schläge.

Beim ersten Austrieb der Herden im Frühling, benützt man am liebsten frische grüne Weidenzweige, es bleibt dann das Vieh gesund und kräftig. (Wallendorf.)

Wenn der Saft zu steigen beginnt, benützen die Kinder, hauptsächlich die Knaben, jede freie Zeit, um Pfeifen aus Weidenästen zu verfertigen. Sie schälen die Rinde vom Holz behutsam, dass sie nicht reisst. Zu diesem Zweck muss der Ast gehörig geklopft werden. Da sitzen sie unter den Weidenbäumen mit Zweigen in allen Grössen und klopfen und klopfen als gelte es mindestens das tägliche Brot damit zu verdienen, mit einem Eifer bis sich die Schale vom Holz löst.

Dabei singen oder sprechen sie Verschen:

Huile, huile saffen  
En birkane Štaffen  
En hielzerane Kleppel  
Asem Fiellen en zwei, drôu iwer de Repper.

Agnethehn.

Halla, halla, hill  
Wasser än de Mill,  
Gât geroden  
Fasch gebroden,  
Halla, halla, hill  
Wasser än de Mill.

Honigberg (durch Graef I.)

Flürlein, Flürlein löse dich,  
Sonst dann werd ich bös auf dich.  
Wenn du dich nicht willst lösen  
Nimm ich Stock und Besen,  
Hau dich damit übern Kopf,  
Dass du schreist: ach wei mein Schopf.

Mühlbach, (J. Csallner.)

Wier de lât än den Wegden,  
Kâ laicht Fluren schnegden.

(Schässburg.)

Gêt, gêt gerauden,  
Fasch än Êl gebrauden.

Tartlau (Emil Zerbes).

Trala la la Rîrchen,  
Hekt uch morrn e Flîrchen.

Grosscheuern (M. Drothlev).



Holla, holla, mila  
Frasch gebroda pila  
Meng Mil gît  
Deng Mil štît  
Meng Mil fêt e Faschken,  
Deng Mil fêt e Paschken.

Heldsdorf (A.)

Tschaktich, baktich oder naktich  
Drê dich oder ich zerschlôn dich gônz.  
Grosspold.

Und nun ertönt unermüdliches Pfeifen in allen Tonarten, solange, als Holz und Rinde saftig sind — auch ein Zeichen des nahenden Frühlings. Wenn dann die Palmkätzchen hervorbrechen, ist das Vergnügen mit den Pfeifen — Flûren oder Fläpesen<sup>1</sup> — schon vorüber. Aber auch an erstern erfreuen sich alle. Alt und Jung aus Stadt und Land geht hinaus, sich blühende Weidenzweige zu brechen und schmückt damit sein Heim, wenn auch nicht erst vom Priester geweiht.

Als Christus begraben worden, kniete seine Mutter Maria am Grabe, weinte und war sehr traurig. In der Nähe stand eine Weide und sah die betrübte heilige Mutter und fühlte tiefes Mitleid mit ihr. Dies konnte der Baum ihr aber nicht sagen, denn sie verstand ja die Sprache der Pflanzen nicht. Da senkte er, wie um sie zu trösten, seine Zweige bis zur Erde, Maria damit zu berühren. Sie empfand diesen Trost und segnete diese Weide, dass alle von ihr stammenden Bäume den Trauernden ihren Schmerz lindern sollten. Daher der Name

*Salix babylonica*<sup>2</sup> ‚Trauerweide‘; rom.: *Salcă pletoasă* (Schellenberg). Es ist die einzige Weidenart, welche im wirtschaftlichen Leben nicht benützt, also auch nie verstümmelt wird. Ihre Zweige hängen wie ein Schleier bis zur Erde. Sie kommt auch in Anlagen als Zierde vor, wird aber hauptsächlich als Sinnbild der Trauer und des Unglücks — *te lest de Nues hên, wâ*

<sup>1</sup> Tetelhîren, Bremen (Burgberg), Weidenpfeifen ohne Stäbchen, am Ende nur durch Schälen und Beissen solange zugespitzt bis sie wie die Zwiebelchalen ähnliche Töne hervorrufen. In Jakobsdorf heissen sie Guntzen, in Seligstadt Partschen.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: »Der englische Dichter Alex. Pope erhielt im Anfang des 18. Jahrhunderts eine Rute von *Salix babylonica* in einen Korb geflochten und, da dieselbe noch lebend war, pflanzte er sie ein. Von dieser stammen die europäischen Exemplare, welche alle ausschliesslich solche mit Stempelblüten sind«.



en Trouerwejd, wat äs der? — auf Friedhöfen an Grabstätten gepflanzt.

Die Kätzchen und die jungen Zweige werden auch von dieser Weide innerlich gegen schleichendes Fieber, äusserlich gegen Geschwüre angewendet.

*Alnus glutinosa*<sup>1</sup>, Erle<sup>4</sup>, sächs.: Erl, de Ierl (Kleinschenk), Irl (Wallendorf); rom.: Arină, Arin negru; magy.: egerfa. Gleich wie die Weide, treibt auch die Erle schon im Februar—März die Blütenkätzchen vor den Blättern. Sie haben eine düstere rot-braune Farbe. In der Blütezeit ist der Baum selbst scheinbar dürr, er entbehrt der grünen, hellen Farbe, welche die Weiden beim nahenden Frühling erhalten. Wächst auch, wie diese, an feuchten Stellen und an den Ufern, zu deren Befestigung sie sehr brauchbar ist. Das Holz, welches frisch fast orangegelb aussieht, ist als Brennholz sehr gut, es setzt nur wenig Russ an. Als Nutzholz wird es verschieden bewertet. Bei den Sachsen gilt es nicht viel, weil es in freier Luft nicht lange dauern soll und auch leicht von Würmern zerstört, dagegen unter dem Wasser steinhart werde. Die Rumänen und Zigeuner dagegen verfertigen daraus gerade solche Holzwaren, welche dem Wetter ausgesetzt sind: Brunnentröge und Brunnenumfriedigungen, allerdings sind ja auch diese fast stets mit Wasser in Berührung, dann aber auch Küchengeräte: Schüsseln, Löffel usw. Alle ihre Teile werden vielfach benützt. Die Rinde, welche sehr bitter ist, dient ebenso wie die Blätter und Zapfen zum Gerben, zum Braunfärben, wenn Eisenvitriol zugesetzt wird, zum Schwarzfärben, besonders der Schafwolle. Die Erlenblätter sind in der Heilkunde als *Folia Alni* gebräuchlich und werden auch als Volksmittel zur Vertreibung der Milch bei nicht stillenden Wöchnerinnen angewendet, bei Geschwüren, Geschwülsten und gegen Hüftweh. Die Früchte kocht man zusammen mit den Blättern. Mit diesem Absud wäscht der Kranke die ihn schmerzende Stelle (Rotlauf, geschwollene Füße, Wassersucht). Auch die wehen Füße der Ochsen und Schafe wäscht man mit diesem Wasser. Die Rinde wird getrocknet, fein gestossen. Dieses Pulver streut man auf Schwären. Die Erlenzapfen kann man statt Galläpfel bei der Tinte verwenden.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Aller, Eiler, Alent-r, Ellrecher. »Der Wind verbreitet den Staub von den Blüten, daher haben sie weder Farbe noch Duft. Die Früchte sind platt und leicht, sie werden sowohl vom Wind, wie vom Wasser verbreitet. Kleine Gallen an den Blättern stammen von der Gallmücke (*Cecidomyia alni*). Das Holz wird zu feineren Möbeln und Holzschuhen verarbeitet. Aus der Rinde lässt sich ein schwarzer Farbstoff gewinnen.«



*Populus pyramidalis* ‚Pyramidenpappel‘, sächs.: Poppelbum (Kleinschenk), Papplebum (Grosschenk), Kokolibum (Agnetheln); rom.: Plută, Plop plută, blüht auch schon im Februar—April, treibt die Blüten gleich den Weiden vor den Blättern, heisst sächsisch auch Pappelwejd.<sup>1</sup> Ihr Holz ist weich, leicht und hat als Brennholz

<sup>1</sup> Man pflanzt sie gerne an die Gartenzäune, am Ende der Hausgärten (Boddemzong), sie finden sich jedoch gewöhnlich an den Strassen, besonders an denen, welche zu adligen Gütern führen. Dort bilden sie schöne Alleen; aber auch in der Nähe der Dörfer. Sie ragen über die Berge und zeigen schon von Weitem dem Wanderer das nahe Dorf an. Ihre Fortpflanzung geschieht, indem man Zweige im Frühling, noch ehe sie Blätter getrieben, in die Erde steckt und sie gut angiesst. Bald fassen sie Wurzel und wachsen sehr schnell. Die Äste stehen aufwärts, so dass die Krone des Baumes sehr zusammengedrängt und schmal, pyramidenförmig, ist. Früher soll diese Pappel Äste wie andere Bäume gehabt und essbare Früchte getragen haben. Doch wurde sie wegen ihrer Ungefälligkeit und ihrem Übermut verflucht und das kam so: »Damals als Christus verfolgt wurde, hatte ihn einmal seine Mutter aus den Augen verloren. Sie ging ihn zu suchen. Vom langen Herumirren wurde sie müde und weil sie ihn nicht fand, sehr traurig. Da kam sie zu einer Pappel und bat sie um ein wenig Schatten, damit sie sich abkühle und ausruhe. Die Pappel aber zog stolz ihre Äste fest an sich und wollte ihr keinen Schatten gewähren. Über die Herzlosigkeit dieses Baumes empört, verfluchte Maria ihn romanisch mit folgenden Worten:

Fire-ai plop afurisit  
Totdeauna nerodit,  
Nerodit și fără floare  
Că nu mi-ai lăsat răcoare.  
Că tu 'n sus crengile-ai tras  
Și umbră nu mi-a rămas,  
Și de soare eu m'am ars.  
Eu sunt foarte supărată  
Supărată și 'ntristată  
Iară tu-mi ești prea voios  
Și te-areți prea curajos,  
Deac cea să nu 'nflorești  
Nici în veci să nu rodești.

Die Eigenschaft habe, Pappel, verfluchte  
Immerdar unfruchtbar,  
Unfruchtbar und ohne Blumen,  
Weil du mir nicht gewährt die Kühle  
Weil du die Zweige hast hinaufgezogen,  
Dass mir kein Schatten geblieben,  
Das sich mich an der Sonne verbrannte.  
Ich bin sehr betrübt,  
Betrübt und voller Kummer  
Und du bist mir zu fröhlich  
Und zeigst dich gar zu mutig  
Darum sollst du nie mehr blühen  
Und in alle Ewigkeit unfruchtbar sein.<sup>2</sup>

Nach einer andern Sage ging Maria mit Josef von Jerusalem nach Bethlehem. Erhitzt und müde jammerte sie und wünschte einen Baum herbei, unter dessen Schatten sie ausruhen könne. Da kamen sie an einer Pappel vorbei, die zog aber ihre Zweige fest an sich, so dass sie keinen Schatten gewährte. Maria wurde so zornig, dass sie den Baum verfluchte:

Plop afurisit  
Să nu fi rodit,  
Să crești tu în sus  
Căci umbră mi-ai dus!

Pappel, verfluchte  
Du sollst nicht fruchtbar sein  
Und sollst hinauf wachsen  
Weil du mir den Schatten genommen.

Dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen. Die Pappel muss ihre Äste bis auf den heutigen Tag oben und fest am Stamm halten und kann auch keine essbaren Früchte tragen. (rum.)



keinen Wert, überdies dienen die Blätter vielen Raupen, Insekten, Käfern, Aderflüglern und Blattläusen zur Nahrung. Besonders *Aphis tremulae* und *Gallarum tremulae*, welche an Blättern und Blattstielen blasige Auftreibungen (Geschwülste) verursachen. Es ist deshalb die Anpflanzung dieses Baumes nicht sehr zu empfehlen. Aber schön ist er trotzdem und wenn er auch nicht als Brennholz verwendet wird, so kaufen ihn doch die Zigeuner gerne, weil sich das Holz nicht wirft, um Küchen- und wirtschaftliche Geräte daraus zu verfertigen — Tröge, Schaufeln, Löffel usw. Die Rinde gebraucht man gegen Hüftweh, die harzreichen Knospen werden zu medizinischem Gebrauch gesammelt. Wer üppigen Haarwuchs erzielen will, der schneide sich sieben Haare vom Kopf, bohre schweigend ein Loch in die Pappel und lege sie hinein, vergesse aber nicht dies im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu tun und drei Vaterunser zu beten. Erst wenn alles so geschehen ist, darf man das Schweigen brechen. Es hilft. Hilft es aber doch nicht, so kauft man sich aus der Apotheke »Pappelpomade«, wäscht sich zuerst den Kopf mit einem Absud von Rinde und Blättern der Pappel und reibt dann mehrere Tage lang die Haare mit dieser Pomade ein. Wächst es trotzdem nicht, so ist der schwache Haarboden schuld daran und nicht die Pappelweide nicht gehilsem.

Das Leben dieses Baumes gleicht dem des Menschen. Heute sieht er aus, als ob er noch Jahrhunderte überdauern werde und morgen liegt er schon hingestreckt auf dem Boden, im Innern ganz morsch, es braucht dazu nicht einmal einen heftigen Sturm, ein Windhauch kann ihn umblasen. Wenn so ein schöner, hoher Baum plötzlich fällt, sagt man: »Et âs derfîr gesorcht, dat de Bîm net bäs ân den Hemmel wuessen«. Dieser Spruch gilt auch vielfach im Leben der Menschen, wenn einer zu hoch hinaus will.

*Populus alba*<sup>1</sup>, Silberpappel, sächs.: Sälwerpappel, Schöffbum (Fuss); rom.: Plop alb; magy.: fehér nyárfa. Hat eine ausgebreitete Krone, die jungen Ästchen sowie die Blätter sind unterseits schneeweiss-filzig, ist beim Volke weniger beliebt als die vorige. Zwar wird auch sie hie und da in Gärten und Anlagen angepflanzt und als Ersatz für die etwa fehlende Birke zu Pfingsten den Mädchen unter das Fenster gesteckt. Ihre Rinde enthält ebenfalls Salicin und wird auch als Pappelweide (*Cortex Populi*) gegen Hüftweh angewendet. Als Brennholz ist sie auch nicht viel wert.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Pepelter, Pepelweid.



*Populus canescens*, 'Graue Pappel', hat besonders in der Jugend grosse Ähnlichkeit mit der vorigen, wächst besonders schön in feuchtem Sandboden. Das Holz ist leicht, weiss, weich, aber zähe und springt nicht auf und verwirft sich nicht. Es wird zu Brettern geschnitten und verarbeitet. Besonders sind Mulden und Backtröge aus diesem Holz wegen seiner Zähigkeit von grosser Dauer. Wegen seiner Leichtigkeit wird es zum innern Ausbau der Schiffe benützt. Die schönsten Exemplare sind mir in Kaisd aufgefallen, am Saubach, dort heissen sie »Schäffbûm«. Über diese Benennung war ich sehr verwundert, da man dort die Verwendung bei Schiffen gar nicht kennt.

Auch dieser Baum liefert kein gutes Brennholz. Die Fortpflanzung geschieht durch Setzstangen oder Setzlingen.

*Populus tremula*<sup>1</sup>, 'Zitterpappel', Espe', sächs.: Zedderpappel, Asp; rom.: Plop de munte. Kommt in Wäldern und Gebüsch vor, häufig findet man sie auch an Umzäunungen. Sie ist wegen ihres schnellen Wachstums beliebt. Das Holz wird zu Drechslerarbeit benützt. Schält man den Stamm zur Saftzeit an seinem Standorte, lässt ihn dann austrocknen und fällt ihn erst, nachdem er ausgetrocknet ist, so wird das Holz hart und gibt ein gutes Zimmerholz, besonders zum innern Baue der Häuser. Darum ist diese Pappel für solche Gegenden wichtig, wo kein Nadelholz, sondern nur Laubholz vorkommt.

Die Rinde schmeckt gleich den Blättern sehr bitter. Durch Zusätze gibt sie eine gute Farbe.

Diese Pappelart ist immer in zitternder Bewegung, daher der Name »Zitterpappel«. Wie sie aber zu diesem Spottnamen gekommen, erzählt man in einigen Orten: Kastenholz, Hamlesch, Kronstadt:

Die Espe, ein hoher stolzer Baum, hatte für das Leiden Jesu kein Mitgefühl, da begoss der Todesengel ihr die Wurzel mit dem Blute des Erlösers. Als bald senkten sich ihre Blätter und begannen zu zittern. Wenngleich alles in der Natur still und ruhig ist, die Blätter der Zitterpappeln zittern ruhelos beständig bis auf den heutigen Tag. (Kronstadt.)

---

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Esp, der Lieblingsaufenthalt der Mistel. »Alte Exemplare unseres Landes sind: Die erste vor 200 Jahren im Park zu Schloss Berg angepflanzte *P. fastigiata*, Wasserhusar, die einen Umfang von 4 m hat. Dann 2 Exemplare von *P. alba* in Walferdingen 4·50 und 3·50 m und eines im Park von Schrassig 4·35 m.«



Als Christus von seinen Feinden verfolgt flüchtete und sie schon ganz in der Nähe hörte, wollte er sich in dem Laub der Pappel verstecken, diese zog aber die Zweige fest an den Stamm, so dass Christus sichtbar wurde und die Feinde ihn fanden und fingen. Nun erst sah die Pappel ein, was sie getan und war darüber so erschrocken, dass sie zu zittern anfang und so hastig zitterte, dass sie nicht mehr aufhören konnte, und so zittern alle von ihr abstammenden Pappeln bis auf den heutigen Tag. Te zedderst wâ en Asp.

In den sächsischen Sagen liegt die Strafe im bösen Gewissen und in der Reue, während in der romanischen das Verfluchen eine grosse Rolle spielt. Nach einer romanischen Sage soll Maria einmal unter einer Pappel gesessen sein, um auszuruhen, die Blätter aber rauschten unaufhörlich und liessen ihr keine Ruhe. Hierüber ärgerte sich Maria und verfluchte den Baum, er solle immer in zitternder Bewegung sein, auch wenn kein Wind wehe. Dieser Fluch ging in Erfüllung, so dass die Blätter bis auf den heutigen Tag keine Ruhe haben und immer zittern müssen.

Wenn die Haselstaude schon unter den Bittstäben vorgekommen, so muss sie doch hier ebenfalls erwähnt werden, sie gehört ja auch zu den Frühlingsboten, wie die obengenannten Bäume. Auch ihre schon im Februar hervorbrechenden Blütenkätzchen zeigen an, dass die schlafende Natur im Begriff ist zu erwachen. Aber nicht nur an dieser Staude und an den Kronen hoher Bäume beginnt das Leben schon im Februar. Auch an manchem Unterholz schwellen die Knospen und brechen die Blüten auf, sogar wenn noch Schnee die Fluren teilweise bedeckt.

*Daphne mezereum*<sup>1</sup>, Seidelbast, Kellerhals<sup>4</sup>, sächs.: Talepinesker, Talepincher, wäld Kirschen, fälsch Luirbern (Burgberg), wäld Lürbern (Marpod), fälscher Fieferstroch, Zälund (Wallendorf), Bäsch-luirbercher; rom.: Tulpjine, Tulipin, Tulichin, Cruşin, Lemn cănesc; magy.: farkasbors. Dies ist ein niedriger Strauch mit kriechender Wurzel, kahlen, gertenartig und gelbbraunen Ästen, an deren Seiten sich im »ersten Frühling« vor dem Erscheinen

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Märzblum, Kellerholz, Teschholz, Feechholz, Holzmennchen, Fichtenholz. »Wegen des scharfen blasenziehenden Saftes ist die Rinde (Cortex mezerei) in der Apotheke gebräuchlich, die Beeren sind sehr giftig; schon Linnè sagt, dass 6 davon genügen, einen Wolf zu töten. Aus dem Bast lässt sich eine Art Seide herstellen, daher der Name Seidelbast.«



der Blätter die rosenroten, sehr wohlriechenden Blüten entwickeln, welchesitzend, aussen ziemlich zottig-weichhaarig, meist drei zusammen und am Grunde von braunen Knospenschuppen umgeben sind und so unterbrochene Ähren bilden, an deren Spitze bald darauf ein Schopf von Blättern erscheint. Wächst in etwas feuchten, schattigen Berghölzern (en Hierel bei Leschkirch häufig).

Die Wurzel, Rinde, Blätter und Früchte gehören zu den scharfen Giften, riechen gerieben widrig, schmecken brennend, anfangs zwar wenig, bald aber äusserst heftig und bewirken, äusserlich aufgelegt, Röte und Blasen. Die Rinde, welche unter dem Namen Cortex Mezerei in der Heilkunde gebräuchlich ist, hat äusserlich eine bräunlich- oder blassgrüne Farbe, innen gelblich-weiss, fast seidig glänzend, sie enthält ein dunkelgrünes, sehr scharfes Harz (Daphnin).

Zum arzneilichen Gebrauche muss die Rinde vor dem Entfalten der Knospen gesammelt werden. Man braucht sie häufig äusserlich als rotmachendes und blasenziehendes Mittel, wie spanisches Fliegenpflaster. Auch innerlich, aber — ja mit Vorsicht! Die Wurzelrinde soll noch kräftiger sein. Die Früchte, welche sehr heftig drastisch wirken, sind in der Heilkunde als Semina Coccognidii gebräuchlich.

Im Volk werden sie bei Keuchhusten, Wassersucht usw. gebraucht. Auch werden sie betrüglicherweise manchmal benützt, um schlechten Essig scharf zu machen.

Die Zweige mit den Blättern werden zum Braun- und Gelbfärben der Wolle benützt. Die Landleute bringen im Winter das Holz aus dem Wald. Oft haben sie auch noch im Februar bis März mit den Holzarbeiten im Walde zu tun. Welche Freude, wenn sie da plötzlich eine blühende »falsche Lorbeere« finden! Sie wird sorgsam ausgegraben, um in den Hausgarten verpflanzt zu werden — vergebene Mühe. Wiederholt sah ich oben auf dem Fuderholz eine blühende Daphne samt Wurzel, doch habe ich nie gehört, dass sie im Garten weitergewachsen wäre. Dies wiederholte Ausgraben ist wohl schuld daran, dass sie so selten in nahen Wäldern angetroffen wird.

Eine andere Art,

Daphne Cneorum ,Steinröschen, Knesterseidelbast“; sächs.: Jangferemorjebleamen. (Auf dem Gejerweg bei Klosdorf.) Morjenesken (in der Romocsâ, Hattertteil bei Meeburg.) Die Kinder ziehen zur Blütezeit in Scharen hinaus es zu pflücken. Lim-



stoiden (Erked), weil der Boden dort lehmig ist, ist ein 10—20 cm hoher Strauch mit lieblich rosenroten wohlriechenden Blüten, die sich aber nur im späten Frühjahr entfalten. Diese Blume ist wegen ihrer Schönheit und Seltenheit sehr beliebt. Zur Blütezeit gehen die Mädchen zu der jedem wohlbekannten Stelle des Feldes, um Sträusse zu pflücken. Trotz ihrer Beliebtheit versucht niemand mehr sie auszugraben, um sie in den Garten zu verpflanzen; man weiss, sie wächst nur auf dem einen Platz — ein Versetzen ist vergebliche Mühe. Auch dieses kleine, zarte Blümlein besitzt die Schärfe des gemeinen Seidelbastes, nur in etwas geringerem Grade. Alle Seidelbastarten sind giftig.

Tussilago farfara<sup>1</sup>, Huflattich<sup>1</sup>, sächs.: Hafluetschen, Hofluetcher, Heawelôtschen (Alzen), Dear lichter Girkelblomen (Schönberg), Habloatch (Wallendorf), Hoflutsch (Zeiden<sup>1</sup>), Hêfleotschen oder auch nur Leotschen (Meeburg), Mierzegarluisen (Burgberg), Heablontcher (Meschen), Ieusblöumtcher (Felldorf); rom.: Podbeala; magy.: martilapufű.

An sonnigen Ufern der Bäche und Gräben findet man diese Pflanze, u. zw. kommen die Blüten vor den Blättern zum Vorschein, wie das ja überhaupt bei den Frühlingsboten die Regel ist. Blüht der Huflattich, so ist dies ein Zeichen dafür, dass der Winter zu Ende und Frühling werden wird. Blüht er früh, so haben wir einen frühen Frühling. (Burgberg.)

Das Blütenkörbchen sitzt auf dem schuppigen Stengel und erst später, nach der Blüte, treibt die Wurzel die herzförmigen unten weiss-filzigen Blätter. Die Blüte hat grosse Ähnlichkeit mit der des Löwenzahn, nur ist sie viel kleiner, deshalb nennt man sie auch in manchen Dörfern »fälsch oder licht Girkelbläamen« (Girkel = Gürtel = Kette). Aus den echten oder »gerêchten« bereiten die Kinder Ketten, welche sie sich wie einen Gürtel um den Leib nehmen.

Vom Huflattich sind nur die Blätter und Blüten gebräuchlich (als Herba et Flores farfarae oder Tussilaginis oder Ungulae caballinae officinell). Sie geben ein bitterlich-schleimiges Heilmittel, besonders bei alten Lungenkatarrhen. Äusserlich kann man die Blätter zu erweichenden Umschlägen brauchen. Den frischen ausgepressten

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Lemblât, Ieselsfoss, Ieselshof. »Die Apotheke verwendet das Laub (Folia farfarae oder Tussilaginis) zu Brusttee. Die Wurzel wirkt schweisstreibend.«



Saft hält man bei Skrofeln für heilsam, ebenso auf Geschwüre. Die Blätter getrocknet, als Pulver eingenommen, sollen gegen Gesichtsröte oder Rotlauf gut sein. (Schässburg.) Die frischen Blätter auf Geschwülste, bei Hautwassersucht aufgelegt, bewirken ein schnelles Sinken. (Kirchberg.) In den Nacken gelegt, ziehen sie die Hitze aus, sind auch sehr gut gegen Kopfschmerzen, auch auf Wunden bei Menschen und Tieren. Die pulverisierte Pflanze oder der Aufguss der Blätter gibt ein gutes Mittel gegen Heiserkeit und Husten. Die Blätter müssen im Mai gesammelt werden. Angeschwollene Füsse werden in Blätter gewickelt. (Alzen.) Die Blätter geben hauptsächlich im Frühling, wenn noch nicht reichlich Gemüse ist, eine sehr gute Zuspese (Hafluetschekrokt). Doch können sie für die Küche den ganzen Sommer verwendet werden. (Hermannstadt, Grosschenk.)

*Galanthus nivalis* ‚Schneeglöckchen‘, sächs.: Schniklêkelchen, Klapezeltchen (Wallendorf), Zaniel (Draas), Klapezeltchen und Schniklêkelchi (Bistritz); rom.: Aîşor und Ghiocci miei und Primăveriţă; magy.: hóvirág.

*Leucojum vernum* ‚Frühlingsknotenblume‘ oder ‚Märzglöckchen‘ oder ‚Grosses Schneeglöckchen‘, rom.: Ghiocci mari oder Noduţă; magy.: egy virág (tözike). Der Unterschied zwischen diesen beiden oft noch unter dem Schnee blühenden Blümlein gilt im Volk wenig. Man hält *Galanthus nivalis* für das wilde, *Leucojum vernum* für das rechte Schneeglöckchen. Oder auch das kleine und das grosse. Oder das grosse »Mierzeklêkelchen« und »wald Mierzeklêkelchen«. (Talmesch.) Das kleine heisst Klapezeltchen, das grosse Klôkeblâm. Es soll auch »Sommerdirchen« heissen. (Wallendorf.)

Als Heilkräutlein würde man sie auch auf gleiche Weise benützen, doch kommt das grosse seltener vor, man opfert also lieber das kleine, welches man in Wäldern, zumal auf der Landskrone in grossen Mengen findet. Getrocknet hackt man es mit altem Schmeer und legt es auf Wunden. (Draas.) Die Wurzelzwiebel ist schleimig-scharf, brechenerregend und äusserlich wirkt sie erweichend und zerteilend. Die Blumen sollen gegen Seitenstich gut sein.

Das grosse pflanzt man in den Gärten der Hermannstadt zunächst gelegenen Dörfern an, um es zu gutem Preise in der Stadt zu verkaufen. Das kleine wird meistens von Kindern gepflückt, auf Tellern den Vorübergehenden in den Gassen zum Kaufe angeboten.



In Schellenberg erzählt man: Als Gott den Jahreszeiten ihre Farben gegeben, dem Frühling die grüne, dem Sommer die rote, dem Herbst die gelbe, habe er den Winter vergessen. Dieser sei nun zum Gras und zu den bunten Blumen gekommen und habe sie um ein wenig Farbe gebeten, sei aber von allen abgewiesen worden, hierüber gekränkt, habe er alle aus Rache vernichtet. Nur das Schneeglöckchen habe ihm freundlich seine weisse, unscheinbare angetragen. Diese habe er denn auch angenommen und beschütze seitdem das Schneeglöckchen, es dürfe sogar unter seiner Decke blühen.

Die Erzählung ist zwar sehr schön, aber nicht ganz richtig. Der Winter duldet ebenso, wie das weisse Schneeglöckchen, auch den gelben Huflattich, die rote Daphne, den Hundszahn mit seinen braun- und grüngefleckten Blättern und das blaue Veilchen. Wenn auch der Huflattich und das Schneeglöckchen als die ersten noch unter der Schneedecke hervorgucken, so folgt ihnen der Hundszahn doch sogleich.

*Erythronium dens canis* ‚Hundszahn‘, sächs.: Kram Leldschen (Schönberg), Kokeschblamen (Reen), Kokoschêcher (Reussen), Štrepleam (Felldorf), Morjenštärren (Burgberg), Zirlisker (Braller), Morjenzêhren (Meschen); rom.: *Cocoșei*; magy. *veres kankos*. Aus dem länglich-fleischigen Zwiebelknollen wächst ein Stengel mit zwei Blättern heraus. An der Spitze des Stengels erscheint eine Blüte, welche hellpurpurrote, am Grunde grünliche Blätter hat. Neben dieser Pflanze stand das Kreuz Christi, dessen Blut auf die Blätter tropfte. Darum sind die rotbraunen Flecken auf den Blättern noch immer sichtbar. (Gierelsau) Der Zwiebelknollen ist schleimig, nahrhaft und kann wie Salep zubereitet und angewendet werden. Doch gebraucht ihn das Volk wenig. In der Heilkunde ist er als *Radix dentis canis* officinell. Die Blume ist sehr beliebt, wird viel gepflückt zu Sträussen im Zimmer und auch zum Verkauf in die Stadt gebracht. Sie wächst in allen Wäldern, an manchen Stellen blüht sie in solchen Mengen dass es wie ein ausgebreiteter, bunter Teppich aussieht.

*Crocus vernus*<sup>1</sup> ‚Frühlings-Safran‘, sächs.: wäld Saffer, Leldschen, (Schönberg eigentlich ‚Lilien‘), Morjenzêhren (Burgberg), Branduschen (Wallendorf); rom.: *Șofran* (de *primăvare* [Fuss]); magy.: *tavaszi száfrány*. Diese Blume kommt nicht so häufig vor als der Hundszahn,

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: *Crocus*. »Die Narben geben das bekannte gelbe Färbemittel. Es wird dasselbe aber nur von *C. sativus* gewonnen, der nicht bei uns, wohl aber in Spanien, Frankreich und Niederösterreich gebaut wird und aus Kleinasien und Persien zu stammen scheint.«



wird aber als Frühlingszierpflanze auch in den Gärten gebaut. Wild wächst sie im Wald zwischen Agnetheln und Schönberg, auf der Landskrone und beim Räuberbrunnen im jungen Walde. Sie hat eine violette Blüte, fast wie die Herbstzeitlose, wird auch häufig mit ihr verwechselt, zumal auch der *Crocus* manchmal im Herbst blüht.

*Colchicum autumnale*<sup>1</sup> ‚Herbstzeitlose‘, sächs.: Härwestblom, Brandusch (Bistritz, Wallendorf), Lapesch (Zeiden), Labwurzel (Fellendorf), Lâpbläam (Alisch), Morjenzêren (Burgberg), Laisbläam (Draas), Lausblâm (Meeburg). Das Vieh wird mit dem Saft der Herbstzeitlose eingerieben, damit die Läuse zugrunde gehen; rom.: Brândușe tomnatică. Diese Pflanze wächst auf feuchten Wiesen, blüht im August und Oktober, bringt im nächsten Frühjahr Blätter und Früchte. Werden die Blüten im Herbst durch Überschwemmungen zurückgehalten, so erscheinen sie im nächsten Frühjahr, sind dann gewöhnlich kleiner und die Geschlechtsteile sind nicht vollkommen ausgebildet, was die Frühlingsform (*Colch. vernum*) darstellt.

Die Wurzel, Blüten und Samen in der Heilkunde gebräuchlich. Doch muss man sehr behutsam sein, da sie ein scharfes Gift enthalten. Es wirkt in kleinen Gaben vorzüglich bei Wassersucht und Gicht, in grösseren erregt die Zeitlose Darmentzündung und den Tod. Die Landleute wenden den gepulverten Samen und den durch die zerquetschten Blätter erhaltenen Saft zum Vertreiben des Ungeziefers des Rindviehs an. Das Kraut wird frisch auf der Weide vom Vieh nicht gefressen und liefert eine Wiese mit viel solcher Pflanzen ein ungesundes Futter. Man bemüht sich, sie auszurotten.

*Viola odorata*<sup>2</sup> ‚Veilchen‘, sächs.: Toppelvâlscher (Wallendorf),

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Uchteblum, Kätût, Lichteblum, Kopanz, Hierschtblum, Pukukser, Mâkuch. »Wurzel und Samen (*Radix, semen colchici*) wirken reizend und Brechen erregend; sie werden bei Nierenleiden mit Vorsicht angewandt. (Colchis, Heimat der Medea, die daraus Gift bereitete.) Die Pflanze ist in allen ihren Teilen mit einem scharfen, durch Kochen nicht zu zerstörenden Giftstoff ausgerüstet, der sie gegen tierische Angriffe schützt. Die Weidetiere, welche durch einen für uns nicht wahrnehmbaren Geruch gewarnt zu werden scheinen, verschmähen sie daher entschieden.«

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Viol, Veilenchen. »*V. odorata* zeigt uns den interessanten Fall, dass sich nach den normalen Blüten zu vorgerückter Jahreszeit auch solche entwickeln, welche ihre verkümmerten Blütenhüllen nicht öffnen; im feuchten Innenraum derselben findet nur eine fruchtbare Selbstbestäubung statt, welche besonders dann von Wert sein wird, wenn die normalen Blüten es wegen Wetterungunst nicht zur Fruchtbildung gebracht haben. Ein eigener, brechreizender und abführender Stoff (*Violicin*) sichert die Pflanze gegen tierische Angriffe.«



Toinentatesker (Kleinschenk), Apralen (Schweischer), Blôfâlcher, Mierzvâlchen (Hermannstadt); rom.: Viorea, Viorâlea, Micșunéa; magy.: kék viola.

Dem Huflattich, Schneeglöckchen, Crocus, Hundszahn folgt gar bald auch das Veilchen. Dieses wächst nicht nur in Feld und Wald wild, sondern auch im Garten und wird wohl keine andere noch so prachtvolle Blume so freudig begrüsst, als das erste Veilchen, das Symbol der Bescheidenheit. Wer die drei ersten Veilchen pflückt und isst, der bleibt das ganze Jahr gesund. (Kronstadt.)

Das Veilchen ist eine von den wenigen Blumen, die das Kind von der Mutter ungestraft pflücken darf, weil es auch im Garten ungepflanzt und ungepflegt im Grase blüht.

Die Wurzel und die Samen enthalten einen bitteren, scharfen, brechenenerregenden Stoff (Violin) und sind als Radix et Semina Violariae officinell. Der aus den blauen Blütenblättern bereitete Syrup ist im Volk nicht bekannt. Wegen dem angenehmen Geruch versucht man, die gepflückten Blüten mit geröstetem Salz aufzubewahren und in die Truhe zur Wäsche oder in Säckchen in die Kästen zu legen. Ungeröstetes Salz zergeht und macht wässerig. Die jungen grünen Blätter trocknet man und bewahrt sie auf, sie sind gut gegen Husten als Tee getrunken, auch für Kinder mit Zucker gut gesüsst. (Meschen.)

Die Farbe des Veilchens ist blau, doch findet man in Gärten angepflanzt auch weisse, was für sehr besonders gilt.

*Viola canina* ‚Hundsveilchen‘, sächs.: Hangdsvâlchen oder wâld Vâlchen, blüht etwas später, hat eine hellere Farbe und eine grössere Blumenkrone und keinen Geruch. Wegen seiner Geruchlosigkeit geht man achtlos an ihm vorbei — do wêr et gresser, et recht dennich nâst, et âs nor en Hangdsvâlchen. —

Bezüglich der arzneilichen Wirkung steht es dem wohlriechenden Veilchen nicht nach.

*Viola tricolor*<sup>1</sup> ‚Dreifarbiges Veilchen, Stiefmütterchen‘, sächs.:

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Stiefmütterchen, Pensée. »Der deutsche Name »Stiefmütterchen« beruht auf einer Deutung der vom Volke ganz richtig beobachteten Stellungsverhältnisse der Kelch- und Kronenblätter. Die Stiefmutter, das oberste Blumenblatt, sitzt auf zwei Stühlen (Kelchblättern). Ihre beiden eigenen Kinder, die mittleren Kronenblätter, haben auch jedes seinen Stuhl, nur die beiden Stiefkinder, die untersten Blätter, mussten sich mit einem einzigen Stuhle begnügen und sich eins dem andern auf den Schooss setzen. Der liebe Gott sah dies und nahm sich der armen Stiefkinder an. Er drehte den Blumen-



Annegetrainchen (Wallendorf), Katrainchen (Bistritz), Katrenchen (Reen), Drôfôldegetsblom (Reussmarkt), Tinentôzen (Scholten), Trine-tâtesken (Zied, Grosschenk), Tickestâkesken (Magarei, Meschen, Urwegen usw.), Batterblom (Gieshübel, weil die Kühe vom Genuss dieser Kräuter fettere Milch geben), Battervôlchen (Gierlsau), Verhissnemkrokt (Marpod); magy.: haromszinű viola.

In alten Zeiten soll das Veilchen auch auf den Äckern im Korn gewachsen sein, da sind aber die Kinder gekommen, es zu pflücken und haben das Korn zertreten. Um dies zu verhüten, hatte Gott ihm die Farbe abgewischt und den Geruch genommen. Durch das Abwischen ist es bleich aber dreifärbig geworden und heisst nicht mehr Veilchen, sondern hat die obigen Namen erhalten. Es blüht den ganzen Sommer, entfaltet sich aber nach der Getreidernte im Brachfelde besonders üppig. Dorthin treibt man das Milchgebende Vieh gerne, weil dieses Kräutlein Milch und Butter gibt. In der Hausapotheke darf es nicht fehlen. Man gibt dem kleinen Kinde in das erste Bad von diesem getrockneten Kraut und sagt: »Ech bueden dich äm Nume Gottes, des Vueters, des Sannes uch des helije Gîstes, âmen,« spuckt dreimal ins Wasser und legt dann erst das Kind hinein. (Reussmarkt).

Der Trinitatestee oder wäld Steffmetterchentee ist blutreinigend. Er wird gewöhnlich den kleinen Kindern gegen Hautausschlag (Milchschorf) verabreicht.

Das geruchlose, fade schleimig schmeckende, etwas scharfe Kraut ist als *Herba Violae tricoloris* oder *Jaceae* officinell. Es wirkt gelind reizend auf die Tätigkeit der Haut und der Nieren. In grossen Gaben wirkt es wie das Veilchen brechenenerregend und abführend.

Die Kelchblätter des Feldstiefmütterchens sind grösser als die Blumenkrone, während das Gartenstiefmütterchen, eine reizende Zierpflanze, kleine Kelchblätter und eine grosse Blumenkrone, bestehend aus fünf Blättern, hat. Hierüber hat sich nun die bekannte Erzählung, wie diese Blume zum Namen gekommen, auch unter

stiel um, so dass die Stiefmutter zu unterst kam. Auch erwuchs ihr ein Höcker (der Sporn), sowie ihren beiden bevorzugten Kindern ein hässlicher Bart (der Haarbesatz); die verachteten Stiefkinder aber wurden mit schönen Farben ausgestattet und zu oberst gesetzt, worüber sich die Stiefmutter so ärgerte, dass sie gelb wurde. Eine Infusion von *V. tricolor* wird gegen Hautkrankheiten angewandt, eine solche der Blüten von anderen Arten (*Flores Diolarum*) wirkt lösend und schweisstreibend. Der schön violette Syrup findet im Laboratorium Verwendung als Reagens auf Alkalien, die ihn grün färben.\*



dem Volk verbreitet und es ist die in früheren Zeiten nur unter dem Namen Trinitatesken und den obigen Namen bekannte Blume auch hier zum Namen »Stefmetterchen« gekommen. Allerdings gilt dieser Name nur für die im Garten gepflanzte Blume. Das grösste, bunteste Blatt ist die Stiefmutter. Sie sitzt auf zwei Stühlen (zwei Kelchblättern). Neben ihr zu beiden Seiten sitzen ihre rechten Töchter, jede auf einem Stuhl. Die beiden obersten Blätter sind die Stieftöchter und sitzen beide zusammen auf einem Stuhl und haben dunkle Kleider an. In der Mitte (Griffel und Narbe) sitzt der Vater. Er hat aus Kummer über die Zurücksetzung seiner ersten Kinder einen weissen Kopf bekommen. Er steckt tief drinnen zwischen den Frauen eingezwängt und kann nur zum Vorschein kommen, wenn seine Frau und Kinder ausgegangen sind, (d. h. wenn die Blume verblüht).

*Veronica hederæfolia*, Epheublättriger Ehrenpreis<sup>1</sup>, sächs.: wäld Vergissmeinnicht, Katzenüch; rom.: Ochi pisicii. Ist auf dem Acker und im Garten das erste Grünfutter, welches für die Kühe gesammelt wird. Die kleinen blauen Blüten, welche sogar unter dem Schnee schon blühen, hängen ganz lose am Stengel und fallen, sobald man an der Pflanze rührt, ab. Auf den im Herbst nicht umgegrabenen Gartenbeeten bilden sie schon im Februar und, wenn der Schnee nicht zu dicht und nicht ganz zusammengefroren ist, einen grün-blauen Teppich. Wie oft hört man beim Anblick dieses Blümchens die Worte: »Der Frühling ist nicht mehr weit, das wilde Vergissmeinnicht blüht.«

Viel später kommen seine Verwandten zum Vorschein und erst Ende April zur Blüte. Es sind dies

*Veronica beccabunga*<sup>1</sup>, Quellehrenpreis, Bachbunge<sup>1</sup>, sächs.: Bôchbang, Bôchbâ (Tartlau); rom.: Bohovnică (Fuss); magy.: derécze, vizi saláta. Wächst an feuchten Stellen, an Gräben und Bächen und ist ausdauernd. Diese Pflanze gilt im Volk sehr viel und wird oft als Band fürs Wehgetane auf den Magen, gewöhnlich zusammen mit

*Anchusa offic.*, Ochsenzunge<sup>1</sup>, sächs.: Iussenzang, Kretinze (Talmesch); rom.: Miruța, Limba boului; magy.: mezei atraczel, gelegt. Dieses Kraut tut denselben Dienst auch allein. »Em schmeart e Blât mât Roum (Milchrahm) en leacht sich ed af den Moagen, dot ziecht det Wih erais«. (Alzen.) Man kocht das Kraut und macht

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Velle Bûrekascht. Junge Schosse werden statt Kresse genossen.



damit Umschläge bei heftigen Leibschmerzen. (Meeburg.) Die Wurzel, welche gelb färbt, Blätter und Blüten sind als Radix, Herba et Flores Buglossi oder Linguae bovis officinell. Alle diese Teile sind geruchlos, besitzen einen faden, süsslich-schleimigen, die Blüten schwach-bitterlichen Geschmack und werden als erweichende, kühlende, besänftigende Mittel gebraucht. Bei der Feldarbeit, wenn die Sonne so heiss brennt, ist eine Ochsenzungenstaude in der Nähe sehr gut, man legt sich ein solches Blatt unter den Hut, es kühlt, ohne zu erkühlen.

»Bâ geschwalläner Mânz oder Liewer as Bochbang gât«, der Leib wird mit Bachbunge dicht bedeckt und bis zur Trockenheit liegen gelassen. Blutreinigender Salat zur Frühlingskur.

Von den vielen Ehrenpreisarten wird ausser den beiden oben genannten nur noch eine vom Volk beachtet und als Heilmittel benützt, es ist dies

*Veronica officinalis*<sup>1</sup>, Apothekerehrenpreis, Echter Ehrenpreis, sächs.: Heildewäongd (Alzen), Wiorgdheil (Talmesch), Êdesengekraidich (Wallendorf), Grondhil (Reen), Îhrempreis (Sigerus und Fuss); rom.: Ventrilicä; magy.: erdei zsálya, veronika.

Der Name »Îhrempreis« bei Sigerus, Quartalschrift, 2. Bd. (1790) und bei Fuss, Vereinsarchiv A. F., 3. Bd. (1848), befremdete mich. Wie kamen die beiden Autore zu dem Namen, welcher nicht volkstümlich, sondern nur die Übersetzung aus dem Deutschen ins Sächsische ist? Als ich in den beiden sehr wertvollen Arbeiten weiter blätterte, fand ich wieder bei Beiden auch das Bilsenkraut versächsischt in »Belsekrokt«, sächs.: Kestekriokt (Alzen), Pôkekrokt (Schässburg), Deuwelswurzel (Kirchberg), Deuwelsûch, Zegunnekrejt, Kêsselbleam (Meschen), Kaisselkrejt (Kaisd), Pletschenštonjel (Zeiden), Masselauer (Burgberg).

Da fand ich unter den Pflanzennamen aus Schweischer und Talmesch Îrempre's und Belsekrokt. Ich fuhr nach Talmesch und sprach dort mit einer als Kräutersammlerin und Heilkünstlerin bekannten alten Frau. Im nahe am Dorf gelegenen Erlenwäldchen fragte ich sie nach dem Namen verschiedener Kräuter. »Das hier ist Îrempre's«, sagte sie. »Wie heissen es aber die Leute?« fragte ich. »Wiongdhel«. »Wie kommt Ihr dann zu dem andern Namen?« »Ich habe ein sehr altes Kräuterbuch mit Rezepten. Dort heisst es

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Bildet auch einen Nebenbestandteil des Kräuterbundes (Wesch). Liefert einen bekannten Tee.



deutsch ‚Ehrenpreis‘. Man kann ja den Herrschaften nicht den bäuerischen Namen sagen. Wir wissen ja auch, wie man aus dem Deutschen den herrischen sächsischen macht.« So hatte ich nun die Auflösung des Rätsels.

Alle Ehrenpreis-Arten (*V. latifolia*, *V. anagallis*, *V. triphyllos* usw.) kommen mit diesen beiden in ihren Kräften überein. Der ährige Ehrenpreis (*V. spicata*) wird oft mit dem echten oder gebräuchlichen verwechselt, hat auch dieselben Heilkräfte. Der Tee von dem auf den Äckern wachsenden dreiblättrigen (*V. triphyllos*), wirkt auf die Gelbsucht kräftiger. Als *Herba Alsines triphyllae* officinell.

Der echte ist gut auf Wunden. Gegen Verschleimung soll man den frisch ausgepressten Saft 2 Löffel voll in Gaismilch trinken, und zwar nüchtern. (Alzen.)

Das bitterlich und zusammenziehend schmeckende Kraut, welches frisch aromatisch riecht, trocken aber geruchlos ist, wird besonders gegen Brustkrankheiten, alte Katarrhe mit viel Schleimauswurf — täglich 3—4 Tassen — gegen beginnende Auszehrung, gegen gichtische und rheumatische Leiden zu trinken anempfohlen. (Talmesch.)

Ein Absud dieser Pflanze mit Eisenvitriol vermischt, gibt eine Tinte.

*Lamium*<sup>1</sup> *purpureum* ‚Rote Taubnessel‘, sächs.: Hunnenhider (Grosschenk), Riut dounnästel (Alzen), Schwenjgsgekrejksel (Neppendorf), Ruet Deunnestel (Meeburg); rom.: *Urzică moartă*.

Der Name »Schwenjgsgekrejksel« kommt nicht etwa davon, dass die Schweine es gerne fressen, sondern weil es so unverschämt bald und schnell im Frühling die noch unbebauten Beete im Garten und die bebauten Länder, Äcker überzieht.

Neuerdings haben die Bäuerinnen, hauptsächlich Rumänen, aber auch diesem lästigen Unkraut das Nützliche abgewonnen, sie bringen die roten Blüten, welche auf dem Lande gar nicht beachtet werden, als erste Frühlingsblumen in die Stadt zu kleinen Sträußchen gewunden, zum Verkaufe. »Der Städder kift alles«.

Dieses Unkraut riecht nach Ameisensäure, hat dieselbe Wirkung, wie die Taubnessel, doch schenkt man dieser mehr Beachtung, wahrscheinlich weil sie sich nicht auf die bebauten Beete herbeidrängt, sondern bescheiden an Hecken, Zäunen, in Baumgärten, am Saume der Wälder wächst. Die rote Taubnessel ist als *Herba et Flores lamii rubri* offic.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Beienlaitchen. *Lamium purpureum*: Röt Brenndeschtel.



*Lamium album*<sup>1</sup>, Weisse Taubnessel, Weisser Bienensaug<sup>2</sup>, sächs.: Dounnästel (Alzen), Douvniessel, Buieblommen (Burgberg), Honschbleam (Zeiden), Sorrekrejt (Grosschenk, Zied), Millegekraidich (Heidendorf), Lutscheblom (Braller), Wäldbâekrokt (Schässburg).

Das Kraut samt den Blüten — d. h. man sammelt das blühende Kraut und hebt es auf — gegen Skropheln und gegen harte Geschwüre (äusserlich). (Alzen.) Die weissen Blüten der Taubnessel sind als Tee gegen katarrhalische Leiden sehr gut, sie riechen honigartig, schmecken süss, weshalb sie die Kinder gerne roh essen oder auch nur aussaugen. Dies finden auch die Bienen, deshalb der Name Bienensaug. Als Spielzeug richtet man die Blüten am Stengel so zu, dass nur zwei Quirle bleiben. Zwischen diese stecken Kinder eine Spennadel, halten sie lose an beiden Enden und blasen, dann dreht sich »die Windmühle« wie der Wind. Daran haben die Kinder ihr Vergnügen. (Daher Sorrekrejt, Surrkraut<sup>2</sup>, Grosschenk.) Wer sich mit dem Sammeln der weissen Blüten befasst — sie werden in schön getrocknetem Zustande in manchen Droguerien angekauft — der wird bemerken, dass diese Arbeit besser am Morgen und gegen Abend vor sich geht. Je höher die Sonne steigt, um so kleiner werden die Blüten, sie ziehen sich zusammen. Um die Mittagszeit hat es den Anschein, als habe man es mit lauter verblühten Blumen zu tun, erst wenn die Sonne sich zu neigen beginnt, werden sie wieder frisch, und lassen sich leicht herauszupfen (*Flores Urticae mortuae*).

*Ribes Grossularia*<sup>2</sup>, Stachelbeere<sup>2</sup>, sächs.: Äjresch, Argresch (Wallendorf); rom.: Agriş; magy.: egres.

Der zuverlässigste Frühlingsbote im Garten ist der Aegrischstrauch, und zwar verkündigt er den Frühling nicht durch seine Blüten, sondern durch die Blätter. Dieser Strauch wird am leichtesten durch Stecklinge vermehrt, doch muss man sie schneiden, ehe sie treiben. Da ist es nötig, die hiezu bestimmten Sträucher schon im Februar zu beobachten. Wenn der Saft steigt, die Augen schwellen, so muss man schnell diese Arbeit tun. Stecklinge mit ausgebildeten Blättern fassen nur selten Wurzel. Die Blütenknospen brechen erst dann hervor, wenn die Blätter schon ausgewachsen sind.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Hunnigsäck, Well oder weiss Brenndeschtel.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Krehelstack. *R. rubrum*: Gehännskreschel. »Aus den geniessbaren Früchten wird Wein und Likör bereitet. Der magenstärkende Brantwein von *R. nigrum* ist unter dem Namen Cassis viel im Gebrauch. Die Wurzel wird gegen Würmer angewandt.«



Die Stachelbeere vermisst niemand gerne im Haushalt. Man kocht daraus die wohlschmeckende und erste saure Frühlingskächchen (eine sächsische Speise, ein Mittelding zwischen Suppe und Eingemachtem oder die Vereinigung von Suppe und Sauce). Man kann die Stachelbeeren hiezu verwenden noch bevor sie ausgewachsen sind. Zum Aufbewahren für den Winter und zum Einkochen in Zucker taugen die noch unreifen sauern Früchte besser als die reifen, welche roh einen angenehmen süsssauren Geschmack haben.

Es gibt verschiedene Stachelbeerarten, von denen im Volk die dicke, mittlere und ganz kleine Art bekannt ist. Ersterer heisst Bickaâjresch (Nimesch), Kampestâjresch (Meschen), Kerbesâjresch (Langental), Bäffelâjresch (Trappold). Der kleine heisst Kukukâjresch.

Verlockend für die Kinder ist im Frühjahr, trotz seiner herben Säure, das unreife Beerenobst. Am liebsten möchten sie das kleine Köpfchen gleich nach der Blüte essen, wenn nur nicht der »grammen Duid« (Reps) drinn stecken sollte! Auch in Meeburg fürchten sie den gram Dued. In Streitfort und in Grosschenk sagt man, er stecke nur in der Blume und glaubt aller Sorge ledig zu sein, wenn man sie abkratzt. »Ich kratzen den gramen Dued eof, deun wid mer näst.« (Streitfort.) Sonst auch: der græn Dît.

In Martinsberg, Braller, Gürteln weiss man von dieser Hilfe nichts. Dort dürfen die Kinder von dieser Frucht nicht einmal kosten, bis der Tod nicht ausgetragen worden. Dies geschieht am Himmelfahrtstage.

Die Schulkinder machen eine Strohuppe, ziehen ihr die schönsten Frauenkleider an und bockeln sie. Dieses ist der Tod. Mit diesen gehen sie nach der Vesper singend durch das Dorf hinaus an den Bach, entkleiden den Tod und werfen ihn in den Bach, ihm nachrufend:

Fles, fles hähär dervun  
Dat mer't Fräsen nemi bekun,  
Te sâlt vergëssen  
Dat mer gränen Âjresch éssen.

Nun bockelt man eines von den kleineren Mädchen und zieht ihm die Kleider des Todes an, dies ist das Leben. Die zwei grössten nehmen es auf die Hände und so bewegt sich der Zug wieder singend durch das Dorf zum Hause »des Lebens«, dort hat die Mutter aus den von den Kindern zusammengetragenen Eiern und Speck Eierspeis gemacht und ein »Zalôtêlêwend« gekocht. Nach diesem Festessen tanzen und spielen die Kinder bis am Abend. Am nächsten Tag begeben sie sich ohne Scheu in den Garten zu den Stachelbeeren und essen soviel sie wollen. (Martinsberg).



Am Himmelfahrtstage, gleich nach der Kirche, versammeln sich die Schulmädchen in einem Hause und machen aus einer ausgedroschnen Korngarbe eine Strohuppe, den Tod. Den Kopf umwickeln sie mit einem weissen Tuch und stecken als Augen zwei schwarzköpfige Nadeln hinein. Dieser Puppe werden nun die schönsten Kleider einer jungen Frau angezogen. Den Kopf bockelt man mit vielen Bändern, welche um die Brust herum hängen. Der Tod muss fertig sein, bevor man in die Vesper läutet, damit ihn die Leute, wenn sie hingehen, sehen können. Zu diesem Zwecke stellt man ihn ans offene Fenster. Nach der Vesper nehmen die zwei ältesten Schulmädchen den Tod an der Hand und eröffnen den Zug. Die andern folgen immer zwei zu zwei. So bewegt sich der Zug durch alle Gassen das Kirchenlied singend, Nr. 237 des alten Gesangbuches: Gott, mein Vater, deine Liebe reicht so weit der Himmel ist, deines Wohltuns starke Triebe sind so ewig, als du bist usw.

Diesem feierlichen Umzuge folgen hauptsächlich die Knaben mutwillig nach. Sind alle Gassen durchzogen worden, so begeben sich die Mädchen in ein anderes Haus, welches vorher bestimmt worden, in welchem »das Leben« wohnt. Hier schmückt man nun dieses Mädchen mit den Kleidern des Todes, welcher entkleidet den Knaben durchs Fenster hinausgeworfen wird. Diese übernehmen ihn, stürmen damit ohne Gesang zum Dorfe hinaus und werfen ihn in den Bach. Dies ist das einzige Vergnügen, welches die Knaben bei diesen Feste haben. Sobald das »Leben« fertig angekleidet ist, nehmen es wieder die zwei grössten Mädchen an der Hand, die andern folgen paarweise und so geht der Zug, wieder dasselbe Lied singend, durch die Gassen und ins Haus »des Lebens« zurück, wo nun gegessen, gespielt und getanzt wird bis am Abend. Nun ist der Tod vernichtet, die Kinder dürfen Stachelbeeren essen. (Braller.)

In Gürteln trägt man auch auf ähnliche Weise den Tod aus.

Bei uns werden noch drei Ribesarten kultiviert, von denen die wichtigste ist

*Ribes rubrum*, Rote Johannisbeere, Ribisel, sächs.: Rosinnen (Grosschenk), Rosentcher (Hermannstadt), Ruit Waimertcher (Reen, Wallendorf); rom.: Burbane, Strugurei, Coacăză roșie, Rozinchină, Rozichie; magy.: veres szőlő.

Diese Beeren können nur, wenn sie gut reif sind, gebraucht werden. Gewöhnlich isst man sie als Obst roh, oder man verwendet sie auf verschiedene Weise in Speisen, Suppen und Bäckereien. Zu demselben Zweck bewahrt man sie auch für den Winter auf, ent-



weder im Ofen gedörret, oder in Zucker eingekocht. Es kann aus ihnen ein guter Wein und Essig bereitet werden. Auch gehören sie zu den kühlenden Heilmitteln. Als solche werden sie in Fieber und anderen Krankheiten, die von Durst und Trockenheit der Zunge und des Halses begleitet sind, angewendet. Insbesondere ist der aus denselben gepresste Saft, dick eingekocht, das beste Kühlungs- und Stillungsmittel des Durstes bei Fieber. Im Volk wird der aus gedörreten Beeren bereitete Tee gegen Husten am meisten benutzt und die Ribiselkächen und -sauce. Aus den jungen, noch nicht ausgewachsenen Blättern kocht man Pflanzenkraut.

Et hât un em Rîmchen  
Und huet en Boch vól Štîncher  
En huet en rît Minkelchen  
Uch en schwarz Kapchen.

(Hermannstadt.)

*Ribes nigrum* ‚Schwarze Johannisbeere, Gichtbeere‘, sächs.: schwarz Rosentcher, schwarz Rosinnen; rom.: *Strugurei negri*, *Coacăză neagră*; magy.: *fekete szőlő*. Diese Art wird seltener angebaut, da sie nur »fir Arzenoa« gut sind. Alle Teile der Pflanze, riechen unangenehm wanzenartig. Kraut und Beeren dienen als Mittel gegen Wassersucht. Ein Absud der jungen Blätter und Schossen gegen Krampf und Keuchhusten und gegen andere Kinderkrankheiten. Die gedörreten Träublein sind ein gutes Hausmittel gegen Halsweh, Heiserkeit und Husten.

Die Blätter, jungen Triebe und Beeren gegen Gicht, Bisse giftiger Schlangen, wütender Hunde.

Als *Folia*, *Stipites* et *Baccae Ribium nigrorum* officinell.

*Ribes aureum* ‚Goldgelbe Krausbeere‘, wird hie und da in ländlichen Blumengärten, häufig in den Städten, als eine Zierpflanze wegen ihren schönen, gelben, frühzeitigen Blüten gepflanzt, die Früchte sind nicht essbar, werden auch nicht verwendet und wenig beachtet. Nur von Kindern und Vögeln genascht.

Der Frühling lässt oft noch eine gute Weile auf sich warten, auch wenn schon alle diese Pflanzen blühen. Man sagt auch nie beim Erblicken eines Weidenkätzchens, oder eines Schneeglöckchens: Der Frühling ist da, — det Fræjôr äs dô, sondern immer: Det Fræjôr kit oder det Fræjôr kit äm Šturm (wenn es schnell warm wird, Hermannstadt).

Wie oft drücken noch Fröste diese Blüten nieder und deckt eine leichte Schneedecke sie zu. Das schadet ihnen jedoch nicht.



Sobald die Sonne über sie scheint, heben sie die Köpfchen und werden wieder frisch.

De Aisdâich kunn, de Wejden lichten granj, sagt der Agnethler und der Alzner.

De Aisdâich kunn, am Grôawen sejt em Mierzegarluisen, sagt der Burgberger.

De Oisdâich kunn, de Hasseln hu schiun de Zeddeln, der Pretaier.

De Iusdâch kunn, em fonjd diar lichter Girkelblommen uch Lelšchen (Krokus), der Schönberger.

De Aisdaich kunn, de Mierzeklêkelcher logden, uch dâ walde klingeln. (Talmesch.)

De Aisdaich kunn, de Mierzker kunn erais. (Grosscheuern.)

Mierzker heissen die roten Wanzen. Weil die zuerst aus der Erde kriechen. In diesem Falle jedoch sind die Kinder gemeint, die, sobald die Sonne an die Häuser scheint, herauskommen und auf der Gasse spielen.

Der Wänjter mucht nemi long, de Wejden štïossen glech nea de Rîselcher. (Gierelsau.)

Det Frâjôr kit, em fängd schîn Palemitzker. (Hermannstadt.)

Det Frâgûer äs kunn, de Känjd hun det Schlüsselblâmchen am Schommert fanjden. (Marpod.) (Schommert ist ein umzäunter Berg gegenüber des Dorfes, wo man einmal einen Weingarten erfolglos angepflanzt und nachher mit Obstbäumen versucht hatte. Jede Familie besitzt dort ein Stückchen ‚en Štrêfen‘, der Pfarrer zwei. Jetzt ist es ein ungepflanztes Mittelding zwischen Wald, Feld, Wiese und Obstgarten. Es wächst da die Wiesenraute (Thalictrum), welche wegen ihren harten Stengeln ein schlechtes Futter gibt, ist aber wegen ihrer Heilkraft als Schommertgekreksel in der Gegend berühmt. Dieser Berg ist ein näherer, angenehmerer Spaziergang für den, welcher gerne schöne Feldblumen pflücken möchte, er findet eine grosse Auswahl von Sommerblumen und Heilkräutern, aber Frühlingsblumen gibt es dort nur die erste: *Primula*<sup>1</sup> *veris*. Darum ist es immer eine grosse Freude, wenn die Nachricht kommt: Am Schommert blâin de Schlüsselblâamen.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Dilemennschen, Gukuksblum. »Laub und Blüten hauchen denselben Duft aus, durch welchen die Weidetiere von der Pflanze abgehalten, die Insekten aber angelockt werden. *P. officinalis* und *clatior* waren früher als Mittel gegen Gelenksrheumatismus, Nieren- und Blasenleiden in Gebrauch. Der Tee aus den Blüten (*Flores Primulae*) wirkt reizend und schweisstreibend. Der Saft ist bitter und zusammenziehend.«



4.

## Frühlingspflanzen im Wald, Feld und Garten.

*Primula veris* (Erstling des Frühjahrs), Primel, Schlüsselblume<sup>6</sup>, sächs.: Schlüssselblom (Alzen), Schlüssselblâmchi (Wallendorf, Bistritz), Hemmelsschlüssel (Schellenberg, Mediasch), Frähinschker (Meeburg), Giel Primel (Grosschenk), Kuckuckbläomen (Alisch); rom.: Brândușe Angliciu; magy.: hasavirág.

Man sagt: Die Primel hat ihren Namen erhalten, weil sie die erste Pflanze ist, welche im Frühling ihr Köpfchen aus der Erde steckt. Aber sie ist sehr behutsam, sie guckt zwar aus der Erde heraus, bleibt aber doch drinnen, bis sie nicht fühlt, dass der Frühling mit seiner erwärmenden Luft auch wirklich da ist. Sie hat aber auch einen zweiten Namen, den sie mit eben so viel Recht verdient als den ersten. Schlüsselblume heisst sie wegen ihrer Form. Die unten röhrlige, spitz zulaufende Blumenkrone gleicht einem hohlen Schlüssel, in den der Stift des Schlosses geschoben werden musste. Zieht man sie heraus, so bleibt der Kelch, wie ein zierliches Schloss aus alter Zeit, zurück.

Petrus hatte einmal den Schlüssel vom Himmel verloren, er war ihm auf die Erde heruntergefallen. Auf dem Platz wuchs eine Blume, ganz die Form wie der Himmelsschlüssel. Seither schliesst nun diese Blume die Erde auf, damit die Pflanzen herauskommen können. (Schellenberg.)

Sie wächst auf Wiesen, sonnigen Bergabhängen und Wäldern, lässt sich sehr leicht zu jeder Jahreszeit versetzen und gedeiht ohne Pflege auch im Grase der Obstgärten.

Früher war die ganze Pflanze **medizinisch**, jetzt gilt sie wenig, fast nur als Volksheilmittel. Als solches aber wird die Wurzel, welche frisch etwas eisartig riecht und ebenso, doch mehr bitterlich, schmeckt, als Niessmittel und auch die Blätter und Blüten gegen Zittern der Glieder und Schwindel und äusserlich gegen Gelenkschmerzen und Wunden gebraucht. Aus den getrockneten Blumen bereitet man einen schwach-reizenden, schweisstreibenden Tee.

Die jungen Blätter kann man als Salat gebrauchen. Die Blüten mit Honig und Wasser gemischt geben ein weinartiges Getränk.

Wenn ein Mädchen schon in der Karwoche eine blühende Schlüsselblume findet, so heiratet sie noch im selben Jahre, und zwar kriegt sie den, welchen sie liebt.



*Primula elatior* hat grössere Blüten als die *P. off.*, wächst auf feuchten Wiesen, in Gebüsch, wird auch häufig in Gärten gezogen, blüht von März bis Mai. Ihre Heilkräfte sind weit geringer als bei voriger.

*Primula chinensis*. Diese gelbe Frühlingsblume ist durch aufmerksame Pflege in gutgearbeitetem Gartenboden eine zierliche, vielfarbige edle Blume geworden, doch darf man keine vom Feld (*P. veris*) zwischen sie setzen, sie arten aus, werden von Jahr zu Jahr kleiner und farbloser, bis alle wieder ganz gelb und wild sind, man sagt: De wald huet dä hîsche friessen.

*Primula auricula*, 'Aurikel', sächs.: Aurikelcher; rom.: Urechea ursului (Bärenohr); magy.: fülvirág. Diese Art ist nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen dem zarten, angenehmen Geruch eine sehr beliebte Gartenzierpflanze, ist ausdauernd, wird gewöhnlich durch Nebenschösse vervielfältigt. Dieselbe durch Samen zu ziehen, ist lohnender, man erhält die verschiedensten Farben. Diese Blume ist in ihren Ansprüchen sehr bescheiden, doch müssen die wenigen erfüllt werden, wenn sie gedeihen soll. Hauptsache ist, dass sie nur Morgensonne hat und im Winter nur von Schnee bedeckt wird. Sie ist in Stadt und Dorf eine sehr beliebte Gartenblume, geht aber oft an der zu guten Pflege zugrunde. Im Herbst müssen alle trockenen Blätter, welche von den in der Nähe stehenden Bäumen herunterfallen, entfernt, im Frühjahr frische, kräftige Erde um die Wurzel gelegt werden. So erzielt man dann schöne, üppige Blüten.

Folgende Frühjahrsblumen, in Schellenberg heissen sie 'Eusdäichblommen' kommen nur wild, grösstenteils in Wäldern vor. Eine Art herrscht im Hammersdorfer, die andern im jungen Wald, eine dritte in Holzmengen usw. vor. Fast alle aber findet man zusammen auf der Landskrone, wo sie von März bis Mai einen buntfarbigen Teppich unter den noch dünnen Bäumen bilden. Unter ihnen sind die buntfarbigsten die *Fumariaceae*, Erdrauchgewächse.

*Corydalis cava*<sup>1</sup> (*Fumaria bulbosa*) 'Hohlknolliger Lerchen-sporn', sächs.: Der Aprell, de Aprallblâm (Wallendorf), de Aprallen (Bistritz und Umgebung), Stirrblommen (Schässburg). Wächst in Gebüsch, Wäldern und am Rande der Wiesen (Umgebung von Hermannstadt und Bistritz), eine Zierde der Landskrone, die Farbe der Blüten ist purpurrot bis violett, selten weiss.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Hergottsschengchen. Ein bestimmter Stoff (Corydalin) schützt die Pflanze vor Tierfrass.



Der etwas gewürzhaft riechende, sehr bitter, schwach zusammenziehende, etwas scharfschmeckende, knollige Wurzelstock war als *Radix Aristolochiae cavae* officinell, ist aber kaum mehr im Gebrauche, man benützte ihn in ähnlichen Fällen wie die *Aristolochia* ‚Osterluzei‘ (Rämp).

Aus dem Hammersdorfer Wald bringen die Hammersdorferinnen Wurzelknollen mit den Blumen und auch nur Blumensträuschen zum Verkaufe in die Stadt unter dem Namen »Bäschblomen«.

*Corydalis solida* ‚Dichtknolliger Lerchensporn‘. Seine Wurzelknolle ist innen nicht hohl, sondern fest, sieht aber dem vorigen sehr ähnlich, nur hat er einen fast geraden Sporn. Diese Art heisst in Talmesch Kokeschblâm.

*Fumaria officinalis* ‚Erdrauch‘, sächs.: Ierdrûch (Fuss, Sigerus), Wonjertkrejt (Kaisd), Muejen (Magen), Muejengekreksel (Agnethehn); rom.: Iarbă de curcă (Reşinar), Fumu pământului (Fuss); magy.: földfüstfü. Wächst auf bebautem und unbebautem Feld, in Weingärten und ist einjährig. Das geruchlose, unangenehm, bitterschmeckende Kraut, welches man vor der Blüte sammeln muss, ist als *Herba fumariae*<sup>1</sup> officinell. Als Volksmittel gehört es auch zu denen, von welchen man siebenerlei oder neunerlei nehmen muss, damit sie um so sicherer helfen, welche Kräuter im Mai gesammelt werden. Man trocknet das Kraut, kocht im Winter Tee gegen schwachen Magen und bei Gelbsucht. Die Pflanze verwendet man auch zum Gelbfärben.

*Scila bifolia*<sup>2</sup> ‚Zweiblättriger Meerzwiebel, Wiesenhyazinthe‘, sächs.: Frühlingstrênen (Grosschenk), Wäldschuilerblemcher (Stolzenburg, Talmesch), Krônzincher (Wallendorf), Morjenzêrcher (Reussen), Wängertblemcher (Grosschenk).

Diese bei uns wildwachsende, frühblühende blaue, zarte Traubenblüte hat im Volk keine Verwendung, ausser bei den nahe an der Stadt Wohnenden, dass sie dieselbe auch zum Verkaufe sträusschenweise bringen. Dagegen die echte Meerzwiebel

*Scilla maritima*, hält man als Topfpflanze und diese Wurzel wird bei Wassersucht gebraucht, und zwar kaufen sich die Leute sie gewöhnlich aus der Apotheke, um ihre Pflanze zu schonen.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Dauwekirwel, Katzekirwel, Räckkraut. Das Kraut (*Herba Fumariae*) wird gegen Gelbsucht und Magenschwäche angewandt.

<sup>2</sup> Luxemb.: Märzstierchen, *Sc. maritima* Brandenn. Die Blätter und Zwiebeln werden vom Volke zu verschiedenen Zwecken, besonders aber bei Verbrennungen, daher der heimische Name, verwandt.



Die Zwiebel, welche frisch beissend-scharf riecht, sehr scharf, bitter und eckelhaft schmeckt, trocken aber geruchlos und weniger scharf ist, gebraucht man seit den ältesten Zeiten als Heilmittel, und zwar sind es die innern, dicken, fleischigen Schuppenblätter.

In grösseren Gaben wirkt sie brechenenerregend und frisch ganz wie die scharfen Gifte.

*Anemone Hepatica*<sup>1</sup> und *Hepatica triloba* s. *nobilis* ‚Leberblümchen‘, sächs.: Hasselvâlchen, Liewerblemchen, Hasselblâm (Wallendorf), Uisterblom (S.-Regen); rom.: Foi de juara, Floarea paștilor; magy.: majfű.

Dieses niedere Pflänzchen hat einen abgebissenen Wurzelstock, herzförmige dreilappige Blätter, die sich erst nach der Blüte entwickeln und dann bis zur nächsten Blüte dauern, zahlreiche, zottige einblütige Schäfte, hellblaue Blüten. Wächst in Laubwäldern, besonders in bergigen Gegenden, wird aber wegen den schönen das ganze Jahr dauernden Blättern und den freundlichen Blüten, welche einen üppigen Flor schon im März entwickeln, auch in Gärten als Einfassung gezogen, wo es gewöhnlich gefüllt ist.

Die zerstoßenen frischen Blätter legt man auf Wunden und offene Geschwüre, woselbst sie das Bluten stillen, dabei reinigend und heilend wirken. Der in Wein oder Wasser gekochte Samen treibt Sand und Stein ab.

Als *Herba Hepaticae nobil.* nov. officinell (Leberblätter) bei Leberkrankheiten, daher der Name.

*Anemone nemorosa*, *Waldanemone*, *Buschwindröschen*‘, sächs.: Kukuksblom (Grosschenk und Umgebung), det Wendriski (Wallendorf); rom.: Floare aștilor, Musteniț alb; magy.: fejér beregvirág.

Das Buschwindröschen findet man in allen Laubwäldern Siebenbürgens, und zwar ist der Boden oft grosse Strecken weit mit weissen, aussen rosa überlaufenen Blumen bekleidet, die sich über eine grosse, dreiblättrige grüne Hülle erheben. Es hat eine ungewöhnliche Wurzel. Ein brauner, innen weisslicher, walzenförmiger Körper, von der Dicke einer schwachen Schreibfeder, liegt wagerecht in der Erde. Von ihm aus senken sich Würzelchen gewöhnlicher Art hinab und an seinem vordern Ende befindet sich eine Knospe, neben der sich der einblumige Blütschaft etwa

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Vorwitzchen, *A. ranunculoides*, Goldhühnlein, *A. nemorosa*: Aprelsblum, Beschblum, Hefflerblum, Holzblum, Blöderblum, Kêsblimchen, Leffelsblum. *A. pulsatilla*: Öschsterblum.



15—24 cm hoch erhebt. Was uns hier als Wurzel erscheint, ist eigentlich nichts anderes als ein unterirdischer Stengel, dessen rückwärtiges Ende allmählich abstirbt, während das vordere von Jahr zu Jahr weiter wächst.

Die hübsche, zarte Pflanze, die so unschuldig aussieht und so gerne von Kindern gesucht und gepflückt wird, ist giftig. Der Saft der Wurzel zieht Blasen auf der Haut, wirkt schneller als das Spanischfliegenpflaster, und ihr Genuss kann leicht tödlich werden. Das Kraut ist den Tieren schädlich, Rindvieh und Schafe werden krank, wenn sie es fressen. Das frische Kraut schmeckt beissend-scharf. Aus dem Saft soll man eine Art Schminke und ein Mittel bereiten, welches die Sommersprossen vertreibt.

Unter diesen weissen Anemonen findet man auch einzelne gelbe, welche das Volk für dieselbe hält, nur mit veränderter Farbe. Es ist dies

*Anemone ranunculoides*, hat dieselbe Wirkung, da sie jedoch nur vereinzelt vorkommt, so kommt sie gar nicht in Betracht.

*Anemone pulsatilla* oder *Pulsatilla vulgaris*, 'Küchenschelle', sächs.: Uistereblomen, Biereblomen, Plumpblommen (Stolzenburg, Meschen); rom.: Dädäfel; magy.: tavaszi kökörtsin.

Diese Pflanze ist ein narkotisch-scharfes, stark wirkendes Mittel und wird bei Gicht, Wassersucht und Brustkrankheiten angewendet. Die blühende Pflanze ist als *Herba Pulsatillae* officinell (Küchenschellenkraut). Enthält eine flüchtige Säure (Anemonin- oder Pulsatillenkampfer) und etwas ätherisches Öl.

*Isopyrum thalictroides*, 'Muschelblümchen' wird im Volk für eine feinere Art der Kuckucksblume oder Wendrîski (*Anemone nobilis*) gehalten, er kommt aber viel seltener vor und nimmt auch dann nicht so vielen Raum ein. Man findet es in den Wäldern des Harbachtales.

*Pulmonaria off.*, 'Lungenkraut', sächs.: Huntschblom, weil die Kinder den Honig aus den Blüten saugen, Langekreokt (Alzen), Blio Schlüsselblom (Stolzenburg), Huanschblâm (Schweischer); rom.: Cûterisor; magy.: tûdöfû. Wächst in allen Laubwäldern und in Obstgärten. Die Blumen sind beim Aufblühen rot und werden nachher violett, die Blätter erhalten weisse Flecken. Die Form der Blume hat grosse Ähnlichkeit mit der gelben Primmel, daher der Name blaue Schlüsselblume, ist aber viel derber.

Der aus den Blättern gekochte Tee ist gut bei Heiserkeit zum



Schweisstreiben (Alzen). Wurzel samt Blätter, welche schleimig-krautig schmecken, werden bei Hals- und Brustentzündungen gebraucht.

Unter dem Namen *Herba et Radix Pulmonariae maculosae* officinell.

*Ficaria ranunculoides*<sup>1</sup> ‚Scharbockskraut‘, sächs.: Hinkelzaläut (Kleinschenk), Henkebleamen (Alzen), Batterbleom (Schellenberg), Schwolwekrejt (Kaisd), Batterblietcher (Talmesch), Tschipcherzalot (Alisch); rom.: Scelsi mici, Iarba rândunelii mică; magy.: tavaszi saláta.

Dieses Pflänzchen ist sehr verbreitet, man findet es in Wäldern, an Grabenrändern, in Obstgärten und auf Wiesen. Beachtet von den Kindern wird hauptsächlich die Wurzel. Dieselbe besteht aus einer Anzahl fadenförmiger, mit Seitenfäserchen versehenen eigentlichen Würzelchen. Ausser diesen aber befinden sich am Grunde der Pflanze ein Büschel von keulenförmig verdickten Knollen. Diese haben fast die Gestalt eines aufgequollenen Gerstenkornes, und sind oft nur sehr wenig mit Erde bedeckt, so dass sie durch starke Regengüsse abgelöst und weit umher verbreitet werden. Gegen Ende Mai welkt das Kraut und schwindet sehr bald, es bleiben dann nur diese Brutknöllchen auf der Erde liegen, und zwar in so grossen Mengen, dass man sagt, der Regen habe sie gebracht. (Himmelsgerste.) Hierüber soll es eine Sage geben, die ich aber nicht erhalten konnte. Zur Blütezeit schmecken diese Knöllchen scharf, später werden sie mehlig und geniessbar (am Rande des jungen Waldes, am Fahrwege, findet man sie in grosser Ausbreitung). Wenn sie blüht, sagt man in Alisch: De Tschipcherzalôt äs broadich (brütig). Die Blätter liefern den ersten grünen Salat, wo keine Rapunschen (Zikôrizalot) wachsen. Gewöhnlich werden hart gekochte Eier darauf gegeben oder sie werden gekocht und mit Mehl und Milchrahm aufgelassen.

Wurzel und Kraut werden als schleimlösend gebraucht und gegen Skorbut, (wehes Zahnfleisch).

In der Heilkunde sind sie als *Herba Chelidonii minoris* (kleines Schöllkraut) officinell.

*Lathyrus vernus* oder *Orbus vernus* ‚Frühlingsplatterbse‘, sächs.: Bäschjonisten, Folschjonisten (Burgberg). Diese Pflanze hat gefiederte

<sup>1</sup> E. J. Klein: Flora der Heimat, *Ficaria*, Gessel. Die Blätter werden stellenweise, z. B. in Frankreich genossen. Früher wurde die Pflanze gegen Skropheln und Scharbock angewandt. Die mehligke Wurzel wirkt blutstillend.



Blätter, u. zw. paarig gefiedert, die Blumen sind erst purpurfarben, dann blau. Da sie nicht alle zugleich aufblühen, so erblickt man an demselben Strauch rote und blaue Blüten. Sie sind eine Zierde der meisten Laubwälder im Frühling.

In vielen Gegenden sammelt man das blühende Kraut zu Tee, und die Samen äusserlich als zerteilend.

*Glechoma hederaceum*<sup>1</sup>, Gundelrebe, Gundermann', sächs.: Waild Boekroid (Alisch), Gangtererie (Seligstadt), Gonjterreaf (Alzen), Gängterroiwen (Kleinschenk), Gongfereroiwen (Burgberg); rom. Rotunjoară, Sâlnică, Frunză de tăitură; magy.: kerék nádrafű.

Dieses Kraut wächst in Gebüsch, auf Grasplätzen, in Gärten, als Gemüse und auch als lästiges Unkraut, kurz, man kann es überall finden. Es ist ein Pflänzchen mit niederliegendem, kriechendem, d. h. von Zeit zu Zeit wurzelschlagendem Stengel, nierenförmigen, gekerbten gegenständigen Blättern und blauen, in den Blattwinkeln sitzenden Blumen. Die ganze Pflanze hat einen eigentümlichen starken balsamischen Geruch und einen bitterlichen, etwas scharfen Geschmack. Sie bildet einen Hauptbestandteil der bekannten Kräuter-suppe im Frühjahr, welche gewöhnlich nur ohne Fleisch, an manchen Orten jedoch mit Lammfleisch am Karfreitag gekocht wird.

Das Kraut ist ein sehr wirksames Mittel bei vielen Krankheiten. Tee gegen Brustweh (Alzen). Gegen Schmerzen und Verhärtungen werden die Kinder damit umwickelt, auch wird es gestossen und so verwendet (Kleinschenk), gekocht oder mit *Symphytum* off. (sächs.: 'Schwarzwurzel') gehackt auf Wunden gelegt (Grosschenk). Obwohl nur als Hausmittel benützt, so ist seine Wirkung doch häufig von überraschendem Erfolge begleitet. Man kann dieses Kraut auch in der Apotheke kaufen. (*Herba Hederæ terrestris* off.)

*Lathraea squamaria*,<sup>2</sup> 'Schuppenwurz', sächs.: Gichtwurz, Herrgottschäjelcher (Schässburg); rom.: Muma pădurii; magy. fogatsán.

Die Schuppenwurz ist eine seltsam aussehende Pflanze, ein Schmarotzergewächs, welches auf den Wurzeln der Buchen und Haselnussträuchern, besonders um ausgehackte Stämme an feuchten Stellen schattiger Wälder hie und da vorkommt und gewöhnlich

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Ablatz, Heelref, Gunnebrem. Die Pflanze sendet meterlange Schosse zur Vermehrung aus; diese entsenden zahlreiche neue Pflänzchen. Das Kraut *Herba hederæ terrestris* gibt stärkenden Brusttee.

<sup>2</sup> *Lathraea squamaria*. Die Pflanze wurde früher gegen Fallsucht verwandt. *Bereins-Archiv, Neue Folge, Band XL, Heft 1.*



zum Teil von dem vermodernden vorjährigen Laube bedeckt wird. Der Wurzelstock ist mit vielen weissen fleischigen dicken Schuppen besetzt. Durch viele Fasern an die Wurzeln der Bäume befestigt, treibt mehrere aufsteigende mit blassroten Schuppen besetzte 10—18 cm lange, saftige und fleischige Stengel an der Spitze in eine vor dem Aufblühen herabgebogene Traube übergehend. Die Blumen sind blassrot. Getrocknet wird die ganze Pflanze schwarz. Der frisch sehr scharf violenartig riechende, bitterlich, herbe schmeckende Wurzelstock verwendet man bei Koliken, Konvulsionen und Epilepsie der Kinder.

*Polypodium vulgare* ‚Tüpfelfarren‘, sächs.: Onjelsäss (Keisd), Herrgottschäjelchen (Schässburg), Sesshülz (Meschen), Kröpwurzel (Zied); rom.: Ferecea, Earba dulce de munte, Ferecuța; magy.: köméz. Wächst in schattigen Laubwäldern auf Baumwurzeln, daher die Verwechslung mit Schuppenwurz.

Der von den Wurzelfasern gereinigte Wurzelstock, der aussen rotbraun, innen grünlichgelb aussieht, einen eigentümlich ranzigen Geruch und einen anfangs angenehmen süsslichen, nachher aber kratzenden, herben, bitteren Geschmack hat, wird als Brustmittel und gegen Husten gegessen. »Onjelsäss äs sässer als Sässhülz« sagt der Keisder, es ist vor lauter Süssigkeit bitter. Die Kinder gehen in den Wäldern herum Engelsüss suchen, um es zu essen.

*Helleborus purpurascens* ‚Niesswurz‘, sächs.: Kircheschlüssel (Grosschenk und Umgebung) Wulfskrejt (Keisd), Kokeschbläamen (Talmesch), Pinentôzen (Scholten), Schlüsselbläomen (Alisch), Blunkebläomen (Alzen), Schlüsselwurzel (Burgberg), Brastwurzel, Gichtwurzel, Läppwurzel, Spuns in verschiedenen Dörfern, Astrichwurzel (Heidendorf und Umgebung von Bistritz), Lebwurzel (Wallendorf), Am Wurzel (Am oder anjem = böse, scharfe) (Draas), Deuwelswurzel (Klosdorf); rom.: Spâns, Coadă popii, Earba nebunilor; magy.: paponga.

Diese Blume nimmt sich unter den kleinen, zarten oben genannten sehr grossartig aus. Die Blumen sind grün. Der etwa 25 cm lange Stengel teilt sich meist gabelspaltig in zwei Äste, von denen jeder 2—3 Blumen trägt. Die Blüten bestehen aus grossen, grünen Kelchblättern und kleinen gelblichen Kronenblättern. Die Blätter sind ledrig, 7—11 teilig. Blüten im März, Blätter etwas später erfreuen das Auge des Blumenfreundes, der Landwirt sucht den Wert der Pflanze in der Wurzel. Diese gräbt er aus und bewahrt sie sorgsam auf, damit er sie hat, wenn ein Schwein krank wird.



Man zieht ihm solche Wurzel in die Ohren, dem andern Vieh an den Widerrist. Dies geschieht in allen Dörfern Siebenbürgens. Wen der Schlag getroffen, dass er nicht reden kann, dem soll man ein wenig von der Wurzel in die Nase stecken, damit er niest. Niest er aber zu stark, muss er an einem mit Weinessig genässten Tuch riechen, gleich hört das Niesen auf (Schellenberg). Aber nicht nur fürs Vieh, auch an der Wassersucht leidende Menschen kann man dem Tode abbetrügen. Doch muss man sehr behutsam damit verfahren, denn die Wolfswurzel führt nicht umsonst den Namen, sie kann einem das Leben fressen wie ein Wolf. Man pulverisiert die Wurzel und nimmt morgens und abends je 1 Messerspitze voll ein. Das Wasser geht schon nach wenigen Stunden ab (Keisd).

Sie erregt gepulvert Niesen. (Wird schon seit Hippokrates' Zeiten als Heilmittel gebraucht.) In der Heilkunde kommt sowohl diese als auch

Helleborus niger<sup>1</sup>, Christrose<sup>2</sup>, als Radix Hellebori nigr. vor.

Die Christrose ist hier wenig bekannt, wird nur hie und da als Gartenzierpflanze gehalten. Sie ist eine grosse, schöne, weisse, mit einem Anflug von Rosa geschmückte Blume. Sie blüht selbst im Schnee zur Weihnachtszeit (Leschkirch).

Statt dieser Wurzeln benützt man auch

Adonis vernalis und Actaea spicata<sup>2</sup>, Christofskraut<sup>2</sup>, sächs.: Wülfswurzel, Schwuerzbäschwurzel (S.-Regen); rom.: Cristofoare, Cristoforită; magy.: farkasszőlő. Der Wurzelstock dieser Pflanze ist fingerdick, innen weiss-gelb und hat eine schwarze knotige Rinde, riecht unangenehm, verliert jedoch in getrocknetem Zustande den Geruch und schmeckt bitter und scharf.

Früher war sie als Radix Aeoniti racemosi, oder Christophoriana officinell. Jetzt wird sie kaum mehr gebraucht, höchstens von Tierärzten und vom Landvolk bei obengenanntem Vieh. Das Volk benützt sie bei Kröpfen, Asthma und Hautkrankheiten, die Wurzel wirkt brechenenerregend. Alle Teile dieser Pflanze sind giftig. Eine einzige Beere soll, wenn sie von einem Huhn verzehrt wird, den Tod herbeiführen.

Wenn man die Beeren mit Alaun kocht, erhält man eine schwarze Tinte.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Kreschtblum. Die Wurzel von H. niger dient in der Apotheke zur Bereitung des Extractum Hellebori, auch wird sie getrocknet und gepulvert als Abführmittel und Brechmittel angewandt.

<sup>2</sup> Luxemburg: Geftschwanz, Muderbiêr, Muderkraut.



Die Wurzel galt als Zaubermittel zum Beschwören der Geld verschliessenden Geister (Sattelburg bei S.-Regen). Sie wächst in den Wäldern von S.-Regen.

*Veratrum album* ‚Nieswurz‘, ‚weisser Germer‘, sächs.: Germerläpp (Kleinschenk), Lüpwurzel (Fuss), Lebwurzel (Wallendorf); rom.: *Stereone*, magy.: *nagyzászpa*.

Die blühende Pflanze hat zwar keine Ähnlichkeit mit der Nieswurz, die Wurzel wird jedoch im Volk und in der Medizin ebenso gebraucht als *Helleborus alb.* Die gepulverte Wurzel wird in Schnupftabak gemischt. Die Wurzel oder auch die ganze Pflanze kocht man und wäscht damit das Vieh gegen Ungeziefer. (Grossschenk und Umgebung).

Von *Veratrum off.* benützt man auch den Samen. Er ist geruchlos, schmeckt scharf unangenehm bitter, enthält *Veratrin*, gehört zu den drastischen wurmwidrigen Mitteln. Bei innerer Anwendung ist grosse Vorsicht nötig, leicht entsteht Darmentzündung, weshalb man ihn innerlich auch selten anwendet, jedoch muss man auch bei äusserlichem Gebrauche als Streupulver vorsichtig sein, da auch hier zuweilen gefährliche Zufälle, als Betäubung, Schwindel, Krämpfe sich einstellen.

In der Drogerie oder Apotheke (Franz Wilchhelm & Comp. in Wien) erhält man den Samen unter dem Namen *Semen Sabadileos*.

Die Blüten sind sehr schön, kommen sogar als Gartenzierpflanzen vor. Die traubigen Blüten sind schwarz bis purpurrot (*V. nigrum*) und weisse, aussen grünliche Blätter (*V. alb.*). Im Kleinschenker Walde findet man wunderschöne Exemplare. Sie blühen später als die grüne Nieswurz. Wegen ihrer grünlichen Blüten nennt man sie zwar grüne Nieswurz, sie ist aber nicht *Helleborus viridis*, sondern *H. purpurescens*. In unsern siebenbürgischen Wäldern kommt nur letztere vor.

*Gagea lutea*,<sup>1</sup> oder *Ornithogalum sylvaticum*, ‚Gilb- oder Goldstern‘, sächs.: Vijelsmälch, Kröenzwibbel (Burgberg), Zirreblämcher (Meschen), Ierdnässker (Talmesch), Karaboi (Giesshübel); rom.: *Lușca*; magy.: *mezei hagyma*.

Von dieser Pflanze gibt es bei uns drei Arten, die sich so gleich sehen, dass das Volk sie für eine hält und alle drei auf gleiche Weise benützt und benennt. Die eine ist *Gagea lutea*, die zweite *Gagea minima*, die dritte *Gagea pratensis*.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Beiros, Goldstier.



Die zwei ersteren haben einen, die dritte zwei von einer gemeinsamen Haut umschlossene Zwiebelknollen. Die ersteren wachsen im Wald und blühen schon im März, die dritte wächst auf Äckern und Brachen und blüht etwas später. Aus der Mitte der Zwiebel erhebt sich ein blattloser Stengel, der sich oben in mehrere Blütenstiele teilt, von denen jeder eine gelbe sternförmige Blume trägt. Die Abkochung der Zwiebelknollen erregt Brechen und wird gegen Zuckungen der Kinder und gegen Geschwüre angewendet. Roh schmecken sie süßlich-schleimig und werden im Frühjahre gerne von den Kindern gegessen. Überhaupt gehen im Frühjahre die Kinder durch Garten, Feld und Wald herum, um essbares Zeug aus der Erde herauszugrübeln. Nicht immer fallen diese Exkursionen gut aus, wenn sie die unschuldige Körbelrübe oder Topinambur mit Knollen der Tollkirsche verwechseln.

*Chaerophyllum bulbosum* ‚Knollkerbel, Kerbelrübe‘, sächs.: Barboicher (Fuss), Baraboicher (Reussmarkt), Êrdnästscher (Burgberg), Tötzen (Meeburg), Graibelscher und Csikibereboi (Wallendorf, Bistritz), Kalwerkern (Petersberg bei Kronstadt); Barlebus (Zeiden); rom.: Barboi.

Diese Pflanze findet man in feuchten Wäldern, Gebüsch, an Hecken, an Bachufern. In Burgberg kann man zumal nach dem Regen im Frühjahr die Kinder scharenweise am Ufer des am Dorf vorbeifliessenden Grabens auf dem Bauch liegen und mit den Fingern diese Knöllchen herausscherren sehen. In Meeburg sehen die Kinder in der Tötzenzeit meist schlecht aus und werden sogar krank.

Die Pflanze wird als Gemüse angebaut und bekommt dann eine fleischigere Wurzel, welche man als Zuspeise oder als Salat genießt. Das Kraut hält man für giftig, verwechselt es jedoch häufig mit dem gefleckten Schierling, trotzdem es sich leicht unterscheiden läßt durch die langen einzelnen Haare auf der Unterseite der Blätter und ihre schmalen Zipfel. Dann hat der Schierling auch einen kahlen hohlen Stengel (als *Herba Conii maculat. off.*), aus welchem die Knaben Wasserspritzen und ihren Müttern Spulen zum Weben verfertigen; sächs.: Schierlenk, Schöurlunk (Feldorf), Schirlek (Petersberg bei Kronstadt), Barlebus (Zeiden), Schuerlenk (Meschen); rom.: *Cucută*, *Buciniş* (Sigerus und Fuss). Unter »*Buciniş*« versteht der Rumäne den betäubenden Kälberkropf, *Chaerophyllum temulum*; magy.: nagy bürög.



Der gefleckte Schierling riecht an heißen Tagen und besonders beim Trocknen widrig-süßlich, schmeckt widrig bitter-scharf und behält auch gut getrocknet beide Eigenschaften bei. Das Kraut wird zu medizinischem Gebrauche dann gesammelt, wenn sich die Blütendolden entwickelt haben und zu blühen anfangen. Es enthält ein sehr giftiges Alkaloid (Coniin oder Cicutin), ist ein scharf narkotisches, heftig wirkendes Mittel. Bei Wassersucht presst man das frische Kraut zwischen zwei heißen Ziegeln und legt das so gebähte Kraut auf die angeschwollenen Teile mit Erfolg (Alzen). Es leistet insofern gute Dienste, als es die Aufsaugung im hohen Grade begünstigt und Geschwülste besonders drüsiger Organe durch Schwund entfernt. Hat man kein frisches Kraut zur Verfügung, bedient man sich des grob zerkleinerten Pulvers, das man zu Breiumschlägen in Verbindung mit Bilsenkraut und Leinsamenmehl gebraucht. Äusserlich kann der Laie es schon gebrauchen, aber ja nicht innerlich, da ist das Gift zu scharf.

Noch schärfer aber ist es vom

*Cicuta virosa*, Wasserschierling<sup>4</sup>, sächs.: Glät Schaiierlenk; rom.: Cuiuta veninate oder din părau, oder de apă; magy.: méreg bürök. Diese Pflanze wächst an Gräben, wird im Frühjahr, wie die Kerbelrübe, an die Oberfläche gebracht, ihre Wurzel schmeckt süßlich, wirkt aber tödlich, wenn sie mit anderen essbaren Wurzeln verwechselt wird, was manchmal bei Kindern vorkommt. Das Kraut riecht sellerieartig. Der Wasserschierling ist die giftigste Doldenpflanze, die wir hier haben und erregt schon durch ihre Ausdünstung Schwindel.

*Chaerophyllum temulum*, Tausmelkerbel<sup>4</sup>, im Volke gilt er auch als Schierling; rom.: Buciniş. Der Genuss dieses Krautes erregt Schwindel und Betäubung.

*Chaerophyllum sativum*, Gartenkerbel<sup>4</sup>, sächs.: Kierwel.

Das Kraut hat einen angenehmen, gewürzhaften, etwas süßlichen Geruch und Geschmack und ist im Frühjahr in Speisen ein beliebtes Gewürz. Am Gründonnerstag kocht man in vielen Dörfern »Kervelkächen bä Lümflisch« (Schellenberg, Kleinschenk). Obwohl keine Teile dieses Krautes giftig sind, so wird es doch auch in vielen Fällen ebenfalls wie der gefleckte Schierling benützt. Das Kraut presst man auch zwischen zwei heißen Steinen bei Wassersucht, geschwollenen Drüsen usw. Der ausgepresste Saft desselben ist ein gelind reizendes auflösendes und zerteilendes Mittel.

Als *Herba Cerefolii* ist es officinell,



*Cypripedium calceolus*, Marienschuh, Frauenschuh<sup>1</sup>, sächs.: Herrgottschäjelchen (Zied), Harrgottschoagelchen (Zeiden), Hargeotscheagen (Meeburg); rom.: Papucu Doamni und Blabornic; magy.: erdei paputs.

Diese Blume hat die Gestalt eines gelben Pantoffels mit braunem Band. Alle Leute, die sie kennen, halten sie für die schönste Frühlingsblume des Waldes, aber nur wenige kennen sie, weil sie selten vorkommt. Man hat viel versucht, sie in den Garten zu verpflanzen, doch gelingt es selten und wenn es auch gelingt, so ist das Leben in unpassender Erde dieser feinen, angenehm riechenden Pflanze nur von kurzer Dauer. Es ist mir nur einmal vorgekommen, dass sie in einem Obstgarten in Zied jahrelang geblieben. Die Besitzerin sorgt aber auch gut darauf. Knollen oder bessere Zwiebeln davon schenkt oder verkauft sie nie. Wenn man von so einer Pflanze einen Teil weggibt, so geht der Rest dem andern auch nach und man verliert alles. In der Blütezeit trägt die Besitzerin einen Strauss auf dem Gesangbuch in die Kirche. Auch auf den Pfarrhof sendet oder trägt sie einige Blüten. Das war vor vielen Jahren.

In schattigen Wäldern blüht sie als letzte Frühlingsblume. Ihre Standörter sind nur denen bekannt, welche viel im Walde herumstreifen. Im Holzmenger, Burgberger und Talmescher Wald kann man sie finden. In jedem Dorf ist ein alter Mann, der die Plätze kennt.

In Talmesch weiss man auch, wie das Herrgottschäjelchen zu seinem Namen gekommen. Eine alte Frau erzählt: »Wenn die Saaten im Frühjahr zu wachsen beginnen, kommt Gott vom Himmel herunter, den Menschen unsichtbar, die Saaten zu segnen. Damit er aber die noch zarten Pflänzchen nicht zertrete, zieht er sich diese Pantöffelchen an die Füße. Wenn er sie gesegnet hat, und wieder in Himmel steigen soll, zieht er sie aus und legt sie wieder an ihren Standort, wo sie ruhig weiter blühen, als ob nichts geschehen sei.« Eine andere Frau erzählte, Gott habe sich die Schuhchen aus dem Himmel mitgebracht und sie hier gelassen. Wohin er sie aber legt, dort hätten sie sich in Blumen verwandelt, aber ihre Form behalten.

Als Gott noch auf Erden wandelte, hatte er zwischen den beiden Dörfern Kreuz und Klosdorf auf dem Hallerêch seinen Schuh verloren. Aus dem Schuh war diese Blume geworden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Eine romanische Sage, wie diese Blume geworden, erzählt man in Alzen: Es ging einmal eine Frau in den Wald, um Erdbeeren zu suchen. Weil sie ein Schuh drückte, zog sie ihn vom Fuss, legte ihn unter einen Busch und



In Heltau sagt man: Net gonk esi, (mit nur einem Schuh bekleidet) te bleifst en Wetfrâ.

Jedes Dorf hat sein Herrgottschäjelchen, wenn es auch nicht das richtige ist — und liebt es als die schönste, als eine heilige Blume.

*Lathyrus tuberosus*<sup>1</sup>, 'Knollige Platterbse', sächs.: Herrgottschäjelchen (Schellenberg, Reussmarkt), Wäld Jonisten (Burgberg), Zänerblâmchen (Alzen).

Diese Blume ist auf folgende Weise geworden: Als Maria einmal mit ihrem kleinen Sohn Jesus auf dem Arm barfuss über ein Brachfeld ging, zerstach sie sich die Füße an den Stoppeln.

ging weiter, ohne zu wissen, dass eine verheiratete Frau oder Braut nie nur mit einem Schuh bekleidet gehen darf. Es stirbt der Mann oder Bräutigam. Ein Hase bemerkte, dass sie unbewusst ihrem Manne den Tod bringen werde und wollte ihr es sagen. Er lief ihr über den Weg und rief:

Câte lunci, atâtea cruci  
De-a drag usă te tot duci  
Da de papuci să te desculti.

Wie viele Wiesen, so viele Kreuze,  
Dass du gerne immer nur möchtest gehen,  
Aber den Schuh musst du ausziehen.

Die Frau verstand ihn natürlich nicht, und fing an zu laufen vor Schrecken. Als der Hase sah, dass er ihr nicht helfen konnte, kam er zum Fuchs und sprach: »Denk dir, Gevatter Fuchs, die dumme Frau fürchtet sich vor mir, dem Hasen, und versteht nicht, dass ich sie warnen will. Komm', versuch du es, vielleicht versteht sie dich.« Der Fuchs ging der Frau entgegen und rief:

Foaie verde de bradu,  
Că-ți va muri bărbatu.

Grüne Blätter von der Tanne,  
Es wird sterben dir dein Mann.

Nun erschrak die Frau noch mehr, verstand aber auch den Fuchs nicht, sie kannte ja die Tiersprache nicht. Ihre Angst vor Hase und Fuchs war aber so gross, dass sie zu laufen anfang und lief so schnell, dass ihr auch der andere Schuh vom Fuss fiel, sie achtete es nicht und lief heimwärts. Als sie nach Hause kam, fand sie ihren Mann, den sie gesund im Hof bei der Holzarbeit gelassen, sterbenskrank im Bett. Wie sie ihm nun ihr Erlebnis mit dem Hasen und Fuchs erzählte und sie habe die Schuhe im Wald gelassen, verstand er seine plötzliche Erkrankung, und dass ihm die beiden Tiere das Leben gerettet.

Als die Frau am nächsten Tag wieder in den Wald ging, ihre Schuhe zu holen, waren sie Blumen geworden, hatten aber ihre Form behalten. Man findet sie bis auf den heutigen Tag im Wald, wo Erdbeeren wachsen und heisst sie Papucul doamnei = Frauenschuh.

Frunză verde de ovăş  
Şi papucul şi-l-a găsit  
Din papuc, o doamnele mele  
S'au înflorit floricele.

Grüne Blätter von dem Hafer  
Und die Schuh' hatte sie gefunden  
Aber aus dem Schuh, o meine Frauen,  
Es war erblüht ein Blümelein.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Äckernoss, Erdnoss, Saubrod, L. sativus, Kaecher, Dompöern, Lensöer.



Da warf ihr unser Herrgott ein paar Schuhe vom Himmel herunter. Maria zog sie an und ging nun leicht über das Feld. Damals war es noch nicht kommassiert, das Brachfeld also sehr gross, man musste lange gehen, bis ans Ende. Dort angelangt, zog sie die Schuhe wieder aus und legte sie an den Rand des Feldes. Seither blüht diese Blume im Kornfeld. Wenn zu viele sind, so ist es für das Korn nicht gut, sie werden dann ein lästiges Unkraut. Im Brachfeld gibt sie ein gutes Futterkraut. Die Blume riecht zart und angenehm und gehört zu den schönsten Feldblumen. Die Knollen werden von den Landleuten hie und da gegen Ruhr usw. gebraucht, gekocht schmecken sie angenehm süsslich.

Orchis morio<sup>1</sup> Salep ‚Knabenkraut‘, sächs.: Kretzblomen (Zied), Kukukblomen (Grosschenk), Herrgottschäjelchen (Kopisch), Salep (Wallendorf), Ruedlech (Meeburg), Kriezblomen (Burgberg), Kriôfess (Alzen); rom.: Coadă popii (Fuss) (Helleborus viridis), Coadă țapului, Poraniciu (Orchis mascula); magy.: agárfű (Fuss); vitézfű (Sigerus).

Die schönsten buntfarbigsten Frühlingsblumen findet man im Walde. Bis diese verblüht sind, werden die Bäume so dicht belaubt, dass nur noch hie und da eine zarte, blasse Blume und die Farnkräuter im schattigen Laubwalde aufkommen und bestehen können. Umgekehrt ist das mit den Wiesen. Da sind die Frühlingsblumen meist unscheinbar und kommen dann im Sommer die schönen Feldblumen zur Blüte. Wenn der Flor am schönsten, werden die Wiesen gemäht. Das ist das Zeichen, dass die Zeit für diese Arbeit gekommen.

Eine Ausnahme macht das Knabenkraut. Es ist auch eine Frühlingsblume trockener Wiesen, Triften (Dresch), wo man sie häufig findet. Oberhalb des roten Grabens an der Leschkircher Strasse und ausserhalb des Thalheimer Hohlweges ziehen sich weite Flächen, welche von den Blumen wie ein dunkelroter Teppich überzogen sind. Es ist die schönste und wohlriechendste Frühlingsblume des Feldes. Sie soll unter dem Kreuz Christi gewachsen sein und von seinem Blut die schöne Farbe erhalten haben (Meschen).

Wenn man das Knabenkraut in den Garten zur Beobachtung pflanzt, wird man bemerken, dass es wandert, und zwar immer nach derselben Seite. Es befinden sich nämlich an der Wurzel zwei Knollen, etwa von der Grösse einer grossen Haselnuss. Die kleinere, runzelige

<sup>1</sup> Klein, Flora: Orchis ‚Kruchteblum‘, O. morio ‚Schlesselblum‘, ‚Keschlechen‘. In der Apotheke werden die Knollen gewisser Arten (Tubera Salep) verwandt, welche man aus dem Orient bezieht, und die als Stärkungs- und Magenheilmittel dienen.



hat den Stengel getrieben und stirbt nach der Blüte ab, während die andere, grössere und festere Knolle den Stengel im nächsten Jahre hervorbringt. Neben dieser entwickelt sich nun eine neue, welche aus einer in der Achsel des zweiten Blattes entwickelten Knospe sich bildet, indem diese die Basis des Blattes durchbricht. Auf die Art rückt die Pflanze jedes Jahr um so viel weiter, als der neue Knollen gross ist.

Wenn die Pflanze zu verblühen beginnt, so sammelt man immer nur die jungen, festen Knollen, reinigt sie und bringt sie einige Minuten in kochendes Wasser, trocknet sie dann schnell, wodurch sie hornartig hart werden, und den unangenehmen Geruch, welchen sie frisch haben, verlieren.

Die Wurzelknollen von allen Orchisarten enthalten Stärkemehl (Amylum) nebst einem eigentümlichen, schleimartigen Tragantstoffe und liefern den bekannten Salep. Zum Gebrauche werden sie dann pulverisiert und besonders zur Bereitung von Gallerten mit Fleischbrühe oder Wasser oder gewürzter Milch verwendet. Früher hielt man den Salep für ein nährendes, reizminderndes erweichendes Heilmittel bei entzündlichen Krankheiten, Katarrhen und Zehrfieber. Man glaubte, das in den Knollen enthaltene Stärkemehl sei überaus nahrhaft. Die Ärzte verordneten es zur Nahrung für schwache Kinder. Die neuere Chemie hat das Irrtümliche dieser Ansicht bewiesen und gezeigt, dass Salep und ähnliche Stärkemehle dem Körper keinen blutbildenden Stoff zuführen.

Im Volk wurden die zerstoßenen Knollen hauptsächlich bei Durchfall und Ruhr angewendet. Gekocht als Arzneimittel (Kleinschenk).

Diese Blumen hat jeder gerne, die Mütter bringen sie abends den Kindern mit vom Felde: »Mutter, wot hōd er mer mätbroicht?« »Säch hā, Gutzo, Kretzblomcher«.

Die Hirten bringen sie in der Hand oder auf dem Hut, sie stehen dort gar gut.

Für das Milchvieh ist eine solche Weide sehr zu empfehlen, sie erzeugt viel und gute Milch (Schellenberg).

Wenn in der Nähe des Dorfes so ein Dresch ist, gehen die Kinder auch selbst hinaus, sie zu pflücken.

*Orchis catifolia* ‚Geflecktes Knabenkraut‘, Herrgottschäjelchen, Herrgotthondschen (Meschen, Kopisch). Den Namen »Herrgotthondschen« hat diese Art sicher wegen der Form ihrer Knollen erhalten. Diese sind in 3—5 Spitzen handförmig gespalten.



Diese Art ist höher und schöner als die vorige und wächst mehr auf feuchten als auf trockenen Wiesen.

Die anderen Knabenkräuterarten werden im Volk gar nicht benannt und beachtet.

*Campanula rotundi folia*<sup>1</sup> und *rapunculus*, sächs.: Tschokoladi-bêchercher (Grosschenk), Herrgottschäjelcher (Alzen, Stolzenburg), Bäicherblom (Kleinschenk); rom.: Clopoței.

Wie diese Blume zum Namen Herrgottschäjelchen kommt, habe ich nicht erfahren können, sie soll in vielen Dörfern so heissen.

Diese zwei Arten wachsen auf Wiesen, gelten als schöne Feldblumen und geben ein gutes Futter. Die Wiese, auf welcher viele »Herrgottschäjelscher« wachsen, gibt ein gutes, feines Heu. Dasselbe gilt vom Knabenkraut: dort, wo viele Herrgottschäjelcher wachsen, ist gute Weide (Kopisch).

*Campanula rapunculoides* ‚Kriechende Glockenblume‘, sächs.: Bêchercher ist nicht beliebt, führt auch überall nur diesen einen Namen. Diese Pflanze wird auf bebauten Äckern und im Garten oft zum lästigen Unkraut, trotzdem die jungen Blätter im Frühjahr als Gemüse verwendet werden können.

*Campanula media* ist in den letzten Jahren aus den Ziergärten der Stadt auch aufs Dorf gelangt und erfreut sich auch dort ihrer Grösse und schönen verschiedenen Farben wegen grosser Beliebtheit.

*Antirrhinum majus* ‚Löwenmaul‘, sächs.: Herrgottschäjelschen (Marpod und Nachbardörfer), Loiwemelschen (Kleinschenk), Limmilchi (Wallendorf), Wulfemelchen (Burgberg), Schlongemelchen (Bodendorf), Laiwemaller (Keisd), Lauwenmöl (Felldorf); rom.: Gurița.

Dieser ebenfalls beliebten Gartenblume werden nicht nur natürliche, sondern auch übernatürliche Kräfte beigelegt. Man trocknet das Kraut und räuchert damit das Vieh. Näheres konnte ich nichts erfahren. Das etwas scharfe Kraut gilt als zerteilend und wundheilend,

Grösseren Kindern ist es eine Freude, kleinere zu erschrecken, indem sie ihnen eine Blume entgegenhalten, auf den unteren Teil mit zwei Fingern drücken, wodurch das Löwenmäulchen sein Mäulchen aufsperrt, »Hamm, et frässt dich«.

*Linaria vulgaris*<sup>2</sup> ‚Gemeines Leinkraut‘, sächs.: Wäld Herrgott-

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Klackebloom, Fangerhut, Schelleblum. *C. rapunculus* ‚Rabunzel‘, ‚Gârdegrand‘, *C. rapunculoides* ‚Sâuwûrzel‘, *C. glomerata* ‚Fangerhut‘.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Kleng, Lewemeilchen, Schengraf, Tâkekraut, *L. cymbalaria* ‚Leiskreitchen, Mauerselchen‘.



schäjelchen (Leschkirch und Umgebung) Fraeflöss (Alzen); rom.: Inn sălbatic; magy.: vad len.

Dieses gelbe Löwenmäulchen wird zwar hie und da auch im Garten gehalten, doch gilt es nicht für schön und hat auch einen unangenehmen Geruch. Wo es einmal ist, da kommt keine Pflanze neben ihm auf, seine Wurzeln ziehen sich unter der Erde und bilden fortwährend neue Stengel. Bald hat es alle übrigen Pflanzen vom Beet »ewêchfriessen«. Darum lässt man es sich auf dem Feld ausbreiten, dort hat es Platz.

Reisst man einzelne Teile der Pflanze ab, so quillt ein weisser Milchsaft hervor, welcher bitter, scharf ist. Auch dieses Kraut braucht man zu Tee und zu schmerzstillenden erweichenden Umschlägen, und für Bäder schwächlicher Kinder (Alzen). Als *Herba Linaria* ist es officinell.

Aus Obigem ersehen wir, dass jedes Dorf ein Herrgottschäjelchen hat, fast immer ist es aber eine andere Blume. Immer die sich am nächsten liegenden Dörfer haben doch gewöhnlich dieselbe. Dies ist mir auch bei andern aufgefallen.

Doch kehren wir nun zurück zu den Frühlingspflanzen des Feldes.

*Draba verna*<sup>1</sup> ‚Hungerblümchen‘, würde gar nicht beachtet werden, wenn es nicht im Frühjahr so bald blühen sollte. Es ist ein sehr niedriges, dürrtiges Pflänzchen, aber sehr gesellig, es erscheint meist herdenweise und fällt durch die Menge auf. Man findet es auch auf dem Wege zur Landskrone. Seine Blätter sind kreisförmig am Boden ausgebreitet und bilden so eine Rosette, aus welcher mehrere, kleine, zarte Stengel mit weissen Blümchen herauswachsen. Es blüht vom frühesten Frühjahr bis im Mai.

*Capsella bursa pastoris*<sup>2</sup> ‚Hirtentäschel‘, sächs.: Taschekrokt (Sigerus, Fuss), Schöfblommen (Braller), Hentschenmacher, Bairelmacher (Wallendorf), Lapâtekreokt, Lapâteverstieler (Schässburg), Fräsekrejt (Grosschenk), Lâweskreikt (Alzen), Liebdichblâm (S.-Regen), Wonjertkreokt (Grosscheuern), Waisser Hedrich (Grosschenk); rom.: *Buruiana cu flori albă* (e bună de friguri, Kleinschenk), *punga popii*; magy.: pop erszénye.

<sup>1</sup> Hongerblum, Wiselchen.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Gensekierr. Die Frucht erinnert an die Tasche, in der früher die Hirten ihr Strickzeug trugen, daher der Name: »Hirtentäschel«.



Dies ist fast die gemeinste aller Pflanzen. Mit dem Frühling erscheint sie auf bebauten und unbebautem Lande, auf allen Äckern und Grasplätzen, an Wegen und auf Schutthaufen, in der Nähe menschlicher Wohnungen, im Garten und auf Mauern, und weicht erst dem strengen Winter, denn sie verträgt sogar den ersten und zweiten Kältegrad.

Die Frucht ist ein dreieckiges verkehrt herzförmiges Schötchen, in dessen seichter Ausrandung der kurze Griffel sitzt. Die Naht des Schötchens teilt jede Fläche des Herzens in zwei gleiche Teile, indem sie vom Griffel zum Grunde herabgeht

Wenn die Samen reif sind, platzen die Schötchen, die Klappen fallen ab und es bleibt nur die durchsichtige Scheidewand auf dem Fruchstiele stehen, wodurch dann die Pflanze ein eigentümliches Aussehen erhält. Die Schötchen gelten als Orakel der Liebe, sie werden abgepflückt und dabei die Worte gesagt: Ich lieb' dich (erstes Schötchen fällt herunter), vom Herzen (zweites Schötchen), mit Schmerzen (drittes Schötchen), ein wenig (viertes Schötchen), oder garnicht usw. bis der Stengel leer ist.

Der Schässburger sieht in den kleinen Herzchen Lapâten, das ist eine flache Schaufel. Man gibt einem einen solchen Stengel in die Hand und sagt: »Reiss' ein Lapâtchen ab«. Sobald der Betreffende es abgerissen, schreien alle Zusehenden: »Lapâteverstieler, Lapâteverstieler«. Die Pflanze wird von allem Vieh gerne gefressen.

Das Hirtentäschelkraut sammelt und trocknet man im Mai und kocht daraus Tee bei Fieber, Hüftweh, Gicht und Wunden. Ein starker Aufguss hat dieselbe Wirkung wie weisser Bienensaug und weisse Syringa (weiss Luirbern) gegen Leukorrhöe. Die Samen gelten als blutreinigendes Mittel. Als *Herba Bursae pastoris* officinell.

*Sisymbrium Thalianum* ‚Ackergänsekraut‘ oder ‚Ackerlevkoy‘, ist auch eine kleine unscheinbare Pflanze, die dritte im Bunde, als weissblühendes, überall, auf bebautem und unbebautem Land und auf Triften wachsend und zusammen blühend mit den beiden vorigen.

*Stellaria holostea* ‚Grossblumige Sternmiere, Grasnelke‘, sächs.: Janghärregräs, Vijelskrokt, Štarrekrejt, wächst überall auf Grasplätzen und an Hecken, hat ebenfalls weisse, doch grössere Blüten als

*Stellaria media*<sup>1</sup> ‚Gemeinste Sternmiere‘, sächs.: Maier, Meier, welche sich nicht nur auf Äckern usw. begnügt, sondern auch an die

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Gesskreichen, Leiskreichen, Vallesmichen, Gensekraut.



Wohnungen der Menschen in den Hof und Garten sich heranschleicht, zwischen die anderen edlen Gewächte eindringt, daher ein unangenehmes Unkraut ist. Doch für die Vögel, zumal für Stubenvögel sind die Blütenknospen ein beliebtes Futter. Dieses Kraut ist auch unter dem Namen Mäuse- oder Hühnerdarm bekannt. Es soll auch gut sein gegen Hautausschläge, Augenentzündungen und Geschwüre wegen seiner kühlenden, gelind eröffnenden Eigenschaft.

Auf fettem, feuchtem Boden, besonders unter Bäumen wird die Pflanze grösser und kräftiger, breitere Blätter. Diese Form hielt Wehl für eine eigene Art und nannte sie *Stellaria neglecta*. Das Volk macht da keinen Unterschied und benützt sie wie *St. media*.

*Stellaria graminea* unterscheidet sich nur durch den schwachen, niederliegenden Stengel, der oft sehr lang und ästig ist, gleicht übrigens auch der *Stellaria glauca*, welche einen aufrechten Stengel hat.

*Holosteum umbellatum* ‚Doldiges Nelkengras‘, gehört wie auch die *Stellaria* zu den Cariophyllen und wird als Volksmittel äusserlich ebenso als die vorigen angewendet. Ihr Lieblingsstandort sind auch alte Mauern, Triften und Feldraine. Merkwürdig ist die Bewegung der Blütenstiele, indem sich dieselben nach der Blütezeit in einem spitzen Winkel abwärts neigen.

Früher war das bitterlich schmeckende Kraut auch als *Herba Holostei* officinell.

Der Gattung *Stellaria* ist innig verwandt die Gattung *Cerastium* ‚Hornkraut‘, daher will ich bei dieser Art gar nicht verweilen, sondern gleich zur Bauernschminke übergehen.

*Lithospermum arvense*<sup>1</sup> ‚Ackersteinsame‘, sächs.: Schmänk-wurzel — und *L. officinale*, ersterer einjährig, letzterer ausdauernd; rom.: Meiu pässäresc; magy.: madár köles.

Unter den wachsenden Saaten zeigt sich häufig eine 15—20 cm hohe Pflanze mit ästigem Stengel und kleinen gelblich-weißen Blüten. Man kann sie leicht aus dem Boden ziehen. Die Wurzel ist dünn, spindelförmig rot und färbt ab.

Die Samen des gebräuchlichen Steinsamens enthalten in ihren Fruchthüllen Kieselerde und viel kohlensauen Kalk und werden als Hausmittel gegen Steinschmerzen und in der Ruhr gebraucht.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Stekraut, L. off. in der Apotheke gebräuchlich. Die harten Samen enthalten einen roten Farbstoff.



Früher waren die Samen als Samen Lithospermi oder Milii solis officinell.

*Calta palustris*<sup>1</sup> ‚Sumpfdotterblume‘, Goseblemcher (Grosschenk), Dadderblom (Hammersdorf), Batterblietche (Talmesch), Guiseblamchen (Alzen), Batterblom (Schellenberg), Kruadnblam (Wallendorf); rom.: Scälci und Cälcea, magy.: matsári virág.

In dieser Pflanze, welche auf feuchten Wiesen herdenweise mit ihren glänzenden Blättern und goldig-gelb weithin leuchtenden Blumen wächst, erkennt man sofort eine grössere, üppigere Verwandte des Scharbockskrautes, ist aber nicht so sanft wie dieses, im Gegenteil gilt sie sogar für giftig. Sie schmeckt scharf und bitter. Die Samen sind giftig. Die geschlossenen Blütenknospen mit Essig, welcher die Schärfe auszieht, eingemacht, werden wie Kapern benützt. Das Vieh frisst die grünen Pflanzen nicht, getrocknet sind sie ein gutes Futter.

Kraut und Blumen in Wein gekocht, mehrere Tage getrunken, beseitigt die Gelbsucht. Der Saft aus frischem Kraut samt den Blumen mit Wachs, welches zerlassen wird, gemischt, gibt ein Pflaster, welches alle Beulen und Auswüchse, welche der gesunden Haut gleich sehen, schmerzlos heilt (Alzen).

Die Blumen mit Alaun versetzt geben eine gelbe Farbe. Man sagt, wenn das Milchvieh diese gelben Blüten fresse, werde die Butte gelb, darum heissen sie auch Batterblomm. Dies ist jedoch ein Irrtum oder Aberglaube.

Die Wurzel enthält besonders im Herbste bedeutende Schärfe und auch vor den Blumen warnt man die Kinder; wenn sie solche in der Hand gehalten, dürften sie sich nicht mit der Hand an die Augen kommen, sie würden wehe (Zied).

In dem jungen Grün der Wiesen breiten sich mehr und mehr Blumen aus, und zwar bleibt noch immer die goldgelbe Farbe vorherrschend. Der Gänseblume folgt sogleich die Familie Hahnenfuss, und zwar die zuerst erscheinende, als Repräsentant einer artenreichen Gattung.

*Ranunculus auricomus*<sup>2</sup> ‚Frühlingshahnenfuss‘, im Volk auch Batterblemchen und Kalverblâm (Draas) genannt. Es gibt viele Arten

<sup>1</sup> Klein: Polsterblum, Batterblum, Frescheblum, Schmalzblum, Pelpes. Die Knospen der Blüten werden als falsche Kapern verwandt.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Frescheblum, Siem, Seim, Batterblum, Hüosemäs. *B. acris* ‚Pelpes‘, ‚Delpes‘, *R. nemorosus* ‚Schleiperchen‘, *R. repens* ‚Pelpes‘, ‚Gôfoss‘, ‚Grôfoss‘, ‚Grômes‘, ‚Krôbes‘, *R. arvensis* ‚Echelskraut‘.



dieser Pflanze, von denen aber bei uns nur noch *R. arvensis*, *R. sceleratus* und *acris* von Bedeutung sind.

*Ranunculus arvensis* erkennt man an seinen grossen, flachen, dornigen Früchten. Er findet sich oft in grosser Menge als Unkraut im Getreide.

*Ranunculus sceleratus* heisst ‚Blasenziehender Hahnenfuss‘, auch ‚Gifthahnenfuss‘, weil er von allen Arten der giftigste ist. Der Genuss seines Samens kann leicht tödlich werden.

Diese Pflanze zieht, äusserlich aufgelegt, Blasen. Durch Kochen verliert sie, wie auch die übrigen Arten, ihre Schärfe und kann dann gegen chronischen Husten angewendet, als auch als Gemüse gegessen werden.

*Ranunculus acris* ‚Scharfer Hahnenfuss‘, sächs.: Huihänkeleblommen (Grosschenk); rom.: Boglari; magy.: réti békavirág.

Auch diese Art enthält ein scharfes Gift, ihr Saft zieht ebenfalls Blasen, innerlich erregt er Entzündung der Eingeweide. Das Vieh frisst sie nicht, obwohl sie zuweilen ganze Wiesen bedeckt. Auch den Schafen ist sie als grünes Futter nachteilig, das sagt ihnen der Instinkt, sie lesen das andere Grünzeug heraus und lassen dieses schädliche stehen. Den scharfen Stoff enthalten hauptsächlich die unreifen Samen. Durchs Trocknen verlieren alle Hahnenfussarten ihre Schärfe, so dass sie im Heu dem Vieh unschädlich sind.

Einfach blühend jätet man sie im Garten als Unkraut aus, gefüllt aber wird sie kultiviert. Als solche heisst sie sächsisch Boglärcher (Fuss), Giel Striblemtcher (Talmesch), Bugelaiercher (Hammersdorf), Pujelarcher (Magarei), Sasseripcher (Gierelsau), Giel tausendschintcher (Grosschenk).

*Chrysosplenium alterni folium*<sup>1</sup>, Wechselblättriges Milzkraut; sächs.: Liewergekroj dich (Hohendorf), Mälzkreokt (Alzen); rom.: Splină de auer (Fuss), Splină; magy.: arany veselke.

Dieses ist ein niedriges Pflänzchen, das auf sumpfigen Wiesen, hauptsächlich an Quellen und Gräben wächst und goldgelbe, kleine Blütchen in einer Doldentraube hat, unter welcher goldgelbe Deckblätter stehen.

Das geruchlose, schwach kressenartig schmeckende Kraut wird als ein auflösendes, gelind stärkendes Mittel bei Leber- und Milzanschoppungen angewendet. Den Schafen ist es nachteilig.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Schmalzkraut, Mönkraut, Stëkraut. Früher wurde die Pflanze als lösend und stärkend empfohlen. Gegen die Milzkrankheiten angewandt.



Eine zweite Spezies von *Chrysosplenium*, das paarblättrige Milzkraut (*Ch. apporiti folium*) ist weit seltener, wächst aber an denselben Orten, unterscheidet sich durch seine einander gegenüberstehenden halbkreisförmigen, schweifiggekerbten Blätter. Es ist kleiner als die vorige Art, der Stengel schlägt am Grunde Wurzeln.

*Cardamine pratensis*<sup>1</sup>, 'Wiesenschaumkraut', 'Wiesenkresse'. Wächst ebenfalls auf nassen Wiesen, und zwar sind die gelben Blumen kaum verblüht, so erhalten die Wiesen einen weissen Überzug, welcher ins Fleischfarbene fällt.

Das frische Kraut und die Blüten, welche gerieben brunnenkressenartig riechen und schmecken, zugleich etwas bitter, doch minder scharf als von einer andern Art, des bittern Schaumkrautes *C. amara*, von welcher die jungen Blätter ebenfalls als Salat wie von der an manchen Orten fehlenden Brunnenkresse (*Nasturtium* off.) gegessen werden. Die Wiesenkresse ist trotz ihrer Bitterkeit ein gutes Futterkraut. Als Volksmittel werden die Blüten gegen Krämpfe gebraucht.

Etwas später blüht die auf dieselbe Art verwendete Brunnenkresse (*Nasturtium* off.), sächs.: Wisenhadrich oder Samphadrich.

Dieses Kraut schmeckt bitterlich scharf und gibt einen guten Frühjahrssalat, den das Volk aber selbst nicht bereitet, dagegen sammelt es die Blätter, auf deren Gestaltung das Wasser grossen Einfluss hat, indem die ausserhalb desselben befindlichen unzerteilt, die untergetauchten dagegen mehr oder weniger zerteilt sind. Ein Aufguss der Blätter ist gegen krankes Zahnfleisch und beim Rindvieh bei Lungenfäule.

Bei uns in Siebenbürgen gilt diese Pflanze übrigens nicht so viel als in Deutschland, in manchen Gegenden beachtet man sie gar nicht. Man sammelt im Vorbeigehen, wie das so üblich ist, im Frühjahr, »en Arfel«, damit man ja zur Not hat, wenn man beim Vieh braucht, hat man selbst zu sammeln vergessen, so wird ja die Nachbarin leihen.

In Thüringen wird die Pflanze eigens in Wassergräben kultiviert, indem man im Herbst und im zeitigen Frühjahr die Stengel in Stücke zerschneidet und diese in Wassergräben steckt, worauf sie schnell wieder sprossen.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Gesseblum, Kesblum, Wisekascht. *C. hirsuta*, 'Wengerts-kress'. Häufiger an der Mosel, in Weinbergen, wo man sie zu Salat benützt.



*Bellis perennis*<sup>1</sup>, Gänseblümchen<sup>2</sup>, sächs.: Fieldtousendschünchen, Tiusentinschken (Kleinschenk), Tausentschinsken (Grosschenk), Marjendömtchen (Felldorf), Štarreblemchen (Zied), Sassesipchen (Wallendorf, Minarken), Taisendschinsker (Burgberg); rom.: Floricele frumoose (Fuss), Butulța (Reussmarkt); magy.: szikrázó rozsácska.

Dieses überall bekannte Blümchen blüht auf Wiesen, hauptsächlich auf dem Dresch, Triften, sobald der Frühling kommt bis zum Winter. Wild ist es einfach, eine gelbe Scheibe, die am Rande mit weissen länglichen Blättern eingefasst ist — ein ganz kleines, kleines Massliebchen.

Im Garten pflanzt man die gefüllte Art an, von der es drei Farben, weiss, rot und rosa gibt. Als Einfassung der Gartenbeete geeignet und beliebt. Auch dieses kleine Blümchen ist ein Volksheilmittel, bei Gicht und Brustweh, und zwar wird die ganze Pflanze gesammelt, da Wurzel, Blätter und Blüten gelind auflösend und zerteilend wirken. Bei Kindern ist es ein leichtes Abführmittel.

*Potentilla verna*<sup>2</sup> ist ebenfalls ein kleines Pflänzchen mit gelben Blumen, welches auf Triften, an Wegen in der Nähe der Dörfer blüht, in manchen Gegenden kommt es selten vor, in manchen ist es höchst gemein, es wird nicht viel von den Landleuten beachtet, um so mehr

*Potentilla anserina*, Gänsefingerkraut<sup>2</sup>; sächs.: Guisekreokt (Alzen), Krumpkrokt (Marpod), Goisegekredich (Pretai); rom.: Coadă racului, Scrintitoare, Scrinteie; magy.: pipefű (Fuss), lud pásit (Sigerus).

Dies wächst da am besten, wo sich Gänse viel aufhalten. Man findet es besonders zahlreich in der Nähe der Dörfer, auf Triften, an Weg- und Grabenrändern, blüht das ganze Jahr hindurch. Die Wurzeln und das Kraut sind geruchlos, etwas zusammenziehend und werden gegen Wechselfieber, Blutflüsse und Krämpfe angewendet. Tee von diesem Kraut heilt letztere ob innerlich oder äusserlich. Innerlich kocht man eine Tuip (so viel als man mit drei Fingern nehmen kann) in Milch und trinkt diesen Absud warm. Äusserlich legt man Umschläge auf die schmerzenden Stellen, welche in einen Absud von in Wasser abgebrühten Kraute eingeweicht werden.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Margretchen.

<sup>2</sup> Klein: Draguner: *P. anserina*, Schwertblatt<sup>1</sup>, *P. Tormentilla*, Tormantill<sup>1</sup>, in der Apotheke verwendet man die Wurzel — *Radix Tormentilla* — gegen Leibscherzen.



(Alzen). Solch ein in Wasser angeschwelltes Kraut soll die Sommersprossen vertreiben. Als *Herba Anserinae potentillae* officinell.

*Potentilla reptans*, Fünffingerkraut<sup>1</sup>, sächsisch ebenso als obiges, hie und da: Dies krechanne Guisekriokt; rom.: *Cinci degete*; magy.: ötlevelű fű.

Dies könnte man eine Schwester der vorigen nennen. Die Blume kann man mit der anderen verwechseln, die Blätter jedoch sind zusammengesetzt aus fünffingerförmig gestellten Blättchen. *P. anserina* hat nicht gefingerte, sondern gefiederte Blätter. Die ganze Pflanze ist ebenso wirksam für dieselben Krankheiten.

*Potentilla argentea* findet man auch an allen Wegen, selbst auf alten Mauern. Dies kommt vielleicht am häufigsten vor, sieht ganz so aus als *P. anserina*, nur sind die Blätter unterseits silberweiss-filzig, am Rande umgerollt. Es lässt sich hiedurch von dem andern leicht unterscheiden, wird aber ebenso gebraucht. Alle diese Kräuter sind gute Futterkräuter.

*Tormentilla erecta*, Tormentillfingerkraut<sup>1</sup>, sächs.: Tormentillwurzel, Rûrkrokt, Blätowurzel (Alzen); rom.: *Scilipez*; magy.: vérgyökér.

Tormentilla ist der Potentilla so ähnlich, dass man sie für eine Art halten könnte. Bei Schrank hat sie auch den Namen Potentilla Tormentilla, doch Linné hält sie für eine andere Gattung, weil seine Blütheile in der Vierzahl auftreten. Auch die Landleute halten beide, was ihre Verwendung anbelangt, weit auseinander. Sie benützen nur die dicke, knotige, aussen braune, innen rötliche Wurzel, welche beim Trocknen sehr hart wird und von herbem zusammenziehendem Geschmack ist. Sie soll innerlich bei langwierigen auf Schwäche beruhenden Diarrhöen und Ruhren (wenn sich dabei keine Entzündung mehr zeigt) mit viel Erfolg angewendet werden. De Tormentellawurzel äs gor e vuirnêm Mättel<sup>1</sup>. Auch bei Blutungen, die von Schwäche herrühren. Man benützt sie auch als Gurgelwasser bei krankem Zahnfleisch, Speichelfluss, geschwollenen Mandeln (Knerren, Marpod).

Den durch hineingelegte Wurzeln rotgefärbten Brantwein trinken die Leute als magenstärkendes Mittel. Die Wurzel kann auch zum Gerben und Rotfärben (mit den Beeren des Schneeballs) benützt werden. Als *Radix Tormentillae* officinell.

*Valerianella olitoria*<sup>1</sup>, Gemüserapunzchen<sup>1</sup>, sächs.: Cicôrizalôt, Lâmszalât (Lammsalat), Wanjertzalât.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Mauseerchen.



Im zeitigen Frühjahr findet auf Äckern, Brachfeldern, Weingärten, häufig auch angebaut, kleine Rosetten von kahlen, sattgrünen Blättern, die man austicht und als Salat benützt. Die in der Nähe einer Stadt wohnenden Landleute bringen sie im Frühjahr und im Herbst auf den Gemüsemarkt, wo es um die Zeit ein sehr gesuchtes Gemüse ist. Auch von den Tieren, besonders von den Schafen wird dieses Kräutlein gerne gefressen.

Es gibt auch von dieser Art, welche unter die Baldriangewächse gehört, verschiedene, doch hält das Volk sie nur für die eine und gebraucht alle so. Die unter den Saaten vorkommende ist später, *V. dentata* und *carinata*.

*Euphorbia helios copia*<sup>1</sup>, ‚Wolfsmilch‘, sächs.: Wülfsmälch, Truddemälch, Ieselsmalch, Hangdsmälch; rom.: Laptele cânelui und Burueană de negei; magy.: farkastej.

Diese Euphorbienart ist die früheste, es wachsen später dann auch noch *E. palustris*, *E. Esula*, *E. exigua*, kleine Wolfmilch, welche auf Äckern und in Gärten als Unkraut vorkommt, *E. Cyparissia*. Alle die Wolfsmilcharten sind giftig, werden vom Vieh auf der Weide nicht gefressen, bewirken genossen vom Milchvieh rote Milch. *E. Cyparissia* sieht in noch blütlosem Zustand wie eine junge Kiefer aus, später erhält sie einen Schirm von gelben Blumen. Bei jeder Verletzung fließt stark ein weisser Milchsaft, ‚de Truddemälch‘ aus. Mit dieser Milch waschen die Trudden dem Milchvieh die Euter, dann können nur sie allein melken. (Grosschenk und an andern Orten).

Alle Arten besitzen einen sehr scharfen Milchsaft, mit welchem man Warzen usw. vertreibt, Kraut und Wurzel benützt man auch gegen Zahnweh. Der Samen betäubt.

*Euphorbia lathyris* ‚Kreutzblättrige Wolfsmilch‘ kommt hier wild nicht vor, wird aber in Gärten und im Winter auf dem Fenster als Blattpflanze gezogen (Marpod, Alzen).

Es gibt einige Frühlingsblumen, welche wild auf Wiesen wachsen, aber auch im Garten gezogen werden, und sich hier üppiger und schöner entfalten. Von diesen Blumen haben die betreffenden Hattertteile ihre Namen, Narzissenwiese (am Jungenwald), Arzisserêch, Arzissebrännchen (Burgberg).

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Hexemälch. Milchendes Stachelgewächs in Afrika nach Euphorbus, dem Leibarzt des Königs Juba benannt. *E. Latyris* ‚Porgeer Kieren‘, ‚Zenneblieder‘, ‚Warzelkraut‘, es wird in Gärten gezogen zum Vertreiben der Maulwürfe, auch wird sie als Abführmittel und gegen Warzen gebraucht.



*Narcissus poeticus*<sup>1</sup> ‚Narzisse‘, sächs.: Weiss Arzis (Kleinschenk), Aerzis, Harzis (Grosschenk), Harzissn (Wallendorf), Matissen (Meeburg); rom.: narcisă, coprină; magy.: narcissus virág.

*Narcissus pseudonarcissus* ‚Gelbe Narzisse‘, sächs.: Giel Arciss, Mierzbëcher (Leschkirch), Jonkillen, zu diesen Narzissen gehört auch die angenehm duftende Tazetta, *Narcissus Tazetta*, sächs.: Tazet, Tupchen (Marpod).

Alle diese Arten sind sehr beliebte Blumen. In den Gegenden, wo sie auch wild wachsen, gehen viele zu dem Platz, Wiese oder Wald und holen sich Sträusse, wohl auch Knollen. An der Hattergrenze zwischen Gross- und Kleinschenk ‚bëm Stôin‘ findet man sie. Auch auf einer Wiese zwischen Magarei und Bürgesch.

Die gelbe blüht zuerst, etwas später die weisse. Früher sollen die Knollen als Brechmittel verwendet worden sein, jetzt selten. Auch die Blumen sollen narkotisch scharf sein und bei Keuchhusten und Epilepsie gebraucht werden, doch, wie ich gehört, ohne guten Erfolg. Die Zwiebel der weissen soll gut sein bei Wunden, Geschwüren. Verbrennungen. Gleichzeitig mit den Narzissenarten blüht auch

*Hyacinthus orientalis* ‚Hyazinthe‘, sächs.: Jakzint (Kleinschenk), wälesch Blom (Grosschenk), Wäleschen (Marpod), Wäleschbläomen (Alzen), Schillerblemchen (Kleinscheuern), Schiulerblommen (Leschkirch), Tatscher (Burgberg), Juzinten u. Bassituten (Wallendorf), Jazint (Bistritz), Herzinchen (S.-Regen), Juchzinter (Zeiden), Jachzint (Meeburg), Aksint (Braller). Wegen des angenehmen Geruches, ihrer Farbenpracht und ihres frühzeitigen Blühens wegen das nächst der Tulpe am häufigsten als Zierpflanze kultivierte Zwiebelgewächs. Früher fand man auch dieses auf Wiesen wild wachsend, allerdings nicht überall (bei S.-Regen). Wild ist sie sehr klein, Stengel, sowohl als die Blumenglöckchen und haben nur eine weisse oder blaue Farbe. Man heisst sie *Hyacinthus esmosus* ‚Schopffhyazinthe‘, sächs. kennt man sie unter demselben Namen wie die Gartenhyazinthe, hie und da heisst sie auch Kröenzwibbel, rom.: ceapa cănească, ceapa coarilor (Fuss), magy.: mezei játzint.

Die Landleute gruben sich Knollen aus und pflanzten sie in den Blumengarten, wo sie sich zwar üppiger entfalteten, jedoch immer zart, einfach und nur weiss oder blau bleiben, werden aber doch auch heute noch in grossen Mengen zu Markte gebracht, von

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Abrelsblum, Pamprellen, N. poeticus ‚Zerleicheblum‘, ‚Stereblum‘. Nach Linné ist dies der *Narcissus* der alten Dichter.



wo sie viel gekauft werden. In den letzten Jahren hat man nun gefüllte in allen Farben von Holland, aus Harlem, kommen lassen, weil dort grosser Handel damit getrieben wird, so sind allmählich auch die schönsten Arten aufs Land gekommen.

*Hyacinthus racemosus* ‚Traubenhyazinthe‘, sächs.: Schiulerwaimercher (Kleinscheuern), Schillerblemcher (Stolzenburg), Weimereblemcher, Wanjertriblemchen (Grosschenk), Blônâjeltchen (Meeburg), Perlendelhker (Bodendorf), Blodelschker (Klosdorf), Wäld blô rossincher (Hammersdorf), Pesperaritzker (Kirchberg); magy.: fûrtös jätztint.

Die Blüten sind dunkelblau mit kurzen, an der Spitze weissen Zähnen, eirund, traubig um den runden Stengel. Diese Pflanze blüht auf grasreichen Bergebenen, und in Weinbergen. Die Hammersdörferinnen bringen sie vom Hammersdörfer Berg auf den Markt. Wegen ihren hübschen Aussehen und ihrem angenehmen zarten Geruch werden sie im Garten gepflanzt, auch als Einfassung.

*Hyacinthus Muscati* ‚Muskathyazinthe‘, sächs.: Pisemjakzinten (Grosschenk und Umgebung), Wais Nâjelscher (Meeburg), Nâjelcher (sehr häufig dieser Name). Gleicht obiger sehr, nur ist sie grösser und hat auch einen stärkeren gewürnelkenartigen Geruch. Auch diese Blume fehlt fast in keinem Blumengarten, ist jedoch nicht so beliebt als die andere Knollenblumē. Ihre Farbe ist grünlichgrau mit brauner Mündung, sehr unscheinbar.

*Tulipa silvestris*<sup>1</sup> ‚Wilde Tulpe‘, sächs.: Wald Talepoan, Gâd-rechan Taleponchen (Giesshübel); rom.: Tulipă de pădure; magy.: vad tulipán.

Diese Tulpe wächst in Weinbergen, Obstgärten und Wäldern, man findet sie aber auch an diesen Plätzen selten, viel mehr wird sie angebaut, sie ist gelb und hat einen sehr angenehmen Geruch. Die Zwiebel ist frisch merklich scharf, hat einen widrigen Geruch und wirkt brechenenerregend, gibt aber gekocht mit Öl und Pfeffer gegessen eine schmackhafte und unschädliche Speise.

*Tulipa Gesneriana* ‚Gartentulpe‘, sächs.: Tulp, Talepol, Tolipan (Wallendorf). Die Tulpe wurde 1559 vom Botaniker Konrad Gesner aus Konstantinopel nach Augsburg gebracht, verbreitete sich bald in den europäischen Gärten, wurde vorzüglich in Holland mit grosser Leidenschaft in unzähligen Abänderungen gezogen, ist jetzt auch im südlichen Europa hier und da halb wild in jedem Garten gezogen.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Tulepant.



Die Harlemer Tulpen und Hyazinthenzwiebeln sind auch bei uns berühmt, und werden von hausierenden Händlern auch auf den Dörfern gekauft, und zwar die verschiedensten Arten von einfachen und gefüllten

*Fritillaria Meleagris* ‚Schachblume‘, sächs.: Schachbrettulpe (Hermannstadt), Kiebitzei.

Auch eine Tulpenart, welche auf feuchten Wiesen wächst. (Fleischerwiese Hermannstadt). Diese zierliche Blume, deren Blütenblätter quadratförmig braun und weiss, wie ein Schachbrett, daher der Name, wird oft ausgegraben und in die Gärten verpflanzt, gedeiht jedoch nur in feuchtem Boden. Zur Blütezeit ist die Fleischerwiese sehr besucht von Schachbrettulpen - Liebhabern.

*Fritillaria imperialis* ‚Kaiserkrone‘, ist eine sehr frühzeitig blühende, schöne Pflanze. Die Blätter sind glänzend grün und verbreiten einen unangenehmen, scharfen Geruch, so dass man beim Eintreten in den Garten sofort riecht, ob die Kaiserkrone zu treiben beginnt. Der Stengel hat oben ein Blätterbüschel, unter welchem in Quirlen 5 Glöckchen hängen, diese sind gelblich rot, am Grunde mit einer weissen, grossen Honiggrube. Dieser Honigsaft wirkt brechenenerregend. Auch der Zwiebelknollen riecht äusserst scharf, widrig, betäubend und ist sehr giftig.

Diese Gartenblume ist nicht so allgemein verbreitet als die vorigen Zwiebelgewächse, trotzdem man sie für sehr schön hält.

*Amygdalus nana* ‚Zwergmandelbaum‘, sächs.: Wäldpierscheblä (Hammersdorf). Eine von den Hammersdörferinnen zum Verkauf zum Markte gebrachte sehr beliebte Feldblume; magy.: törpe mandolafa.

In Gärten findet man den sehr schön rotblühenden Zwergmandelstrauch, welcher eine wahre Frühlingszierde ist, er blüht von März—April.

*Elaeagnus angustifolia* ‚Schmalblättriger Oleaster‘, sächs.: Rächa Wegd (Hermannstadt); rom.: Maslin sälbatic; magy.: ezüstfü.

Wird als Zierblume angepflanzt. Die Blüten riechen besonders am Abend stark wie Erdbeeren, werden von den Bienen sehr besucht. Man kann aus den Blüten ein geistiges Getränk gegen Fieber bereiten.

*Convallaria majalis* <sup>1</sup> ‚Maiglöckchen‘, Volschker (Kleinschenk),

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Mereschen, Kleckerchesblum. Die Blüten — Flores liliorum convallium — werden in Infusion gegen Krampf angewendet.



Wais Leldschen (Grosschen), Leljekomfolchen (Hermannstadt) und Mâklêkelcher, Leljenkramfolchen (Urwegen). Dier weisser Lelschen (Schönberg), Wäosleljen (Feldorf), Mêblamchi (Wallendorf), Mai-klêkelchi (Bistritz), Lelschker (Burgberg); rom.: Clopocel, Sufleteale; magy.: gyöngy virág.

Allbekannte und beliebte, lieblich duftende Frühlingsblume, welche in den Obst- und Blumengärten gepflanzt, am besten auf der Schattenseite gedeihen. Auch wild, nicht so üppig als im Garten, in Laubwäldern.

Die getrockneten Blumen verlieren den Geruch ganz, sie werden pulverisiert dem Schnupftabak beigegeben, weil sie Niesen erregen. Sie bilden mit gepulverten Rosskastanien den Schneeberger Schnupftabak. Man hält das Lilienwasser für Herz stärkend.

Der Geschmack der Blüten, Wurzeln und Beeren ist widerlich bitter, etwas scharf, die saftigen, roten Beeren gelten als krampfstillend und für gut bei Wechselfieber, Wurzel und Beeren auch bei Epilepsi. Die Blätter mit Kalk geben eine schöne grüne dauerhafte Farbe.

*Convallaria polygonatum* ‚Gelenkwurzel‘, ‚Siegelblume‘, ‚Salomonssiegel‘, sächs.: Glidwurzel, Weisswurzel, Wäld leljen, Schmänjk-wurzel, Waldwäosleljen (Feldorf), Sijelblom (Hermannstadt); rom.: Pecetea lui Solomon; magy.: erdei sülyfű.

Diese Lilienart kommt hier nur im Walde, das heisst wild vor, hauptsächlich auf Hügeln und Bergen trockener Wälder. Der Name ‚Sijelblomm‘ wegen der siegelartigen Eindrücke auf der durchschnittenen Wurzel. Durchschneidet man sie quer, kommt eine weisse Figur zum Vorschein, welche einem doppelten Adler gleicht.

Der Wurzelstock ist geruchlos und süß-schleimig. Man wendet ihn als ein linderndes, zerteilendes Mittel bei Wunden und Entzündungen an, auch als Schminkmittel. Das von ihm abgezogene Wasser hält man für gut, die Flecken im Gesicht zu vertreiben.

*Convallaria multiflora* ‚Vielblumige Gelenkwurz‘, sächs.: Hangdsleljen. Diese Art gleicht obiger sehr, kommt häufiger vor und liebt mehr die feuchten schattigen Wälder, wird auch so gebraucht als jene.

*Convallaria bifolia* ‚Zweiblatt, Schattenblume‘, kommt auf manchen Plätzen im Walde herdenweise vor (in allen Wäldern des Harbachtals), ist eine hübsche, zarte, weisse, geruchlose Blume, die zwei gestielte herzförmige Blätter an der Mitte des Stengels hat, dieser



ist 8—18 cm hoch und trägt am Gipfel eine lockere Ähre von kleinen weissen Blümchen. Trotzdem diese Blumen im Wald in ihrer Menge überraschend wirken, finden sie im Volk wenig Beachtung. Die Blütezeit aller dieser Blumen lässt sich nicht leicht bestimmen, es kommt auf die Witterung und auf ihren Standort an, die im Garten kultivierten blühen bedeutend früher als die im Walde. So findet man Maiglöckchen noch im Neppendorfer Kirchenwalde, wenn der Mai längst vorüber, und fand man früher, — jetzt sind sie leider herausgepflügt — am Rande des jungen Waldes Narzissen, wenn die im Garten schon längst verblüht waren. In einen Strauss von Maiglöckchen, Tulpen und Narzissen gehört auch der Flieder, die *Syringa*.

*Syringa vulgaris*<sup>1</sup>, 'Blauer und weisser Flieder', sächs.: Lirbern, Luirbern, Lurbel (Wallendorf) und Menetlurbel; rom.: Malin, Scrinte, Scumpină; magy.: borostyán.

*Syringa persica* und *chinensis*, 'Persischer Flieder', sächs.: Spaneschluirbern.

Der Flieder ist überall bekannt und beliebt, selbst in dem Hof, wo kein Blumengarten Raum hat, steht in einer Ecke, oder hinter der Scheune ein Fliederstrauch. Lassen sich Äste von der Gasse brechen, so sind diese zur Blütezeit Gemeingut. Jeder Vorübergehende bricht sich einen Buschen Flieder ab, denn wer möchte die schöne Blume mit dem angenehmen Geruch nicht gerne in der Stube haben? So ein Strauch ist so gross und wird von Jahr zu Jahr grösser, trotzdem man ihn so viel plündert und zerreisst. Der Eigentümer lässt dies ruhig geschehen, denn er hat ja um den Strauch weder gepflegt noch gehackt, also hat er ja durch das Abpflücken keinen Schaden. Die Kinder zerpflücken die einzelnen Blüten und reihen sie ineinander wie Perlen und schmücken sich mit diesen zarten Kränzchen oder Ringelchen. Mit den grünen Blättern 'knatschen' sie. Zeigefinger und Daumen der linken Hand legt man mit den Spitzen zusammen und breitet auf das dadurch entstandene Loch ein Blatt, schlägt mit der flachen Rechten darauf, dass es kracht. Dies tut man auch mit den Lindenblättern. Oder man hält sie mit den Fingern beider Hände an den Mund und knallt mit der Zunge. Die unreifen Samen sammelt man gegen Fieber.

Etwas später blüht der spanische Flieder, dieser hat mit dem gewöhnlichen grosse Ähnlichkeit, doch ist Strauch und Blume zarter.

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Nelchesblum, Zierstrauch aus Ungarn.



Diese Pflanze ist im nördlichen Persien zu Hause, hat sich aber auch hier schon seit langer, langer Zeit eingebürgert, so dass niemand mehr weiss, dass sie nicht immer hier gewesen. Sie kam durch den Gesandten Kaiser Ferdinands I., Busbecq, dem wir auch die Einführung der Tulpe verdanken, nach Wien, und wird jetzt als beliebter Zierstrauch in Europa allgemein kultiviert.

*Aquilegia vulgaris*<sup>1</sup>, ‚Akelei‘, sächs.: Klôkeblom (in den meisten Dörfern), Det mintschenschaegeltchi (Oberneudorf), Minchenschägelchen (Minarken), Minsnschaageltchi (Wallendorf); rom.: Cinci Clopoțiale, Cinci coadie; magy.: Galomo (Sigerus), harang virág (Fuss).

Ist eine ebenfalls bekannte und beliebte, in den mannigfachsten Spielarten vorkommende Gartenblume, die nicht vieler Pflege bedarf. Hat man sie einmal im Garten, so versämt sie sich und dauert mehrere Jahre. Sie erscheint auch hie und da in Wäldern und auf Waldwiesen wild. Sie enthält einen scharfen, bitteren, narkotischen Stoff. Die Wurzel, Blätter und Blumen gebraucht man als Hausmittel selten, dagegen die kleinen glänzend schwarzen Samen, welche einen ölig schleimigen Kern haben, zerquetscht man und nimmt bei Gelbsucht, Leberverstopfung täglich mehrere Messerspitzen voll.

*Trollius europaeus*, ‚Gelbe Kugelblume‘, ‚Trollblume‘, sächs.: Dodderblom, Dodderchen (Gierelsau), Giel ranunkeln (Martinsberg); rom.: *Calcea calului*; magy.: bogláros torolja.

Diese Blume ist wegen ihren schönen, grossen, hellgelben, kugelförmigen Blumen, die an einen Eidotter erinnern, eine im Blumengarten gern kultivierte Pflanze, man findet sie auch wild in bergigen Gegenden (Hammersdorfer Berg). Die Samen sollen von Kindern gern gegessen werden. Wer viele im Garten hat, der hat auch viel Glück (Gierelsau).

*Paeonia* off.<sup>2</sup>, ‚Pfingstrose‘, ‚Gichtrose‘, sächs.: Gerjeruis (je nach Dialekt fast überall), Faierruisen (Grosschenk), Gärjeruis (Streitfort), Datjroes (Meeburg), Wiewerisen (Schässburg), Paeoni (Hermannstadt); rom.: Bojor; magy.: basarózsa.

Diese Blume gilt als die letzte unter den Garten-Frühlingsblumen, man sagt über sie: de lietzt — de hescht, det Mëdchen äs rît, wâ en Gerjeris, oder hîsch oder däck, sagt man über ein frisches rotbackiges Mädchen. Es ist wohl die beliebteste Blume bei jedem Volk, Sachsen sowohl als Rumänen. Sie hat ihren Namen von

<sup>1</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Klakeblum, Goldwurz.

<sup>2</sup> E. J. Klein, Flora, Luxemburg: Peischtrôs, Perdsrôs, Patscheblum.



der Blütezeit. Am 24 April schwellen die Knospen, in milder Gegend beginnt um diese Zeit schon das Blühen. Die Blume ist rot. Nun gibt es aber verschiedenfarbige Abarten, die das Landvolk noch nicht sehr anbaut, es findet sie auch nicht so schön als die gewöhnliche. Ist aber doch jemand im Besitze einer solchen Abart, so heisst er sie nicht Gerjeris, sondern ‚herrisch‘ Paeöni. Diese *Paeonia peregrina* und *arborea*, letztere wurde gegen das Ende des 18. Jahrhunderts (ungefähr 1790—92) durch Banks nach Europa gebracht, sie ist in China und Japan einheimisch.

Unsere gewöhnliche Gerjeris, nur die mit roten Blüten, ist sowohl im Volk als auch in der Heilkunde gegen verschiedene Krankheiten gebräuchlich, hauptsächlich, wie ja auch der Name »Gichtrose« andeutet, bei Gicht. (*Paeoni* wird sie nach Päon, dem Gott der Ärzte genannt, und wuchs nach den Mythen der Alten in dem fabelhaften Garten der Hekata).

Die süsslich-bitter und scharf schmeckende Wurzel ist vielköpfig aneinandergereicht. Sie besteht aus länglich-braunen, innen weissen Knollen, von denen 2—3 übereinander stehen. Mit jedem Jahr mehrten sie sich und wächst jedes Jahr ein Stengel mehr heraus. An den Stengeln kann man das Alter eines Strauches, welcher im Herbst abstirbt, erkennen. Solche Knollen um den Hals getragen sind gut gegen ‚de schwêr Kronkhit‘ (Epilepsie). Man nimmt frische Päonienwurzeln, schneidet sie in Scheiben und hängt 7 oder 13 Stück an einen Faden gereiht an den Hals, wenn sie trocknet, nimmt man frische. Man muss sie aber im Neumond graben, sie ist dann kräftiger. Die Wurzel wird auch gegen die Gicht und Asthma angewendet. Bei alten Schäden (se hôten Schodden) und erfrorenen Gliedern sollen die Blätter sehr wirksam sein. In trockenem Zustande hat die Wurzel ihren vorzüglich wirksamen narkotisch-scharfen Bestandteil grösstenteils verloren, sie enthält dann fast nur Stärkemehl, Schleimzucker und bitteren Extraktivstoff. Die Blüten enthalten einen roten Farbstoff. Die schwarzen Samen reiht man, wie Perlen, an Fäden und hängt sie kleinen Kindern zur Zeit des Zahnens um den Hals. Als sympathetisches Mittel zur Beförderung des Zahnens (*Zonjtparlen*). Als *Radix, Flores et Semina Paeoniae* officinell.

Die hier genannten Pflanzen bildeten den ländlichen Blumen-garten im Frühjahr vor 50 Jahren. Heute ist der Blumenflor auch da ein anderer, mannigfaltiger geworden.



Die Bäuerin überreicht der Pfarrerin einen Teller oder Tuch voll Eier mit den Worten: »Ich bronjen hâ der Frâ Motter zwâi Ôcher«. Oder sie bringt »en Klampche Botter« oder »en Däpchen Rûm«. Sie will nichts dafür, denn die Frau Mutter hat ihr ja schon gegeben »dês besanjderen Blommesôm ais Dejtschlünden«, dî wid dich ouch äst gekost hun! Nun möchte sie auch bitten um »en Päistschen« von dem nôen Geſtrech, än de Mô. Äm Mô beklaiſt alles! So sind im Laufe der Jahre auch die modernen Blumen hinausgekommen. Man freut sich auch über diese und ist stolz, wer zuerst etwas Neues hat, aber die Neuheiten bleiben doch Fremdlinge, man kennt sie nicht — darum kann man sie nur in dem Buschen am Sonntag in die Kirche nehmen, damit sie die Leute sehen. Aber sonst sind sie zu nichts nützlich, weder als Heil- noch als Beschwörungsmittel.

(Fortsetzung im folgenden Heft.)

---

### Berichtigung.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde Band XXXIX, Seite 752.  
Zeile 1 soll es heissen: geundultet statt genudultet. Es heisst ungeduldig sein, ärgerlich sein, zanken.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

- E. A. Bielez, Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Emil Sigerus. 3. Aufl. Mit 41 Abbildungen, 3 Stadtplänen und einer Karte Siebenbürgens. Kl. 8°. VIII und 284 Seiten. Mit Ergänzungen 1909. Hermannstadt, 1903. W. Kraft. 4. Aufl. in Vorbereitung.
- Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpatenvereins. Mit zahlreichen Abbildungen. 8°. Hermannstadt, 1881—1886 à K 4.—, 1887—1913 à K 5.—.
- Ernst Kühlbrandt, Die evangelische Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. 1. Hef. Zur Konterseier herausgegeben auf Kosten der evang. Kirchengemeinde A. B. vom Presbyterium. Mit Abbildungen. Gr. 4°. 71 Seiten und 10 Tafeln. Kronstadt, 1898, Homerusdruckerei Johann Götzs Sohn. Preis geb. K 6.—.
- Julius Groß und Ernst Kühlbrandt, Die Rosenauer Burg. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8°. 72 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Kraft. Preis geb. K 2.—.
- Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von Josef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Gr. 8°. XVI und 535 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Kraft. Preis geb. K 4.—.
- Dr. Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 8°. XXXVII und 404 Seiten. Hermannstadt, 1885. W. Kraft. Preis geb. K 4.—.
- Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Banerleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 2. Auflage. 8°. XV und 252 Seiten. Hermannstadt, 1883. W. Kraft. Preis geb. K 3.20.
- Siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg Kraus. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. (Fontes rerum Austriacarum, I. Abt. Scriptores, 3. und 4. Bd.) 2 Bd. K 5.—.
- Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. (Sonderabdruck aus Dr. A. Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.) Stuttgart, 1895, J. Engelhorn. Preis geb. K 1.—.
- Dr. G. A. Schuller, Dorfheimat. Lebensbilder aus der jüngstvergangenheit eines Siebenbürger Sachsenorfes. Hermannstadt, 1908. W. Kraft. 152 Seiten. Preis geb. K 1.50, geb K 2.40.
- M. Albert, Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in 5 Akten. 3. Auflage. Hermannstadt, 1912. W. Kraft. Preis geb. K 1.60, eleg. geb. K 2.60.
- Hartened. Trauerspiel in 5 Akten. 8°. 148 Seiten. Hermannstadt, 1886. W. Kraft. Preis geb. K 3.60.
- Ulrich von Hatten. Historisches Drama in 5 Akten. 8°. 132 Seiten. Hermannstadt. 1883. W. Kraft. Preis geb. K 3.60.
- Altes und Neues. Gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen. 8°. 468 Seiten. Hermannstadt, 1890. W. Kraft. Preis geb. K 5.60.
- Viktor Kästner, Gedichte in sieben-sächsischer Mundart. 2. Auflage. Herausgegeben vom Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskunde, mit einem Lebensbilde des Dichters und erklärenden Anmerkungen bearbeitet von Dr. Adolf Schullerus. 8°. XLII und 154 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Kraft. Preis geb. K 3.40.
- Friedr. Wilh. Schuster, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. 8°. X und 276 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Kraft. Preis in 1/2 Leinwand geb. K 4.40, elegant geb. mit Goldschnitt K 5.40.
- Fr. W. Seraphin, Die Einwanderer. Historischer Roman. Hermannstadt, 1904. G. A. Seraphin. Preis brosch. K 6.—, eleg. geb. K 7.20.
- Fr. Teutsch, Sachs von Hartened. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Kl. 8°. 201 Seiten. Kronstadt, 1884. H. Zeidner. Preis cart. K 2.60.
- Schwarzburg. Historische Erzählung aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. 8°. 610 Seiten. Kronstadt, 1882. H. Zeidner. Preis geb. K 6.60.
- Georg Hedt. Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. Gr. 8°. 564 Seiten. Hermannstadt, 1893. W. Kraft. Preis geb. jezt K 5.—.
- Emil Sigerus, Burgen und Kirchenfeste im siebenb. Sachsenlande. 50 Bilder in Lichtdruck. Folio. Hermannstadt, 1913. Jos. Drotless. 4. Auflage. Preis eleg. geb. K 12.—.
- Durch Siebenbürgen. Eine Touristenfahrt in 50 Bildern in Lichtdruck und Mehrfarbenbrud mit einem Vorwort und begleitendem Text. Quartformat. 2. Auflage. Hermannstadt, 1910. Josef Drotless. Preis eleg. geb. K 15.—.
- Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien. II. Serie. 18 Foliota feln in Farbendruck. Hermannstadt, 1914. Josef Drotless. In Mappe K 10.—.



## Inhalt des 1. Heftes des vierzigsten Bandes:

D. Fr. Teutsch, Friedrich Wilhelm Schuller (1824—1914) . . . . .	5—77
Pauline Schullerus, Pflanzen in Glaube und Brauch der Siebenbürger Sachsen (Fortsetzung folgt) . . . . .	78—188

### Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Herausgegeben von Fr. Teutsch:

1. Band: von den ältesten Zeiten bis 1699 von G. D. Teutsch. Gr. 8°. XII und 523 Seiten. 3. Aufl. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. Geh. K 6.40, geb. K 7.60, Liebhaberband K 8.80.
2. Band: von 1700 bis 1815 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XXXIV und 467 Seiten. Hermannstadt, 1907. W. Krafft. Geh. K 7.60, geb. K 8.80. Liebhaberband K 10.—.
3. Band: von 1816—1868 von Fr. Teutsch. Gr. 8°. XVI und 523 Seiten. Hermannstadt, 1910. W. Krafft. Geh. K 7.60, geb. K 9.—, Liebhaberband K 10.—.

**Georg Daniel Teutsch.** Geschichte seines Lebens. Von Fr. Teutsch. 626 Seiten mit den Bildnissen: Teutsch als Student und als Bischof. Gr. 8°. 1908. Geh. K 10.—, Drig. Leinenband K 12.—.

G. D. Teutsch, Predigten und Reden. Herausgegeben von Fr. Teutsch. Gr. 8°. VIII und 304 Seiten. Leipzig, 1894. Breitkopf und Härtel. Preis geb. 4 Mark.

Dr. Fr. Teutsch und Andere, Bilder aus der vaterländischen Geschichte.

- I. Band. 2. Aufl. Gr. 8°. 398 Seiten. Hermannstadt 1909. W. Krafft. Preis geh. K 5.—, in Halbleinwand geb. K 6.—.
- II. Band. Das innere Leben behandelnd. Gr. 8°. 516 Seiten. Hermannstadt, 1899. W. Krafft. Preis geh. K 6.—, in Halbleinwand geb. K 7.—.

**Hundert Jahre sächsischer Kämpfe.** Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. 8°. VI und 344 Seiten. Hermannstadt, 1896. W. Krafft. Preis geb. K 4.—.

Dr. Fr. Schuller, Aus sieben Jahrhunderten. Acht Vorträge aus der siebenb.-sächsischen Geschichte. 8°. 206 Seiten. Hermannstadt, 1895. W. Krafft. Preis geb. K 2.60.

Robert Esallner, Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte. 8°. 296 Seiten. Hermannstadt, 1905. W. Krafft. Preis geb. K 3.50.

Friedrich Müller-Vanaenthal, Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land. Weimar, 1912. A. Dunder. Preis geb. Mark 2.—.

**Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch.** Herausgegeben vom Ausschuss des Vereins für siebenb. Landeskunde bearbeitet von Adolf Schullerus und Anderen, circa 15 Lieferungen. Bisher erschienen Band I: 5 Lieferungen, Band II: 3 Lieferungen. Gr. 8°. à 10 Bogen. Straßburg, Karl J. Trübner. Preis geh. je K 4.80.

D. Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Gr. 8°. XIII und 350 S. Leipzig, 1916. R. F. Koehler. Preis geh. M 9.50, grb. M 13.—.

D. A. Schullerus, Unsere Volkskirche. Hermannstadt, 1898. W. Krafft. Preis geh. K —.40.  
— — — Um Volk und Vaterland. Siebenbürgische Kriegspredigten. Göttingen, 1915. Vandenhoeck & Ruprecht. Mark 1.35.

Dr. Richard Schuller, Theodor Fabini. Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit. 8°. 77 Seiten. Hermannstadt, 1900. W. Krafft. In elegantem Leinenband K 2.—.

Karl Römer, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde Meßchen. Mediach, 1912. G. A. Meissenberger. 79 Seiten. Preis geh. K 1.20.

Dr. Albert Amlacher, Numes. Aus Vergangenheit und Gegenwart einer siebenb.-sächsischen Dorfgemeinde. Hermannstadt, 1912. W. Krafft. 52 Seiten. Preis geh. K 1.—.

Dr. G. A. Schuller und Rud. Nemenz, Aus dem Leben der Gemeinde Großsalsch. Hermannstadt, 1913. W. Krafft. Preis geh. K —.60.

Dr. B. Roth, Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen. 8°. 127 Seiten mit 24 Tafeln. Straßburg, 1905. J. H. E. Heitz. Preis geh. M 10.—.

— — — Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen. 8°. 178 Seiten mit 30 Tafeln. Straßburg, 1906. J. H. E. Heitz. Preis geh. M 12.—.

— — — Geschichte des deutschen Kunstgewerbes in Siebenbürgen. 8°. 260 Seiten mit 33 Tafeln. Straßburg, 1908. J. H. E. Heitz. Preis geh. M 16.—.

— — — Beiträge zur Kunstgeschichte Siebenbürgens. 335 Seiten mit 115 Abbildungen. Straßburg, 1914. J. H. E. Heitz. Preis geh. M 35.—.

— — — Siebenbürgische Altäre. 242 Seiten mit 141 Abbildungen. Straßburg, 1916. J. H. E. Heitz. Preis geh. M 45.—.